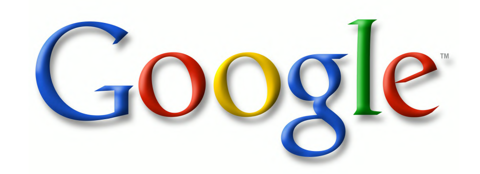
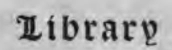




Ernste Antworten auf Kinderfragen

Von

Rudolph Penzig





Ernste Antworten auf Kinderfragen.

Ausgewählte Kapitel

aus einer

praktischen Pädagogik fürs Haus

von

Rudolph Penzig,
Dr. phil.

Dritte durchgesehene Auflage.



Berlin 1904.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Man muß eigentlich gut sein, um sich bessern zu können. Das klingt paradox und ist doch nur einfach wahr. Nie fühlt ein Kind sehnsüchtiger und brennender den Wunsch, noch besser zu werden, als wenn es eben von den Eltern gelobt werden konnte. Erfreut und doch auch im tiefsten Innern beschämt steht es da, Tränen in den Augen; ein wohliges Schluchzen schwellenden Glücksgefühls — Homers „süßer Drang zum Weinen" — steigt ihm die Kehle hinauf, und es gibt keinen Augenblick in seinem Leben, wo sein Herz sich reiner und kräftiger zu allem Guten fühlte.

Ähnlich geht es dem Verfasser eines Buches, wenn ihm über alles Erwarten hinaus Lob und Dank für seine bescheidene Gabe geworden ist. Nicht, daß nicht auch Tadel, zum Teil berechtigter, laut geworden wäre. Aber auch dieser Tadel ist fast durchweg so offenkundig von freundlicher Gesinnung diktiert gewesen, daß ich ihn mit einschließen muß, wenn ich für die herzliche Aufnahme des Büchleins danke. Der beste Dank wäre nun freilich das Bessermachen. Aber da hapert's. Nicht nur, daß häufig ein Gedankengang, der von der einen Kritik bemängelt wird, von einer anderen gerade mit Beifall begrüßt wurde — das ist ebenso unvermeidlich, als es unmöglich ist, es allen recht zu machen; aber bei dem redlichen Versuch, hier oder dort eine Stelle zu ändern, ein mißverständliches Glied aus der Gedankenkette auszubrechen oder auszuwechseln, da merkt man erst, ein

wie festes Gefüge doch eine solche in kurzer Zeit aus einheitlicher Stimmung und einem Guß geschaffene Arbeit hat. Das gibt nur Risse, Sprünge und — Flicken. Dabei sagt diese verhältnismäßige Unverbesserlichkeit gar nichts über den Wert der Arbeit: ein einfaches Wasserglas oder eine feingeschliffene Kristallvase — gekittet sehen sie beide nicht mehr schön aus.

Das vorliegende Buch ist also — ich meine es ganz ernsthaft — nicht gut genug, um viel besser werden zu können. Wollte ich's von Grund aus bessern, so würde ein anderes Buch daraus. Und da es in dieser unvollkommenen Gestalt doch Freunde gefunden hat, so lassen wir es am besten wesentlich so, wie es ist.

Eine kleine Plauderei über den Kampf gegen die Lüge, die schon in der Wochenschrift „Ethische Kultur“ gestanden hat, ist neu hinzugekommen, ebenso ist das schwierige Kapitel über die Behandlung geschlechtlicher Fragen etwas erweitert worden. Dem Kapitel: „Das Kind und die Gottheit“ einen besonderen Abschnitt über die Gestalt Jesu von Nazareth hinzuzufügen, wie ein wohlwollender Beurteiler im „Protestant“ wünschte, habe ich mich nicht entschließen können. Eine Stellungnahme in der christologischen Frage fällt aus den Grenzen des Buches heraus, und vor allem muß man Dinge, die den feinsten persönlichen Takt des Erziehers erfordern, nicht allgemein vorschreiben wollen.

Es ist im allgemeinen der Vorwurf erhoben worden, das Buch fordere zu viel von den Eltern. Ich meine, daß man auf sittlich-pädagogischem Gebiet gar nicht zu viel fordern kann. Die unverschämteste Forderung ist die beste; für die Bescheidenheit bleibt später Raum in der dankbaren Anerkennung des Wenigen, was man erhält. Jedes Ideal ist unverschämt, denn es nimmt nicht die geringste Rücksicht auf unser schwaches Können. Das Buch kann aber auch nicht einmal den Anspruch erheben, ein fest umrissenes Ideal der Erziehung aufzustellen. Dazu fehlt ihm die Systematik. Es will und soll nichts, als denkenden Eltern und Erziehern diese oder jene Anregung geben zu e i g e n e m Schaffen

auf dem Gebiete individueller Erziehung. Erziehung ist eben Kunst, nicht zu allererst ein Wissen, und der menschenbildende Künstler muß das Beste, die Feinfühligkeit aller Organe, den Takt, ebenso mitbringen, wie er das Idealbild dessen, was er schaffen will, in eigener Seele trägt: den besseren Menschen der Zukunft.

Charlottenburg, am 8. April 1899.

Dr. R. Penzig.

Zur dritten Auflage.

Ohne gerade Sit ut est, aut non sit sagen zu wollen, sende ich doch diesen Abdruck im Wesentlichen unverändert hinaus, einer späteren größeren Muße die gründliche Neubearbeitung vorbehaltend.

Charlottenburg, im Februar 1904.

Dr. R. Penzig.

Inhaltsangabe.

		Seite
1. Kapitel.	Kinderfragen. Psychogenesis. Was ist das? Wie macht das? Wozu ist das? Wer hat das gemacht? Warum macht man das?	7
2. Kapitel.	Ernste Antworten. Scherz und Märchen. Kann man dem Kinde alles sagen? Die Storchfabel und Verwandtes . .	33
3. Kapitel.	Das Kind und die Eltern. Warum soll ich? Warum darf ich nicht? Praktische Begründung der Sittlichkeit .	56
4. Kapitel.	Das Kind und seine Geschwister, Freunde und dergl. Mein und Dein. Der Kampf gegen die Lüge. Das Kind und die Dienstboten	93
5. Kapitel.	Das Kind und die Schule. Anzeigerecht und Anzeigepflicht	148
6. Kapitel.	Das Kind und die Natur. Sein Verhältnis zur Tier- und Pflanzenwelt. Leben und Tod	173
7. Kapitel.	Das Kind und die Gesellschaft. Bettler und Wohltätigkeit. Die ständische Gliederung. Verbrechen und Strafgewalt. Krieg. Obrigkeit und Kirche	213
8. Kapitel.	Das Kind und die Gottheit. Der „liebe" Gott. Wahre Frömmigkeit. Was an der Religion lehrbar ist. Erlebte Liebe. Gebet.	245

Erstes Kapitel.

Kinderfragen.

Kinderfragen! — Mit einem Lächeln um die Lippen sprechen wir das Wort aus, einem Lächeln, das ebenso dem wehmütigen Andenken an die entschwundene eigene Jugendzeit, wie dem Bilde unserer kleinen Lieblinge gilt, wie sie, die großen Augen im lockenumrahmten Antlitz weit den Wundern der Welt geöffnet, mit ungelenker Zunge drollige Fragen über Fragen hervorstammeln. Die schrecklichen Kinder! Nicht nur im Sinne unserer Witzblätter, die ihnen wohl manchmal unkindliche Fragen nur des Witzes wegen unterlegen, aber schrecklich in ihrer nie ruhenden, nie erlahmenden Fragesucht, die das Höchste und Niedrigste, das Nächste und Entfernteste mit gleichem inbrünstigen Ernst zu ergründen strebt, die sich an die Schürze der Mutter hängt und ihr Ohr in nimmer ermüdendem hartnäckigem Wortschwall betäubt, die den Vater durch die anscheinende Plötzlichkeit und Unvermitteltheit der Fragen verblüfft und über das Familienzimmer hinaus bis in die Küche und Dienstbotenkammer ihre forschende und bohrende Tätigkeit richtet. Schrecklich? Nicht vielmehr bewunderungswert, hocherfreulich und nützlich? Niemand weiß das besser, als die bedauernswürdigen Eltern, die etwa ein Kind haben, dem sich das Band der Zunge nicht lösen will, das mit stumpfem, ausdruckslosem Blick die Buntheit seiner Umgebung anstarrt, das, wie Parsifal, der reine Tor, in vollkommener Einfalt das bunte Weltgedränge mit seiner Freude und seinem Leid an sich vorbeiziehen läßt und — nicht fragt! Was gäben

sie darum, wenn sich das blöde Auge zu einem verwunderten Frageblick beleben, der stumme Mund zur ersten Frage nach einem Warum? öffnen wollte! Selig die Eltern, deren Kinder fragen, viel fragen, nach allem fragen, unermüdlich fragen, denen die ganze Welt ein zur höchsten Verwunderung reizendes unverständliches Bild ist, zu dem sie die erschöpfende Erklärung von ihrer Eltern Mund erhoffen, die aus dem Wundern nicht herauskommen, das der Anfang aller Weltweisheit ist, die das Welträtsel als ein ihnen persönlich aufgegebenes schweres Problem fassen, dem sie auf den Grund kommen müssen. Versetzt euch nur hinein in ihre Lage, ihr Eltern, denen manchmal der unstillbare Frageborn unbequem oder störend erscheinen will! Aus dem großen Nichts des Unbewußten, dem absoluten Dunkel des Nichtseins, sind sie aufgetaucht, alle Sinnenpforten geöffnet, das kleine Gehirn arbeitshungrig, selbst in ihrer kläglichen Unbeholfenheit und doch brennenden Erkenntnissucht ein holdes Rätsel. Wie ein brandendes Meer schlagen die Geräusche der Welt an das Ohr des Neugeborenen; das Auge, des Lichtes ungewohnt, vermag nur langsam die Bilder der Netzhaut aufzunehmen, die kleinen Fingerchen tasten und begegnen fremden unerhörten Widerständen, die Zunge schmeckt Süßes und weiß nicht woher, und auch das kleine Stumpfnäschen ist der Überbringer guter oder schlechter Botschaft von außen. Von außen — was ist das? Sie kannten nur ein Innen, ein warmes pulsierendes Leben im bergenden Mutterschoß, eine wohlige Zweieinigkeit von Mutter und Kind — und nun plötzlich mutet man ihnen zu, harte, kalte, stoßende Sachen einer Außenwelt als existierend anzuerkennen und ihren lieblichen Traum aufzugeben, in dem sich so wohlig vegetieren ließ.*) Sie werden ja damit fertig, wie man

---

*) Vergl. W. Preyer, Die Seele des Kindes, Leipzig 1884, S. 105. „Die erste Periode des menschlichen Lebens gehört zu den am wenigsten angenehmen, da sowohl die Anzahl der Genüsse, als die Genußfähigkeit eine geringe ist und die Unlustgefühle überwiegen, bis der Schlaf sie unterbricht.“

im Leben mit vielem fertig werden muß, was einem nicht behagt; sie gewöhnen sich an die blendende Lichtfülle, die in ihr kleines Gehirn hineinstrahlt; sie lernen aus dem tobenden Chaos vor ihrem Ohr Stimmen und Töne herauszufischen; sie empfinden und fühlen allmählich hart und weich, kalt und warm, trocken und naß, wohlschmeckend und abstoßend; ja über den Umweg von nützlich und schädlich gleitet auch der Begriff von gut und schlecht in ihre Innenwelt hinein. Aber soviel Reize von außen, soviel Fragen von innen! Was Wunder, wenn dann, sobald die Zunge der Gehirnleitung zu gehorchen anfängt, eine schier unerschöpfliche Flut von Fragen hervorbricht? Die geistige Riesenarbeit, die jedes Kind in seinen ersten fünf Lebensjahren leistet, ist größer, als die gesamte Arbeit eines späteren Gelehrtenlebens; mit den Kräften eines Atlas erfaßt es die ganze fremde Welt, um sie zu tragen und nicht von ihr fortgetragen zu werden; aus jeder neuen Berührung mit ihr schöpft die Erkenntnis frische Kraft, ein weiteres Stück zu meistern, und die Fragen sind nur ausgestreckte tastende Finger, um die Außenwelt desto fester zu packen. Alle die Verhältnisse, Menschen, Dinge, Begriffe und Vorstellungen, die uns ein langes Leben vertraut gemacht hat, stehen ihm mit einemmal vor dem staunenden Auge; von der Sonne am Himmel bis zum Wurm an der Erde gibt es nichts, das ihm nicht neu wäre und in ein Verhältnis zu dem kleinen Gehirn treten möchte. Täglich und stündlich schlägt eine fremde Sprache, in vielen Jahrhunderten zur schärfsten Ausprägung der feinsten Gedankenverbindungen gebildet, an das Ohr des Kindes; es hört abenteuerliche Worte und merkt, daß die Erwachsenen sich damit verständigen. Nicht ausgeschlossen möchte es sein aus dem Zauberkreis, den seine Liebsten da um sich ziehen — und so liest es die Worte von den Lippen, wälzt sie wundernd im Gehirn und *fragt* endlich nach dem Schlüssel zu dem großen Geheimnis, das es allenthalben umgibt. „Der Moment des Eintretens der Frage ist für das sprechende Kind von der höchsten Bedeutung; denn mit

der Frage erwirbt es gleichsam die Wünschelrute, welche ihm gestattet, jederzeit nach Belieben am geistigen Besitze Erwachsener teilzunehmen und sich mit demselben zu bereichern . . . Mit der Aneignung der Frage macht das Kind einen ähnlichen gewaltigen Fortschritt in seiner geistigen Entwickelung, wie ihn das Gehenlernen auf dem Gebiete der körperlichen Entwickelung bezeichnet. So wie das laufende Kind nicht mehr zu warten braucht, bis die Dinge der Außenwelt zu ihm kommen, so besitzt das fragende ein Mittel, die Personen seiner Umgebung zu nötigen, auf den Verlauf seiner Vorstellungen einzugehen."*)

Aber im Verlauf seiner Vorstellungen ist die Frage schon aufgetaucht, ehe noch die Zunge vom Gehirn die richtige und zweckmäßige Leitung zum sprachlichen Ausdruck erhalten hat.**) Fragt nicht schon der Blick des Neugeborenen, trüb, undeutlich, mit maßlosem Erstaunen die Pupille öffnend, was es hier solle, was man von ihm wolle, was das alles zu bedeuten habe? Das Auge der Mutter versteht diesen Blick, und mit freundlichem Lächeln, kosenden, dem Vater fast sinnlos erscheinenden Lauten sucht sie das fragende Gesichtchen zu beruhigen, den Protest des in seinem innersten Leben durch die böse Außenwelt gestörten Einsiedlers zu beschwichtigen. Das Kleine verzieht sein Mündchen, runzelt die Brauen und mit schmetterndem Geschrei stellt es die unwillige Frage: warum so hell? warum naß? warum hungrig? Erschreckt flieht gewöhnlich der Vater — verdammen wir ihn darum nicht sogleich —, ihm mangelt ja das feine Gehör, das

*) Gustav Lindner, Zum Studium der Kindersprache, im „Kosmos", herausg. von Dr. B. Vetter, Stuttgart, E. Schweizerbart, 1885. I. S. 163.

**) W. Preyer, a. a. O. S. 259. „Das der Wortsprache noch unkundige Kind . . . zeigt dem aufmerksamen Beobachter deutlich, daß es lange vor der Kenntnis des Wortes als Verständigungsmittels der Menschen und lange vor dem ersten erfolgreichen Versuche, in artikulierten Wörtern sich auszudrücken, ja sogar lange vor der Erlernung der Aussprache auch nur eines einzigen Wortes, Vorstellungen logisch verknüpft, d. h. denkt. Denken ist zwar „inneres Sprechen", aber es gibt auch ein Sprechen ohne Wörter."

die Wesensgleichheit, die monatelange Teilhaberschaft am gleichen Blutstrom und der gleichen Innervation der Mutter verleiht; sie natürlich weiß die Laute zu deuten; sie fühlt mit dem Kinde, als ob keine Trennung stattgefunden hätte — und das Kind beruhigt sich bei ihrem geräuschlosen, freundlichen Eingreifen; es merkt: hier ist Rettung vor aller Leibes- und Seelennot, Erfüllung jeder Bitte, Antwort auch auf unartikulierte Fragen. Noch fließen dem Kinde fragen und bitten in einander, wie in der etymologischen Entwickelung der beiden Zeitwörter viele Sprachen zunächst nur einen Ausdruck für beides haben; die Unselbständigkeit und Hilflosigkeit der ersten Lebensjahre wendet sich täglich und stündlich an die Helfermacht und Einsicht der Eltern mit fragender Bitte oder bittender Frage, und die Hellhörigkeit und Geschicklichkeit, so ausgesprochene Bitten richtig zu deuten, gibt der Mutter in der ersten Erziehung das Übergewicht über die Wärterin, der Wärterin das über den Vater. Dessen Zeit kommt viel später, wenn die Fragen der körperlichen und ersten geistigen Erziehung bereits vortrefflich beantwortet sind, wenn die Frage zum Zweck der Erweiterung des intellektuellen Gesichtskreises die einfache Bitte um Entfernung von Störungen verdrängt hat.

Wonach oder was fragt nun das Kind zunächst? Diese Frage ist natürlich ganz allgemein kaum zu beantworten, da hier die gesamten Verhältnisse seines jungen Lebens mitzusprechen haben; dennoch wird man kaum fehl gehen, wenn man die erste Kinderfrage*) im wesentlichen auf die Form zurückführt: Was ist das? Sie ist wesentlich eine sprachliche Frage, gestellt zum Zwecke der Erweiterung des Wortschatzes; ihre

*) G. Lindner, im 12. Jahresbericht des Lehrerseminars zu Zschopau 1882. S. 13. „Die erste Frage; isn das? von: was ist denn das? wurde im 20. Monat beobachtet, das Fragewort was? im 22. Monat.“ Eine etwas abweichende Meinung bei Preyer, a. a. O. S. 379, wo der 28. Monat als Beginn der Fragetätigkeit und die Wo?-Frage als erste bezeichnet wird.



physiologische Vorbedingung ist natürlich, daß das Kind bereits die Verschiedenheit der Gegenstände erkannt habe und um Ordnung in seinem Vorstellungskreise bemüht sei. Darum befriedigt auch die einfache Namensnennung zunächst; es werden mit einem Worte Vokabeln gelernt, freilich nicht in der geistabstumpfenden Manier des Vokabulars, sondern mit Comenius'scher Verbindung von Anschauungsbild und Worterklärung. Darum weiter sind es sinnfällige Gegenstände, auf die sich der Wissenstrieb richtet; denn die Welt der Abstraktion ist, obwohl unverstandene Ausdrücke aus ihr in der Sprache der Erwachsenen fortwährend an das kindliche Ohr schlagen, ihm noch völlig eine fremde Welt, deren Existenz es kaum ahnt; darum nimmt es schwerere Wörter, auch fremdsprachliche, nicht wesentlich schwerer in sein Gehirn und auf die Zunge, als die leichteren der Muttersprache. „Mikroskop" und „Regulator" sind ihm ebenso vertraut, wie „Tasse" und „Gabel", vorausgesetzt nur, daß es jene Dinge täglich sieht wie diese. Die Namengebung ist die erste Herrschertat, die von der mosaischen Schöpfungsgeschichte dem Menschen der Natur gegenüber zugeschrieben wird. Und in der Tat ist diese Namengebung auch eines Herrschers würdig. Mit dem Augenblick, wo der Mensch sich innerlich gezwungen findet, eine zunächst doch völlig subjektive Erscheinung zu benennen, anstatt sie mit dem erstaunten und stupiden Ah! des Wilden an sich vorübergehen zu lassen, mit diesem Augenblick erkennt er an, daß diese Erscheinung nicht nur subjektiven, sondern auch objektiven Wert habe, er ahnt, daß es andere fühlende, wollende und denkende Wesen neben ihm gibt, mit denen er bereit ist, sich zu verständigen; er läßt die Erscheinung nicht unangefochten vorübergehen, sondern faßt sie mit seinem Worte, umspannt ihre Vielheit mit dem eisernen Reif seines Begriffes, stempelt das vorüberflüchtende Exemplar aus der Herde der Erscheinungen mit seinem Herrschernamen, und wenn das Kind diesen Namen auch fast immer aus dem Munde seiner Umgebung als ein fertiges Verständigungsmittel empfängt,

was tut das? Beweist es doch damit nur die geistige Lückenlosigkeit seines Erbschaftsanspruches auf die überkommene Herrscherwürde. Le roi est mort — vive le roi! Die Menschen sterben, der Mensch als Herrscher der Natur bleibt. Und doch prägt es gelegentlich auch ein individuelles Urwort eigenster Mache. Welche Kinderstube kennt nicht die drolligen Neubildungen von Namen aus kindlichem Munde, die, eine zeitlang im Scherz von der Familie aufgenommen und weiter verbreitet, allmählich, aber sicher, der Notwendigkeit einer allgemeineren Verständigung zum Opfer fallen. Die Sprache der Kinderwärterinnen enthält eine Menge derartiger Wurzelwörter, natürlich nach der örtlichen Entfernung auch verschieden, aber doch in vielfacher Übereinstimmung, meist zu erkennen an der einfachen Struktur einer Silbendoppelsetzung; die edelsten unter ihnen: „Mama und Papa“ sind ja sogar aus der Kinderstube in die Schriftsprache übergegangen.*) Sehr bald empfindet übrigens auch das Kind selbst die Minderwertigkeit seiner selbstgeprägten Ausdrücke, und in dem unbewußten Streben, die Brücke zur Verständigung mit aller Welt nicht abzubrechen, in dem bewußten Wunsche, so zu sprechen, wie die Erwachsenen, verfallen die lallenden Namen der ersten Kinderzeit frühzeitiger Verachtung.

An die orientierende Frage Was ist das?, die den Gegenstand etikettiert und in den geistigen Besitzstand des Kindes einordnet, schließt sich bald die Frage: Was (Wie) macht das? Daß ein Ding etwas „mache“, ist die erste Voraussetzung des die ganze Umgebung beseelenden Kindergeistes; ist er doch selbst in

---

*) Andere Beispiele liefert wohl jedes Haus selbst. Es sind natürlich meist die gewöhnlichen Gegenstände und Handlungen, die dieses embryonale Stadium der Benennung durchmachen; ich zitiere noch aus meiner Kinderstube: „njam-njam“ (pappapp) = essen, eia-eia = schlafen, Hotto = Pferd, piepip = Huhn (Vogel), wau-wau = Hund, muh-muh = Kuh, guck-guck = sehen, lala = singen. (Bei einer lettischen Wärterin verwandelte sich schlafen in „tschtutschen“, offenbar aus tscht! tscht! frz. chut! chut!) Sehr selten ist wohl die sonderbare Neubildung meiner dreijährigen Irma für das an anderen gesehene Lesen = „kappo kappo“!

angestrengtester Arbeit, etwas zu „machen“, in unaufhörlicher Produktivität.*) Außerdem fallen von selbst alle die Objekte, die sich bewegen, ein Leben verraten, ja vielleicht auch gleichzeitig nicht nur auf das Gesicht, sondern auch auf das Gehör oder den Tastsinn Einwirkungen ausüben, dem Kinde viel mehr auf, als die stumme leblose Umgebung der Dinge und verleiten es zu dem voreiligen Analogieschluß, allem Wahrgenommenen eine intime Kraft „etwas zu machen“ zuzuschreiben. So unbedingt falsch ist ja der Schluß nicht, insofern in der Tat jedes konkrete Ding ein Kraftquelle darstellt und ohne Wirkung irgend welcher Art nicht erfahren werden kann. Hatte die Frage nach dem Was ist das? der Namensgebung gegolten, so gliedert die Frage: Was oder wie macht das? den Gegenstand in die äußere Welt ein und sucht seinen Beziehungen zur Umgebung, in der sich das Kind ja auch findet, auf die Spur zu kommen. Der nackte Gegenstand bekleidet sich allmählich mit Eigenschaften, ohne daß doch das Kind anders, als mit der eben erwähnten Frage, ihm nahekäme. Über das einfache Vokabellernen hinaus ist hier ein gewaltiger Schritt geschehen, auch nach der rein sprachlichen Seite hin; es werden Sätze nachgedacht und neugebildet. „Das Messer schneidet (macht „weh-weh“), das Feuer brennt, die Katze miaut usw.“ Durch eine Verbindung der Operation der Namengebung mit der Lehre über die Wirkung der Dinge entsteht das Eigenschaftswort, und der jugendliche Verstand kopuliert nun Eigenschaftswort und Subjekt. Z. B. Messer schneidet, Schere schneidet, Glas schneidet. Was schneidet, ist scharf. Messer, Schere, Glas ist scharf. Die ganze belebte Welt drängt sich zunächst auf die Frage: Was macht das? um das Kind herum; die Tiere treten aus dem Kreise mißtrauischer

*) Ebenso die sprachschaffende Menschheit, wie L. Noiré nachgewiesen. „Nichts hatte ein Interesse, nichts existierte überhaupt für die älteste Menschheit, als was als tätig gedacht und genannt werden konnte.“ Max Müller, Ursprung und Entwickelung der Religion, Straßburg 1886. S. 316.

Fernbeobachtung, den das Kind, seiner Ohnmacht wohl bewußt, um sie gezogen hatte, heraus und muhen, krähen, singen, krächzen, iaen, wiehern, gackern usw., sie fressen, gehen, liegen, stehen, springen, fliegen, kurz, sie melden sich als entfernte Verwandte, werden aber vom Kinde in überströmender Herzlichkeit gleich als nahe Freunde begrüßt; sie „machen" doch auch alle ähnlich, wie wir machen, oder wir können ihnen wenigstens nachmachen! Mit etwas geringerem Enthusiasmus steht das kleine Kind der Pflanzenwelt gegenüber. Die Blume blüht, gewiß; aber der Vorgang ist ein zu stiller, versteckter; das gleichfalls blühende Kind merkt nichts von Ähnlichkeit dabei und wüßte auch nichts nachzumachen; die Blume duftet, vortrefflich; aber das arme Kind kennt in seiner begrenzten Erfahrung nur entgegengesetzte Vorkommnisse mit traurigen Folgen, und die Frage was hast du gemacht? hat einen betrübenden Doppelsinn.

Nun wird die Frage: was oder wie macht das? außerhalb der belebten Welt bald abgelöst von der Frage: wozu ist das? Es ist mir immer als ein merkwürdiges Zeichen der menschlichen, durchaus nach Zielen oder Zwecken fragenden (teleologischen) Vernunft erschienen, daß die Frage nach dem Wozu? lange vor der Frage etwa nach dem Woher? oder Warum? auftaucht. Die Tatsache wird von erfahrenen Kennern des Kindesalters m. E. kaum in Zweifel gezogen werden, obwohl mir außer meiner Erfahrung keinerlei statistisches Material dafür zu Gebote steht. Es mag wohl eine völlig natürliche Wirkung des Einflusses sein, den gebildete Eltern, ohne es zu wollen, auf das Kind ausüben. Rings um sich herum sieht es durchaus nach Zwecken handeln und je näherliegend diese Zwecke sind, desto besser; nicht nur die Menschen, die Tiere, alle Gegenstände sind bestimmt zweckvoll gestaltet, wenigstens in unserem modernen Leben; sie dienen alle zu etwas, und sehr selten nur gerät zunächst etwas in den Gesichtskreis des Kindes, das ohne alle Zweckbeziehung zum Dasein seiner Eltern oder seinem eigenen wäre. Kein Wunder, daß sich die Frage: wozu ist das? so frühe menschlich-egoistisch hören

läßt. Denn menschlich-egoistisch ist dieses Wozu sicherlich gedacht. Ebenso wie die Menschheit Jahrtausende gebraucht hat, um von dem naiven Wahn loszukommen, die ganze Welt sei gleichsam nur die reiche Mitgift, die Mutter Natur ihrem geliebtesten Kinde, der Menschheit, zu seinem Belieben überlassen, ebenso lebt das Kind, unbekümmert um seine noch augenblickliche Ohnmacht, des unbescheidenen Glaubens, daß alles Wozu nur auf menschliche, speziell seine eigenen Zwecke gemünzt sei. Dieses Wozu gleicht zunächst nur allzusehr der bedenklichen Frage, die das Kind praktisch an alle Gegenstände, die es erreichen kann, stellt: Was kann ich damit machen? Oder auch schon objektiv: was kann man damit machen? Daß man aber mit jedem Objekt etwas machen können müsse, anders, daß jeder Gegenstand zu etwas dienen müsse, ist eben eine unwillkürliche Annahme des kindlichen Egoismus. Der schwierige philosophische Begriff eines Selbstzwecks, der ja gewiß auch für uns an einer gewissen Unklarheit leidet, besteht schlecht vor dem kindlichen Denken. Gewiß ist es eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung, gerade bei Beantwortung dieser Frage aufs nachdrücklichste zu betonen, daß für alle Naturdinge die Zweckbeziehung auf den Menschen etwas Sekundäres, Hinzugekommenes ist, aber keineswegs die Hauptsache. Die Frage nach dem Wozu eines Käfers, Schmetterlings, einer Blume sollte glatt abgewiesen werden, mit dem Hinweis darauf, man frage ja auch nicht nach dem Wozu der eigenen Existenz des Kindes. So gut wie es sich des Lebens freue, ohne daran zu denken, irgend einem Zwecke zu dienen, ebenso gut hätten auch Tier und Pflanze, Organisches und Unbeseeltes das Recht der Existenz kraft ihres Daseins, ohne nach einer Beglaubigung durch fremdes Interesse fragen zu müssen.

Nicht Gemütsroheit ist es, sondern falsche Erziehung, die so häufig aus dem Kind, das bewußt niemandem gern weh tut, einen grausamen Zerstörer und Tierquäler und bewußten Egoisten werden läßt. Es hat dann in der Regel auf seine Frage Wozu

falsche, unüberlegte, törichte Antwort bekommen. Ich habe wohlerzogene Kinder gesehen, durchaus kindlich und mitleidsvoll mit der ganzen Natur, die mit fanatischem Eifer unglückliche Baumwanzen, Maikäfer, Raupen zerstampften, wo sie sie nur fanden — ja noch schlimmer, sie suchten sie zur Vernichtung mit Eifer auf — nur weil ihnen auf die Frage: wozu denn diese Wesen da wären, leichtsinnig geantwortet worden war: ach, die tun nur Schaden, die sind zu garnichts gut! Es ist, als ob der Grausamkeitstrieb, der auch im Kinde es schon mit wollüstigem Grausen liebt, den Herrn über Leben und Tod des Schwächeren zu-spielen, nur auf eine solche schwache Entschuldigung seines Beginnens gewartet hätte! Die falsche Teleologie, die Zweckbeziehung aller Objekte auf den Menschen, heißt dann später: Egoismus, Geiz, Habsucht, Rücksichtslosigkeit, Grausamkeit usw., und verwundert fragen sich die selbst gutmütigen Eltern: wo hat das Kind nur das her?! Also Vorsicht bei der Beantwortung der Frage: Wozu?

Beschäftigte sich nun diese Frage hauptsächlich mit den Naturdingen, da Kunstprodukte in der Regel ihre Zweckmäßigkeit so deutlich zur Schau tragen, daß das Kind garnicht zum Fragen danach kommt, so ist das Gegenteil der Fall mit der Frage, die nach ihrer Häufigkeit den nächsten Rang einnimmt, nämlich der Frage: wer hat das gemacht? mit ihren Unterfragen: wie macht man das? Wie ist es so geworden? Zum erstenmal tritt hier das Kausalitätsbedürfnis, noch in der anthropologischen Form der Frage nach dem Urheber, nicht nach der Ursache, aus dem Geistesleben des Kindes. Es ist eine gewaltige Frage, nicht nur darum, weil die vielen Jahrtausende menschlicher Geistesbildung noch keine erschöpfende Antwort darauf gefunden haben, sondern vor allem, weil sie so echt menschlich ist. Kein Tier, auch das begabteste nicht, geht über die einfache Tatsache des Daseins eines Gegenstandes zurück; sie begnügen sich sämtlich mit der gegebenen Tatsache. Anders noch mit der vorigen Frage. Das Wozu eines Gegenstandes fällt sicherlich noch in den tierischen Verständniskreis. Wenn auch das eigentliche Werkzeug dem tierischen

Verstande unbekannt zu sein scheint, so benutzen Tiere doch vielfach die Natur für ihre speziellen Zwecke, nicht einmal ohne den Rohstoff der Natur praktisch zu verbessern,*) d. h. ihrer Absicht anzupassen — und den im Verkehr mit den Menschen stehenden Tieren ist das Wozu einer Flinte, Peitsche u. dgl. nur zu wohl bekannt. Wohl mag manches Tier über die Neuheit einer Erscheinung stutzen, auch beunruhigt werden durch etwas, was bisher nicht da war; der intelligente Hund kratzt auch wohl einmal bei einem frisch aufgeworfenen Maulwurfshügel nach dem versteckten Urheber dieser Erscheinung, aber wohl mehr, weil entweder sein Auge ihm Bewegung oder seine Nase ihm Leben verraten hat, als weil er der neuen Erscheinung auf den Grund zu kommen suchte — die bewußte Frage nach der Ursache irgend einer Erscheinung wird nur vom Menschen gestellt. Es ist ein ganz außerordentlicher Schritt, der von der stumpfen Anschauung des Gegebenen sofort hineinführt in die denkende, geschichtliche Betrachtung der Welt. Noch ist beim Kinde das anthropozentrische (d. h. den Menschen zum Mittelpunkt der Welt machende) Vorurteil maßgebend; es fragt nicht sowohl nach der Ursache, als nach dem Urheber, weil seine kleine Erfahrung ihm viel häufiger den bewußten Verursacher als die unpersönliche Ursache gezeigt hat — aber schon die ersten richtigen Antworten, die es vom „Gemacht sein“ auf ein „Geworden sein“ hinweisen, die an die Stelle des persönlichen Schaffenden die Mechanik der Ursachenverknüpfung setzen, lassen es bald das Irrtümliche seiner Fragestellung einsehen, und: wie ist das so geworden? tritt an die Stelle von: wer hat es gemacht? Aber ob nun Urheber oder Ursache — in dem Zurückgehen auf den Ur-Anfang liegt das Entscheidende; es wird ein Geschehen, ein Werden und Vergehen der Dinge zum erstenmal bewußt aufgefaßt. Die naive Sorglosigkeit, die Personen und Dinge als gegebene nicht weiter erklärungsbedürftige Tatsachen hinnahm, ist der fruchtbaren Verwunderung

*) Man denke an die Bauten des Bibers, der Hummeln, Bienen, der Ameisen, die Nester der Vögel, die Erdlöcher der Füchse, Mäuse usw.

über das Rätsel der Existenz gewichen. Die Erfahrung hat sich erweitert; sie hat dem Kinde gelehrt, hoffentlich nicht zu schmerzlich, daß ein eben noch Daseiendes verschwinden und scheinbar völlig verloren gehen, daß ein noch nicht Wahrgenommenes plötzlich und scheinbar unvermittelt im Dasein auftauchen konnte. Die Grenzen des ursprünglich so fest umrissen erscheinenden Daseins fangen an zu verschwimmen; der Gedanke eines Noch nicht und Nicht mehr hält seinen Einzug in das junge Gehirn; und wenn erst die Vorstellung, daß dies Existierende einst noch nicht da war, Wurzel geschlagen hat, so ergibt sich naturgemäß die Frage nach dem Woher. Hier ist es nun, wo der Verstand der Erwachsenen am häufigsten in Verlegenheit gerät um eine richtige und passende Antwort. Ich meine hier nicht die ja auch delikate Frage nach der Herkunft des Kindes selbst, die in diesem Stadium ganz gewiß jedes einigermaßen aufgeweckte Kind außerordentlich interessiert und drollige Fragen über das Verhältnis der Eltern zum Kinde in Fülle zeitigt — diese Frage kann mit etwas Herzenstakt und Geschicklichkeit sehr wohl beantwortet werden, soweit eben überhaupt Antwort auf Kausalitätsfragen gegeben werden kann — doch davon später. Nein, es handelt sich darum, das richtige Maß zu treffen, nach dem man den fragenden Verstand auf seinem regressus in infinitum, d. h. auf seinem rückwärtsgerichteten Wege nach der letzten Ursache aufhalten oder beschleunigen will. Es gibt hier zwei Methoden, von denen die erstere, soweit ich sehe, fast überall angewendet zu werden pflegt, während mir die zweite die natürlichere und bessere zu sein scheint. Man kann nämlich entweder die Fragen nach dem Ursprung der Dinge kurz abschneiden unter Überspringung aller Mittelglieder, mit einem letzten (freilich unbegreiflichen) Wort und durch die unzählige Wiederholung dieses Wortes den Geist des Kindes vor ein erhabenes Rätsel stellen — oder aber man könnte dem Gange des Naturgeschehens folgend ganz langsam die nächstliegende Ursache nennen und es versuchen, wie lange sich der kindliche Geist bei dieser richtigen, aber freilich nicht erschöpfenden Antwort beruhigt,

um dann wieder allmählich aufsteigend die höhere Kette der Verursachungen zu nennen, u. s. f. Das erste geschieht nun, sicherlich in der besten Absicht, tatsächlich bei der religiösen Erziehung. Ist die Frage nach dem Woher dieses oder jenes Dinges, dieser oder jener Person einmal aufgetaucht, so erhält das Kind unweigerlich auf alle seine Versuche, in das Rückwärts des Geschehens einzudringen, dieselbe Antwort: Gott hat es gemacht, Gott hat es so geordnet, Gott hat es geschaffen. Der Religionsgläubige spricht damit ja zunächst seine ernste und feste Überzeugung von dem wirklichen Hergange der Weltschöpfung aus — das wäre sein gutes Recht und seine Pflicht obenein — falls eben die Frage des Kindes in der Tat auf die letzte Ursache alles Daseins gerichtet wäre. Sehr häufig ist das aber wohl nicht der Fall. Es ist sehr menschlich und entschuldbar, daß sich Eltern, die gerade, wie alle wahrhaft Religiösen, ernst über die Grundprobleme des Daseins nachgedacht haben, über die Tragweite der einfachen Kinderfragen täuschen.

Ein Beispiel: Der Frühling ist gekommen — aus dem schwarzen Erdreich dringen auf einmal grüne Spitzen, blühende Crocus in ihren bunten Farben. Entzückt ruft das Kind die Eltern: Seht nur, seht, woher kommt das? wer hat das so rasch gemacht? Hier will es nun keineswegs auf die große Lebensfrage Antwort: woher alles Werden und Entstehen? sondern es möchte ganz einfach die reizvolle Frühlingserscheinung in seinen Erfahrungsschatz aufnehmen und wissen, wie das scheinbar tote schwarze Erdreich sich so plötzlich mit Blüten hat schmücken können. Gewiß gibt ihm nun die Antwort, Gott lasse nach der langen Winterszeit wieder die Erde grünen und blühen, auch eine gewisse Befriedigung, aber diese liegt gleichsam in einer anderen Ebene, sagen wir kurz einmal in der religiös-sittlichen, während das eigentliche Verlangen nach Erkenntnis des Vorganges — leer ausgeht. Warum sollen wir aber nicht, warum auch der Religiöse nicht, dem Kinde die Blumenzwiebel aufzeigen, die im Schoße der Erde eingeschlossen unter der wärmenden Schneehülle die

sprossende Kraft bewahrt hat, warum ihm nicht mitteilen, wenn es fragt, woher wir denn die Zwiebel gehabt, wie wir sie voriges Jahr im Herbst von der Mutterzwiebel genommen — und es ruhig darauf ankommen lassen, ob das Kind nun noch weiter wissen will, woher die allererste Zwiebel gekommen sei, woher die Fortpflanzungskraft in der Natur überhaupt stamme? Zu jener letzten Antwort ist dann noch immer Zeit, und das Wunder der Natur verliert nicht nur nicht, wenn man es in die Ursachenreihe der Notwendigkeit zerlegt, sondern es gewinnt an Anschaulichkeit und Größe. Das Kind hat an wirklicher Erkenntnis gewonnen, und an seinem Gefühl für das Wunderbare und Erhabene der Naturordnung zum wenigsten nichts eingebüßt. Ein anderes Beispiel: Ein Gewitter ist aufgezogen, die Blitze zucken und schmetternd rollt der Donner in den Wolken. Ängstlich geduckt fragt die Kleine: wer macht das? Unsere Vorfahren hatten es noch gut, sie konnten eine anschauliche, für das Kindergemüt verständliche Antwort geben, indem sie den Wagen des Donnergottes über die schwarzen Wolken rollen ließen. Jetzt heißt es bald: der liebe Gott zürnt im Gewitter, bald: der liebe Gott schickt unter Donner und Blitz befruchtenden Regen auf die durstige Erde, also aus Güte, um die verschmachtende Welt zu erquicken, oder aus Zorn die sündige Welt an seine Allmacht zu mahnen. Beides *erklärt* nichts von der erschütternden Erscheinung, ganz abgesehen davon, daß die Antwort an sich auch vom religiösen Standpunkt aus nicht unbedenklich ist. Sollten wir nun bloß darum auf eine Erklärung, die dem Erkenntnistriebe des Kindes genügen dürfte, verzichten, weil wir von dem eigentlichen Wesen der elektrischen Kraft noch keinen genügenden Begriff haben? Können und sollen wir ihm nicht vielmehr mitteilen, was wir wissen, so wenig es auch sein mag: wie der elektrische Funke von Wolke zu Wolke oder zur Erde überschlägt, wie die gewaltsame Erschütterung und Schwingung der Millionen von Luftteilchen in ihrem Zusammenprall den Donner erzeugt usw. usw.? Wahrlich, es gehört

nicht viel dazu, um dem Kinde aus der früheren Angst- und Schreckensstunde des Gewitters eine fröhliche Lehrstunde mit praktischem Anschauungsstoff zu machen! Niemand wird behaupten wollen, Gott sei in den Augen des Kindes nun ohnmächtiger geworden, weil er nicht persönlich aus der Hand den Blitzstrahl schleuderte, die Wolkenmassen mit seinem Atem lenkte und den Regen durch seine Boten ausgießen ließ, sondern weil er die Kräfte der Natur in ihrer Spannung und Entladung, Wirkung und Gegenwirkung ihr freies Spiel treiben ließ! Es bleibt ja dem Religiös-Gläubigen auch nicht verwehrt, neben der „natürlichen Erklärung", die sicherlich immer noch in ihren letzten Gründen unvollkommen bleiben wird, die Wirksamkeit der Gottheit in der Natur und mit ihren Kräften gleichzeitig hervorzuheben. Es wird ihm nicht zugemutet, zeitweise Materialismus zu treiben, und seinen Spiritualismus zu verstecken; nur wird er sich als verständiger Erzieher selbst sagen, daß die stete Umwälzung und Abschleifung des einen, edelsten, letzten Erklärungsgrundes, Gottes, im Munde des Erziehers bei jeder Kausalfrage des Kindes notwendig abstumpfend wirken muß. Gott hat alles geschaffen — eine herrliche Antwort für das aus Zweifel in Zweifel geworfene Gemüt, das die Ursachenreihen der Welt durchforscht hat, ohne eine letzte Ursache zu finden und der Verzweiflung nahe ist, — aber eine nichtssagende, durch die Gewohnheit abgeschliffene Phrase für das Kind, das doch eben in der ursächlich bedingten Welt sich zurechtfinden möchte; ein Opiat, ein Betäubungstrank für den Forschungstrieb. Wohl kommt es vor, daß die Gedanken eines geweckten Kindes zurückeilen zu der großen Frage des Daseinsrätsels; schon fünfjährig z. B. befragte mich mein Söhnchen, nachdem ihm die Herkunft der Eltern von den Großeltern deutlich gemacht worden war, nach den allerersten Eltern und wessen Kinder denn diese gewesen wären — dann ist der Religiöse, wie jeder Vater, im vollen Recht, seine letzte Überzeugung dem Kinde mitzuteilen; aber in den allermeisten Fällen gibt eine auf den Urgrund der Dinge zurückgreifende

Antwort dem Kinde nicht das, was es wollte: die nächste Ursache.*) Indessen der Religiöse wird noch andere Gründe für seine Antworterteilung geltend machen. Er gibt es uns vielleicht sogar zu, daß in vielen Fällen die einfache Sacherklärung mehr im Wunsche des Kindes liege, als die religiöse Antwort. Aber es sei gerade seine Absicht, meint er, das Abhängigkeitsgefühl schon in dem jungen Herzen früh zu wecken, es auf die Allmacht Gottes aufmerksam zu machen und seine Dankbarkeit gegen den Höchsten, dem es alles verdanke, wach zu rufen. Ich gebe die gute Absicht zu, doch ist darauf wohl zu sagen, daß die unzählige Wiederholung einer Lehre keineswegs die tiefste Einprägung in das Herz zu verbürgen vermag; jene Gefahr der Abstumpfung lauert im Hintergrunde. Ein Moment, in dem das Auge des Kindes, geblendet von der herrlichen Pracht der ursächlich verstandenen Natur, sein Geist, überwältigt von den tausendfachen Wundern der Existenz, von selbst den Schöpfer des Alls sucht, dürfte von tieferer Wirkung sein, als die stets gehörte Lehre. Man sollte Gott vom Kinde suchen lassen, ihn aber nicht täglich auf dem Präsentierteller ausbieten. Jedenfalls wäre diesem Vorgehen der Vorwurf nicht zu ersparen, daß es ein moralisch-religiöses Interesse fördere auf Kosten des Erkenntnistriebes, während doch eine gute Erziehung das eine neben dem anderen nicht vernachlässigen sollte. Für das Kennenlernen Gottes im Geist und in der Wahrheit giebt es kein „Zu spät“, das wird mir der Religiöse wohl einräumen, wohl aber leider ein „Zu früh“, und dies bringt dann dieselben Nachteile, wie das zu frühzeitige Kennenlernen unserer Klassiker seitens der lernenden Jugend. Diese werden im späteren Alter nicht mehr gelesen, weil man sie ja in der Schule schon „gehabt“ hat — jener Gottesbegriff trifft auf taube Ohren, weil er von der frühesten Jugend auf ein Altbekanntes zu sein scheint. Als Kind fragte man nach natürlichen

*) Schon Kant (Werke, v. Hartenstein VIII, 617) meint, es sei sehr ungereimt, einem Kinde, das kaum angefangen, in dieser Welt heimisch zu werden, schon von der künftigen vorzuerzählen.

Ursachen und erhielt — Gott; kein Wunder, daß man als Mann nach Gott — nicht mehr fragt. — Aus diesen Gründen erscheint mir die zweite Methode, der Woherfrage des Kindes zu genügen, richtiger zu sein; d. h. die Eltern sollten auf die Frage: wer hat das gemacht oder wie ist dies geworden? nur auf die nächstliegenden Urheber und Ursachen zurückgehen, um dem Kinde, unbeschadet seiner späteren religiösen Überzeugung, wenigstens eine leidlich klare Erkenntnis der es umgebenden Welt mitzugeben. Bei Kunstwerken (im weitesten Sinne des Wortes) geschieht dies ja ohnehin; wenigstens wüßte ich nicht, daß ein gläubiger Vater auf die Frage: wer hat die Uhr gemacht? jemals anders geantwortet hätte, als: der Uhrmacher. Und doch wäre die Antwort „Gott“ hier genau ebenso berechtigt wie bei der Frage nach dem Entstehen einer Pflanze. Denn wer möchte die Allmacht Gottes danach höher oder niedriger schätzen, ob sie durch weniger oder mehr Mittelglieder schöpferisch wirkt? — Bei den Erzeugnissen der Natur setzt nun freilich eine richtige Antwort der Eltern eine gewisse Kenntnis voraus, und der in den meisten Fällen doch nur dürftige Wissensschatz aus der Schulzeit mag wohl manchem schwer arbeitenden Elternpaar allmählich abhanden gekommen sein. Manchmal möchte man, nicht nur bei Ungebildeten, annehmen, die Antwort „Gott hat dies gemacht“, sei hauptsächlich ein Verlegenheitsausdruck für „ich weiß es nicht“. Indessen die verhältnismäßige Schwierigkeit einer guten Antwort befreit doch nicht von der Verpflichtung, sie zu geben. Häufig ist es vorgekommen und geschieht noch täglich, daß die vorwitzigen Kinderfragen den braven Arbeiter oder seine Frau einmal zwingen, das alte Schulbuch über Naturgeschichte aus einem Winkel wieder hervorzusuchen, um über das Geheimnis der Herkunft des Schmetterlings etwa nachzulesen, und es wäre nicht das erste Mal, daß die Eltern mit dem frageluſtigen Kinde um die Wette neu zu lernen anfingen. Auch diese erziehende Wirkung einer ernsten und sachlichen Antworterteilung möge man nicht zu gering anschlagen.

Hatte die Frage nach dem Woher der Dinge ihren Ausgangspunkt genommen von der Erkenntnis des Seins als eines ewigen Werdens und nach dem Realgrunde desselben gesucht, so führt uns die nächste Kinderfrage in das Gebiet des bewußten Handelns und fragt nach dem Erkenntnisgrunde des Geschehens. Diese Frage heißt: Warum ist dies so geschehen, warum tut man so?*)

Zum Teil fällt gewiß diese Frage im noch unklaren Kindesbewußtsein zusammen mit der oben erörterten Frage nach dem Wozu? Nur, daß vorhin von dem Daseinszwecke der Dinge viel mehr die Rede war, als von dem Zwecke des Handelns seitens vernünftiger Wesen. Das Warum unserer neuen Frage fragt also in der Tat auch nach dem Motiv, dem Beweggrunde zum So oder So handeln, nachdem das Kind einmal gemerkt hat, daß überhaupt zweckmäßige Handlungen in seiner Umgebung erfolgen; und dann lautet die Antwort darauf: damit . . . u. s. w. Es fragt aber zweitens auch nach der wirklichen Ursache, nach dem Erkenntnisgrunde, und dann beginnt die richtige Antwort mit: Weil. Wenn wir einmal die unbewußten und unklaren Fragen des Kindes logisch richtig betrachten wollen, so entspricht die vorhin behandelte Frage nach dem Woher der Dinge der Frage nach dem zureichenden Grunde des Seins und des Werdens; ihre unbewußte Voraussetzung ist der Satz: kein Sein ohne Bedingung,

---

*) Preyer a. a. O. S. 388. „Am 1028. Lebenstage wurde zum ersten Male warum? gefragt. Ich achtete mit der größten Sorgfalt auf das erste Auftreten dieses Wortes. Der Satz hieß: Warum nach Hause gehen? ich will nicht nach Hause. Als am Wagen ein Rad knarrte, fragte das Kind: „Was macht nur so?" Beides zeigt, daß endlich der Ursachentrieb, welcher schon vor mehr als einem Jahre sich durch eine Art Forschertätigkeit, durch Experimentieren und noch früher (in der 12. Woche) durch Aufmerken kund tat, sprachlich geäußert wird. . . . . Übrigens fand ich den Versuch, die Reihenfolge zu ermitteln, in welcher das Kind die einzelnen Fragwörter braucht, unausführbar. Es hängt ganz und gar von der Umgebung ab, wann zuerst diese oder jene Wendung oder Frage wiederholt und dann selbständig benutzt wird. „Warum" hört es in der Regel nicht so oft wie „Was und Wie" und „Wozu."

keine Wirkung ohne Ursache. Mit der Warumfrage aber begibt es sich auf das Gebiet des zureichenden Grundes für die Erkenntnis und für das Handeln; ihr entsprechen die Sätze: kein (wahres) Urteil ohne zureichenden Grund, keine Handlung ohne Motiv. Hier setzt uns also das unschuldige Kind psychologische Daumschrauben an und erwartet von seinen Erziehern mit einem, sagen wir es nur offen, recht hochgespannten Optimismus, daß sie ihm für jedes Urteil, das dem Gehege ihrer Zähne entfloh, den zureichenden Grund, für jede Handlung das wahre Motiv aufdecken können und wollen werden. Nichts ist darum auch unbequemer, als das ewige unerbittliche Warum eines geweckten Kindes*), nichts aber auch förderndef für die Selbsterziehung der Eltern. Da läßt sich vielleicht der Vater vom Unmut über eine stark gewürzte Rechnung hinreißen zu einem unbedachten: ach, die Kaufleute sind alle Betrüger — oder die Mutter macht ihrem Ärger über das Dienstmädchen Luft mit einem: die Mädchen taugen doch heute alle nichts. Gleich ist der Warnungsengel da mit seinem pedantischen: Warum denn, Mama, Papa? Jetzt heißt es Farbe bekennen und den schönen allgemeinen Satz logisch begründen — denn mit dem in diesen Fällen so beliebten Zirkelsatz: „sie sind Betrüger, weil sie betrügen, sie taugen nichts, weil sie faul, nachlässig, nichtsnutzig sind“ läßt sich ein kluges Kind nicht abspeisen.

*) Vgl. Preyer a. a. O. S. 413. „Das Fragen des Kindes wird als Bildungsmittel desselben fast ganz allgemein unterschätzt. Der mit dem Sprechenlernen immer mächtiger sich entfaltende Kausalitätstrieb, das für Eltern und Erzieher manchmal kaum zu ertragende Warumfragen hat seine volle Berechtigung und sollte nicht, wie es leider allzuoft geschieht, überhört, absichtlich nicht beantwortet, absichtlich falsch beantwortet werden. Ich habe von Anfang an meinem Knaben nach bestem Wissen jedesmal eine ihm verständliche, nicht wahrheitswidrige Antwort auf seine Fragen gegeben, und bemerkt, daß dadurch später im 5., 6. und besonders im 7. Jahr die Fragen, weil die früheren Antworten behalten werden, immer intelligenter ausfallen. Antwortet man dagegen gar nicht oder mit Scherzen und Märchen, so ist es nicht zu verwundern, daß ein Kind selbst bei vorzüglicher Anlage alberne und törichte Fragen tut und unlogisch denkt, was schwerlich bei richtiger Beantwortung der Fragen und passender Zurechtweisung geschieht, abgesehen vom Großziehen zum Aberglauben.“

Vielleicht ficht es die übertriebene Allgemeinheit des Urteils aus seiner kleinen Erfahrung schon an und sagt etwa: aber Onkel N. ist doch auch Kaufmann, nicht wahr, der ist kein Betrüger? Oder es bohrt weiter mit seinem Warum und nötigt uns, den armen Kaufleuten unersättlichen Golddurst, den Dienstmädchen unüberwindliche Bequemlichkeit nachzusagen, wenn wir ihr behauptetes Handeln erklären sollen. Aber hier wird uns unser Gewissen schon ein Halt zurufen und wir werden uns, wohl oder übel, zu einem geordneten Rückzuge entschließen. „Nun, du brauchst es auch nicht so wörtlich zu nehmen; das ist mir nur im Ärger so herausgeplatzt!“ Ein kluges Elternpaar verbindet sogar den Rückzug mit einem erzieherischen Vorstoß und wird sich nicht scheuen, sich selbst als warnendes Beispiel der Verallgemeinerungssucht, der Übereilung des Urteils hinzustellen, ohne daß es, gerade wegen dieses offenen Eingeständnisses, eine Einbuße an Autorität zu befürchten hätte. Der Versuch mancher Eltern, den Kindern die Unfehlbarkeit praktisch vorzudemonstrieren, scheitert ja doch regelmäßig im Entstehen.

Anders liegt die Sache bei einem auch sehr unbequemen Warum, mit dem die Kinder — und zwar nicht immer nur schlechterzogene, eigenwillige Kinder, — unsere I m p e r a t i v e zuweilen versehen. Die Anhänger der Forderung des unbedingten Gehorsams beim Kinde sind leicht geneigt in einem solchen Warum dem Gebote gegenüber eine Unbotmäßigkeit oder Ungehörigkeit zu sehen, und auch die Meister der Pädagogik pflegen das „Raisonnieren mit dem Kinde“ ohne weiteres zu verwerfen. Es ist dabei aber doch wohl zweierlei zu unterscheiden. Wenn ein Kind auf einen Befehl hin: komm hierher! oder tue das nicht! w a r u m fragt, so kann dies einen doppelten Grund haben. Kein erfahrener Erzieher, auch kein Vater und keine Mutter werden so leicht in Verlegenheit kommen, welche Unterscheidung jedesmal zu machen ist. Erstens nämlich kann dies Warum in der Tat heißen: du befiehlst mir, ich sehe aber nicht ein, warum ich diesem Befehle folgen sollte: die Tatsache deines Befehls ist kein zu-

reichendes Motiv für mein Handeln. In diesem Falle liegt offene Widersetzlichkeit und Ungehorsam vor. Die richtige Antwort ist hier sicherlich die der Verehrer der Autorität: du hast gar nicht weiter zu fragen, sondern zu tun, was ich wünsche. Und ich zögere keineswegs, dem Erziehenden hier die weitestgehenden Maßregeln einzuräumen, damit er seinen Willen gegen den aufrührerischen Kinderwillen durchsetze. Dressur, d. h. Gewöhnung an bestimmtes Handeln durch äußerliche Mittel, ist gewiß der Anfang (aber auch nicht mehr als der Anfang) aller Erziehung. Zu wünschen wäre es, wenn sie mit dem ersten Lebensjahr des Kindes abgeschlossen wäre und der Erzieher nicht nachträglich, wie in diesem Falle, den Versuch machen müßte, das dort verlorene Terrain noch zu gewinnen. Oft ist mir von Müttern die Frage vorgelegt worden, ob es durchaus richtig sei, den Eigenwillen des Kindes zu „brechen", wozu die Väter in der Regel sehr geneigt sind. In der Tat ist ein starker, selbstbewußter Eigenwille in unserer Zeit der Reglementierung und Disziplinierung nicht nur der Kinder etwas so Wertvolles, daß die Frage sehr berechtigt erscheint. Nur ist sie allemal zu spät gestellt. Brechen muß man nur da, wo etwas zu hart geworden ist, um gebogen zu werden. Wie bei einem schlecht verheilten Knochenbruch der Arzt über die Wahrscheinlichkeit entscheiden muß, ob die Operation für den Patienten vorteilhaft sein werde oder nicht, so kann dann der Pädagoge auch nur nach den individuellen Umständen seinen Rat erteilen. Bisweilen glückt sie, bisweilen stiftet sie größeren Schaden. Daß aber überhaupt die Frage noch dem Brechen des Willens auftauchen kann, ist stets schon ein Versehen der ersten Erziehung, die mindestens genau mit der ersten Lebensstunde des Kindes beginnen sollte. Der Wille des Säuglings ist nicht zu brechen, sondern nur zu lenken. Wer aber aus Bequemlichkeit oder Gutherzigkeit dem Wickelkind auch seine unberechtigten Wünsche erfüllt, der kauft unruhige und sorgenvolle Jahrzehnte für ein Viertelstündchen äußerer Ruhe. Ein energischer, selbstbewußter, starker und „ungebrochener" Wille wächst auch da heran, wo es die Eltern verstanden haben

mit leisestem und leichtestem Zug und Gegendruck dem jungen Willensstamm die Richtung zu geben. Ein so erzogenes Kind fragt nicht Warum? in dem eben erwähnten Sinne; ihm ist Gehorsam Gewohnheit, d. h. zweite Natur geworden. Wohl aber kann auch ein solches Kind trotzdem Warum fragen — und dies ist der zweite Fall, der uns beschäftigt. Hier heißt das Warum nicht: Warum soll ich gehorchen? sondern: Warum befiehlst du so? Jetzt nicht mit dem Kinde „raisonnieren", hieße es einfach degradieren, vom Standpunkte eines vernünftigen, daher fragenden Wesens auf die Stufe des Hundes herabdrücken. Natürlich sollte auch in diesem Falle dem Befehl erst gehorcht und dann erst die Begründung gegeben werden.*) Aber wo keine Gefahr im Verzuge ist, wo vor allem aus der ganzen Haltung des Kindes hervorleuchtet, daß ihm der Gedanke an ein Widerstreben gar nicht gekommen ist, daß es vielmehr aus ungezügeltem Fragetrieb nur die Erfüllung des Elternwunsches gleichsam vertagt, weil seinem Erkenntnisdrang an dem Befehl etwas Neues, Bemerkenswertes aufgestoßen ist und es erst Aufschluß haben möchte über das Motiv oder den Zweck des gehörten Befehls — da wäre es dürrer Schematismus, um des unweigerlichen Gehorsams willen die Fragelust des Kindes zu übertäuben, womöglich mit Scheltworten auf es loszufahren und ihm dadurch die Möglichkeit eines Ungehorsams erst selbst unterzuschieben. Vielleicht leidet in der Tat der Befehl keinen Aufschub, wie bei einem: beuge dich nicht aus dem Fenster! oder: fort mit dem Messer! dann heiße es ruhig,

---

*) Vgl. W. Preyer a. a. O. S. 254. „Die Übungen im Gehorsamsein können nicht früh genug beginnen, und ich habe während sechsjähriger fast täglicher Beobachtung keinen Nachteil der frühzeitigen konsequenten Leitung des aufkeimenden Willens entdeckt, wenn nur diese Lenkung mit der größten Milde und Gerechtigkeit geschieht, als wenn schon der Säugling eine Einsicht in den Nutzen des Gehorchens hätte. Durch Voraussetzung der Einsicht beim Kinde wird die Einsicht früher geweckt, als durch Dressur, und durch Angabe eines wahren und rationellen Grundes für jedes Gebot, sowie das Verständnis beginnt, durch Vermeidung aller grundlosen Verbote wird das Gehorchen wesentlich erleichtert."

aber bestimmt: erst tu', was ich sage, und dann komm her, damit ich dir erkläre, warum; oder er verträgt ihn, dann sollte sich der Erzieher die kostbare Gelegenheit, seinem Zögling ein Gebot oder Verbot verstandesmäßig begreiflich zu machen, nicht entgehen lassen, stärkt er doch damit nur die Eindringlichkeit des Gebots und er findet den Geist des fragenden Kindes aufgeschlossen und willig zur Belehrung. Nur heiße die Antwort auf diese Warumfrage niemals (wie man leider oft hören kann): weil ich es verbiete oder weil ich es so will. Das fragende Kind zeigt eben durch sein Fragen, daß es als Geist, nicht als Maschine behandelt sein will, und es ist ebenso tyrannenscheu, wie nur der wütendste Liberale oder Demokrat. Vergessen wir es nicht, daß wir zur sittlichen Freiheit erziehen wollen, und so wahr es auch ist, daß nur der sich selbst befehlen lernt, der einst zu gehorchen lernte, so sicher ist es auch, daß nur blinder Gehorsam nie zur sittlichen Selbständigkeit führt. Sonst wären Sklaven die geborenen Herrscher. Jene tyrannische Begründung ist nur dann am Platze — und auch wieder nicht am Platze, denn es wird ja gar nicht nach ihr gefragt — wo das Kind in seinem ersten Wollen noch nicht zum Denken emporgestiegen ist, also in der ersten Dressur. Da stößt Erzieherwille auf Kinderwille und formt diesen nach seinem Ermessen. Sie ist ferner, mit aller schon besprochenen Vorsicht möglich, wo Wille auf Wille feindlich prallt und der Erzieher es versucht, seinen harten Willen als Gesetz anstatt der vernünftigen Begründung zu verkünden — stat pro ratione voluntas — aber sie ist völlig unberechtigt, des Erziehers wie des zu Erziehenden gleich unwürdig, wo ein verständiges Kind, das später ein verständiger Mensch werden will, nicht aus Oppositionslust, sondern aus dem Triebe nach Verständnis aller gehörten Urteile heraus nach dem Warum eines Befehls fragt. So wenig es den Erzieher verletzen darf, daß das Kind nicht seine Urteile als der Weisheit letzten Schluß hinnimmt und sich mit der Warumfrage eine Nachprüfung seines Urteils anzumaßen scheint, ebensowenig darf ihn ein Warum dieser Art entrüsten,

wenn es zufällig statt bei einem aussagenden Satze bei einem Muß- oder Soll-Satze auftaucht.

Fünf Fragen nur habe ich aus dem unerschöpflichen Born des Kindermundes herausgehoben: Was ist das? Was (Wie) macht das? Wozu ist das? Wer hat (Wie hat man) es gemacht? Warum macht man? Sie sind nur Typen, auf den einfachsten Ausdruck gebrachte Probeexemplare der unzähligen Fragen, die die Eltern umschwirren. Und doch umfassen sie die ganze menschliche Erkenntnis. Wer auf sie immer erschöpfend zu antworten wüßte, vor dem gäbe es kein Rätsel des Daseins weiter. Mit ihrer Beantwortung quält sich die ganze Menschheit seit ihrem Entstehen. Das Wesen, die Wirkung, der Zweck, die Ursache, der Urheber, der Grund alles Seins und Denkens ist von diesen fünf Fragen umschlossen. Erschöpfend vermögen wir sie nicht zu beantworten, auch den Kindern gegenüber nicht — und das ist gut. Hätten wir, oder irgend eine Generation nach uns, einmal der Weisheit letzten Schluß, was bliebe den Nachgeborenen übrig? Die rechte Antwort ist der Tod der Frage wie die Wahrheit der Tod des Wahrheitssuchens, das erreichte Ideal die Vernichtung alles Strebens ist. Leben heißt Fragenstellen und Antwortgeben, in einem viel weiteren Sinne, als man gewöhnlich annimmt; es gibt auch unbewußte Fragen und Antworten in der chemischen und mechanischen Welt. Was ist es anderes, wenn der Philosoph Herbert Spencer das Leben mit einer m. E. noch nicht übertroffenen Klarheit definiert als die Anpassung innerer Relationen an äußere Relationen (innerer Beziehungen an äußere)? Das Was, Wie, Wozu, Woher, Warum ist der Paß, der jedem lebenden Wesen ausgestellt werden muß, damit es in das Reich der Natur ungehinderten Eingang finde, es fordert aber denselben Paß auch erbarmungslos von jedem neuen Ankömmling. Willst du leben, so antworte erst darauf: Was bist du, wie wirkst du, wozu dienst du, woher kommst du, warum bist du — und wir wollen deiner Frage gegenüber ebenfalls Antwort geben. Das heißt Leben, das heißt Ordnung,

Harmonie, Kosmos, das heißt Wechselwirkung einer individuellen inneren Beziehung mit allen äußeren und aller äußeren mit der jedesmaligen inneren. — Und dies Leben wollten wir unseren Kindern nicht gönnen? Wir möchten es auch nur wünschen, erschöpfende Antworten auf Kinderfragen zu haben? Erschöpfung wäre Schluß der Schöpfung, die sich noch täglich und stündlich im sprossenden Frühlingsgrün, im Werden und Vergehen der ganzen Natur, in unsern eigenen Kindern vor uns abspielt, wahrlich das größere Wunder als der einmalige Griff eines Weltbildners in das Chaos. Keine Erschöpfung aller Antwort, sondern ewige Neuschöpfung, keine ewige und konstante Wahrheit, aber immer Suchen nach Wahrheit, keine endgültige Antwort, aber stetes Fragen!

Sind also die Antworten auch nicht erschöpfend, können und sollen sie es nicht sein, so können und sollen sie doch ernst sein. Davon im zweiten Kapitel.

Zweites Kapitel.

Ernste Antworten.

Es gibt eine Frage, die wir im vorigen Kapitel nicht mit behandelt haben, obwohl sie ebenfalls unter den ersten Fragen ist, die Kindermund an die Eltern richtet. Das ist die Frage: Ist das (die Geschichte) auch wahr? Auf den ersten Blick eine sehr auffallende Frage, die entweder auf den mißtrauischen Charakter des Fragenden oder auf die Wahrheitsliebe der Gefragten einen üblen Schatten zu werfen scheint. Wie sollte ein Kind darauf kommen, eine besondere Bestätigung der Wahrheit einer Aussage zu verlangen, wenn es nicht schon trübe Erfahrungen darüber gemacht hätte, daß nicht alles, was gesagt wird, wahr ist? Derartige Erfahrungen mögen nun wohl auch vorkommen, so lange wir nicht unsere Kinder völlig von dem Verkehr mit allerlei sittlich minder-gebildeten Menschen abschließen können. Aber in den meisten Fällen hat die Frage doch einen viel harmloseren Charakter. Tatsächlich sind dem Kinde schon eine Menge Märchen aufgebunden worden, teils, um es zu necken, teils um seiner Phantasie die nötige Nahrung zu geben. Wie tief der Drang zu unschuldiger Neckerei in uns haftet, beweist uns am besten das Kind selbst, das, wie viele Eltern werden bezeugen können, schon im dritten Lebensjahr gelegentlich mit schelmischem Gesicht ein Nein statt eines Ja antwortet, wobei an irgend welchen Versuch wirklicher Täuschung gar nicht gedacht

wird. Und daß das Kind diejenigen Geschichten am liebsten hört in denen die Unwahrheiten und Unglaublichkeiten sozusagen knüppeldick aufgetragen sind, auch für die geringe Erfahrung des Vierjährigen schon erkennbar, darüber bedarf es angesichts der ganzen Märchen- und Fabelliteratur keines Beweises.

Also das Kind weiß ganz genau: es gibt wahre Geschichten und es gibt auch unwahre (erdichtete, „ausgedachte") Geschichten; es gibt ferner ein Ja, das nach dem Gesichtsausdruck des Antwortenden: Nein bedeutet und umgekehrt. So kommt es zu seiner Frage. Ganz unbedenklich möchte ich diese aber doch nicht nennen; die Tatsache, daß es fragen muß, ist das Bedenkliche. Erwachsene können in der Neckerei häufig zu weit gehen und amüsieren sich um so herrlicher, je mehr das Kind wirklich nicht weiß, ob im Spaß oder im Ernst geredet wird. Das sollte unbedingt vermieden werden; es erzeugt eine peinliche Unsicherheit in dem kindlichen Gemüte, das so gerne sich ganz aufschließt mit rückhaltlosem Vertrauen. Der Ausruf, den man häufig hören kann: „ich mag Onkel gar nicht leiden, er neckt mich immer!" ist ein Zeichen, daß die Grenze überschritten ist, wenn auch natürlich hie und da einmal ein Kind von zu empfindlichem Charakter ist. Aber das Necken ist doch sittlich nur erlaubt, wenn beide Teile Vergnügen daran finden. Niemand läßt sich gern „dumm machen", auch das Kind nicht, oder liebt es, anderen zum Objekt ihrer Lustigkeit zu dienen. Es liegt ein winziges Stückchen Lieblosigkeit in diesem unablässigen „zum Besten haben" und das Kind quittiert mit seinem feinen Empfindungsvermögen wirklich ganz richtig, wenn es nun auch in seiner Liebe wankend wird. Gewiß gibt es auch Kinder von ursprünglich etwas schwierigem, wenn nicht gar mürrischem Charakter, die niemals „Spaß verstehen" wollen, und denen ein etwas gewaltsames Hineinziehen in eine Neckerei, einen Scherz darum nicht schadet; auch übergroße Empfindlichkeit ist ja ein Fehler, den man besonders an geschwisterlosen Kindern

beobachten kann. Aber dieses Hineinziehen sollte mit Vorsicht geschehen, damit nicht mehr verdorben, als genützt werde. Man sollte sich mit den Kindern lustig machen, aber nicht sich über ein Kind lustig machen. Da fühlt es sich sofort zu sehr als Objekt und in seiner Schwürde empfindlich gekränkt. Wo mehrere Kinder zusammen sind, da ist die Sache schon leichter. Wo, wie es bei vielen Gesellschaftsspielen der Kinder ja üblich ist, einer nach dem andern der Düpierte sein muß, oder die Rolle des Genasführten unter ihnen wechselt, dort wird sich nicht so leicht ein Kind von dem allgemeinen Spiel ausschließen wollen; und tut es das doch, dann geschieht ihm sein Recht, wenn es maulend in der Ecke stehen muß, während die anderen sich amüsieren. Das ist dann auch die beste erziehende Strafe. Aber wo nur ein Erwachsener, oder ein Kreis von Erwachsenen sich mit dem Kinde neckt, da sollte die Rücksicht, ob das Kind auch Vergnügen daran findet, maßgebend sein. Hier liegt auch der Grund, warum Satire und Ironie nur in sehr beschränkter Weise vor Kindesohren zulässig sind. Dagegen ist jener Humor, der sich in gemütlicher sachlicher oder bildlicher Übertreibung menschlicher Eigenheiten (bis zur Karikatur des Struwelpeters oder eines W. Busch) Luft macht, ganz und gar dem kindlichen Bedürfnisse nach möglichst charakteristischer Ausprägung alles Wesenhaften entsprechend. Es gibt freilich auch Kinder (wie Erwachsene), deren Schönheitsempfinden jede Karikatur abweist; in diesem Falle würde ich, obwohl ich dieses Überwuchern der Ästhetik als einen Mangel an geistiger Harmonie für ungesund halte, die Würdigung einer geistreichen Karikatur nicht zu erzwingen suchen. Der „Struwelpeter“ ist nicht zunächst zum Lernen, sondern zum Lachen, freilich zu jenem erlösenden Lachen, das das Lächerliche auch tötet. Die absichtsvolle Übertreibung und Schärfe der Satire aber verletzt gar zu leicht das Kindesohr — gibt man seinem Magen doch auch nicht die pfeffergewürzten Speisen der Älteren, und da das Lebenselement der Ironie der Ernst ist, mit dem ihre Aussprüche vorgetragen werden, verfällt

das Kind zu leicht in die oben genannte Unsicherheit, ob man Scherz oder Ernst meint.

Wenn wir also dem Kinde antworten, so ist die erste Regel einfach: Auf scherzhafte Fragen scherzhafte Antwort, auf ernste Fragen ernste Antwort. Wir können wohl auch auf eine drollige, vom Kinde aber ernst gemeinte Frage einmal eine scherzende Antwort geben, aber dann muß das Kind sicher aus unserem Mienenspiel, aus der Betonung, kurz, aus unserer ganzen Haltung sofort herausfühlen können, daß wir jetzt nur spielen. Das ist nicht im geringsten schwierig, denn an Feinfühligkeit für dergleichen übertreffen uns alle Kinder unendlich. Man kann mit dem ernstesten Gesicht den kleinen Zuhörern die tollsten Münchhausiaden vortragen, sie werden den Schalk in einer Falte des Augenwinkels sofort entdecken; man setze die harmloseste Miene auf und flunkere nur recht toll darauf los — es müßten merkwürdige Kinder sein, die uns nicht bald auf die Schliche kämen. Entweder der, auch für gläubige Kindergemüter, unglaubliche Inhalt unserer Aussage, oder ihre bizarre Form muß jeden Zweifel darüber heben, daß wir nur scherzen. Wer freilich mit der gebührenden ernsten Miene eine ernste Nachricht mitteilt, und sich dann darüber freuen wollte, daß er die Kinder hinters Licht geführt habe, der hat keine Ahnung von dem Wesen des Scherzes und würde bald inne werden, daß auch Kinder das nicht necken, sondern lügen nennen.

Wenn nun auf ernste Frage ernste Antwort gegeben werden soll, so heißt das natürlich weder pedantische Antwort noch Schulmeisterton, noch gelehrte Auseinandersetzungen, noch gar salbungsvollen Ernst empfehlen. Das Kind will etwas wissen, etwas neues lernen; gut, es erfahre, was wir davon wissen. Das ist alles. — Ja, aber kann man denn dem Kinde schon alles sagen?

Die Frage hat eine doppelte Bedeutung. Einmal bezieht sie sich auf die (sicher vorhandene) Schwierigkeit, einem kindlichen, ungeschulten Verstande vielleicht recht verwickelte Lebens-

verhältnisse oder auch Dinge deutlich zu machen. Zweitens aber beruht sie auf dem alten Grundsatz: summam reverentiam deberi pueris, den Kindern gegenüber müsse eine heilige Scheu obwalten, und verlangt, daß gewisse Gegenstände und Verhältnisse überhaupt nicht zum Gegenstande der Mitteilung gemacht werden dürften.

Die erste Schwierigkeit besteht. Es scheint zunächst unmöglich, einem sechsjährigen Kinde etwa die Elektrotechnik völlig begreiflich zu machen. Alles hängt übrigens dabei von dem eigenen Verständnis, das der Antwortende für die Sache besitzt, und von seinem Lehrtalent ab. Im schlimmsten Falle helfen die Bilder, ich meine nicht nur die Illustrationen, die ja nicht immer zur Hand sind, sondern die Bilder der Sprache aus. Müssen wir Erwachsene uns doch schließlich auch häufig mit solchen Bildern zufrieden geben! Wenn wir vom „Erzeugen“ eines elektrischen „Stromes“ durch chemische „Verbindung“ hören, vom „Fließen“ des Stromes durch den Leitungsdraht, vom „Umsetzen“ der elektrischen Kraft in Wärme oder Bewegung — was sind das anderes als Bilder für in ihrem eigentlichen Wesen noch unerklärte Vorgänge? Eine ungefähr richtige Vorstellung auch verwickelter Erscheinungen wird sich also doch wohl bei pädagogischem Takt und dem Vermögen, sich in die Vorstellungsweise des Kindes zurückzuversetzen, geben lassen; nur im äußersten Notfalle also darf man zu der sehr beliebten Antwort greifen: „Das verstehst du noch nicht.“ Gerade, weil es nicht versteht, fragt ja das Kind. Die Antwort heiße denn auch besser: Das vermag ich dir noch nicht so zu erklären, daß du es ganz verstehen könntest. Sonst wird ein Kind, das häufig diese barsche Abweisung erfährt, leicht unlustig in seinem Fragebedürfnis und wir gewöhnen uns zu bequem daran, unser mangelhaftes Lehrtalent mit dem angeblich mangelhaften Lerngeschick des Kindes zu verwechseln. In der Regel gilt auch hier der erprobte Satz: was jemand wirklich richtig versteht, das wird er auch fast immer in faßliche Worte kleiden können. Eigne Unklarheit frei=

lich maskiert sich gern mit pomphaften für Laien und Kinder unverständlichen Fachausdrücken.

Was nun das zweite Bedenken betrifft, daß Kinder nicht alles erfahren dürften, was Erwachsene ohne sittlichen Schaden besprechen können und müssen, so liegt zweifellos auch hier ein durchaus berechtigter Grundgedanke. Die Gefahr ist nur wiederum die, daß wir aus Bequemlichkeit oder auch aus übertriebener Ängstlichkeit dem Satze eine zu weite Ausdehnung geben. Nicht das Antwortgeben müssen wir verweigern, sondern wir müssen es zu verhüten suchen, daß über Dinge, die das Kind noch nicht erfahren soll, Fragen gestellt werden. Jenes ist leicht, dieses schwer; dafür nützt aber freilich nur das letztere. Denn werden die Fragen einmal gestellt, so können wir wohl die Antwort versagen, aber nicht hindern, daß das Kind, nun erst recht vom Reize des Verbotenen gewonnen, sich anderweit Belehrung verschafft. Was dabei herauskommen kann, läßt uns dann oft das eigene Antwortgeben als das weitaus geringere Übel erscheinen.

Nun liegt die Sache so: vollständige Absperrung eines Kindes gegen alle Erfahrungen, die in ihm die Fragelust rege machen könnten, ist wohl auch unter den günstigsten Umständen kaum denkbar. Eine pädagogische Asepsis (Ausschließung aller Fäulniserreger) läßt sich viel schwieriger herstellen, als die medizinische. Das Kind soll hinaus in die Luft, in die Welt, um zu lernen — wie könnte man es in eine Rousseau'sche unterirdische Höhle, in den luftleeren Raum einschließen wollen? Versuchen wir es also mit der Antisepsis (Bekämpfung der Fäulniserreger).

Kinderspeise ist nicht Mannesspeise. Lehren heißt nicht auf einmal die ganze Fülle unseres Wissens auf das Kindesgemüt ausleeren, sondern langsam, allmählich, mit feinem Verständnis dessen, was schon verdaut, begriffen werden kann, die eigene Erfahrung dem Kinde in einer Reihe von Jahren mitteilen. Viele Erfahrungen, die wir selbst machen mußten, behalten wir auch gern zurück und wünschen, daß unsere Kinder nie in die

Lage kämen, sie auch machen zu müssen. Der Soldat, der Arzt, der Richter, der Geistliche usw., sie alle werden kaum in Versuchung kommen, auch da, wo die Verschwiegenheit nicht amtlich gefordert wäre, ihre Erfahrungen den Kindern zugänglich zu machen. Diese brauchen glücklicherweise nicht alles zu wissen. Aber hier werden sie auch kaum fragen. Ein Kind, das lüstern wäre nach der Beschreibung eines Schlachtfeldes, das nach den Ergebnissen eines Sektionsbefundes, dem Geständnis eines Verbrechers, der Beichte eines Sterbenden fragte, wäre kein gesundempfindendes Kind mehr und dürfte eine derbe Zurechtweisung seiner Naseweisheit und Neugier als verdient ruhig hinnehmen.

Daß wir ferner die, vielleicht unvermeidlichen, aber gewiß nicht bildenden rohen Szenen aus dem Gemeinschaftsleben, wie z. B. das Schlachten der Tiere, die Überwältigung eines Verbrechers, den Anblick von Geisteskranken, die Kopula von Tieren u. a., aus dem Gesichtskreise unserer Kinder fernzuhalten suchen, ist ebenfalls selbstverständlich. Sind sie durch Zufall Zeugen von dergleichen geworden, so wird ihre Gemütsbewegung gewiß zahlreiche Fragen aufwerfen, die dann sachlich, kurz und bestimmt zu beantworten sind. Wir befriedigen ihr Wissensbedürfnis nur, um das Bild, möglichst ohne einen Rest von ungelösten Zweifeln, bald wieder sich verwischen zu lassen. Ganz die Beantwortung abweisen, ist hier nicht mehr angängig; das wäre ebenso ungesund, als wenn ein Kind nach solcher Erfahrung es nicht wagte, zu den Eltern mit Fragen zu kommen.

Einer um Erläuterung dieser Antwort bittenden Mutter erwiderte ich: „Hat Ihr Töchterchen (10jährig) also die Kopula zweier Hunde in der Weise beobachtet, daß eine bloß ausweichende Antwort: „Sie spielen miteinander“ nicht mehr angängig war, so würde ich der mitleidigen und manchmal angstvollen Frage, wie man ihnen helfen könne? u. a. damit begegnen, daß ich eine Art ehrfurchtsvoller Scheu vor dem nun einmal beobachteten Akt zu wecken suchte: „Da mußt du nicht hinsehen, da darf man nicht stören; das ist notwendig, damit

das eine Hündchen Junge bekommen kann. Es tut ihnen auch gar nicht wehe — bald wirst du sie wieder ganz gesund herumspringen sehen." Ist das Kind beim Fragen noch ganz unbefangen, so sei es die Mutter auch und mache vielleicht selbst einen Scherz: „Sie spielen Vielliebchen!" „Aber im Ernst, du hast wohl auch schon einmal ein Pärchen Schmetterlinge, oder Libellen, oder Käfer gesehen. Da müssen sich immer zwei zusammentun, damit sie Eier legen können. — Die Vogelpärchen kennst du erst recht — und bei den meisten Blumen ist es ebenso; wenn sie Früchte ansetzen sollen, da muß der Blütenstaub der einen in die Blüte der anderen fallen, dann erst wächst sich die Blume zur Frucht aus." Zieht das Kind die Konsequenz auf den Menschen, so geben wir das unbefangen zu: „gewiß, darum heiraten ja auch die Menschen", aber ich würde jedes Eingehen auf Einzelheiten mit dem Hinweis ablehnen: „Das ist eine viel zu heilige und geheimnisvolle Sache, als daß man sich neugierig dabei aufhalten dürfte." Ebenso bitte ich, die „volle Wahrheit" (S. im folg. S. 41, 45) aufzufassen. Die Eltern haben nicht eine naturwissenschaftliche Beschreibung des Kopulationsaktes zu geben, wohl aber wird dem Knaben, wie dem Mädchen (separat) das Organ, das sie bisher nur in anderer Funktion kannten, als das Geschlechtsorgan bezeichnet und die heilige Scheu vor dem Geheimnis der Zeugung (was es ja auch nach genauester wissenschaftlicher Analyse bleibt) eingeschärft. Wenn dann später von der „vollen Vereinigung" in der Ehe die Rede ist, oder auch mit den Worten der Schrift von „ein Leib sein", wenn man es deutlich zu machen verstanden hat, daß die Eltern einander so innig lieb haben, daß sie sich vor einander „nicht mehr zu genieren brauchen", so weiß das Kind genug und ergänzt das Fehlende wohl von selbst. Daß dies nicht mit Lüsternheit geschehe, darum immer die tiefernste Hinweisung auf das Geheimnisvolle, Heilige der Sache, unterstützt durch die Mahnung, nicht zu früh an solche Dinge zu denken und vor allen Dingen in Gedanken, Worten und Werken „züchtig und

keusch" zu bleiben, Worte, die das Kind in der Pubertätsperiode vortrefflich versteht, aber auch wohl schon früher, wenn auch in halb unbewußter Weise. Es soll noch ein Rest von neuer Erkenntnis (darum die tiefsinnige Doppelbedeutung des biblischen: „Adam erkannte sein Weib") und vor allem von persönlicher Erfahrung für das Eheleben übrig bleiben.

Und so steht es überhaupt mit der Mitteilung von Erfahrungen, die das Kind nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge einmal machen muß. Es kommt hier eben besonders das Geschlechtsleben in Frage. Wann darf dem Kinde davon gesprochen werden, wieviel dürfen wir ihm mitteilen, um einerseits die oben genannte Ehrfurcht vor der Unschuld nicht zu verletzen, andererseits unsere Elternpflicht in Abwehr möglicher Gefahren zu erfüllen? Das sind außerordentlich schwierige Fragen, die nur mit feinem Takt, also wesentlich mit einem durch die Liebe zu den Kindern durchweg bestimmten Anpassungsvermögen an ihre Denkweise, beantwortet werden können. Es muß versucht werden, die Dinge unter Vermeidung von falscher Zimperlichkeit einerseits, von geradeausfahrender Derbheit andererseits, beim rechten Namen zu nennen. Hier nur einige Grundzüge. Zunächst gibt uns die Natur selbst einen guten Anhalt. Nehmen wir einmal an, ein Kind wüchse allein, höchstens mit den Eltern zusammen, auf einer Insel auf, dann würde die Schwierigkeit so gut wie Null sein. Da das Geschlechtsleben im normalen Kinde bis zur Pubertätsperiode ruht, so würden sich auch kaum Fragen darüber erheben. Mit dem Momente aber, wo die Entwickelung vollendet wäre und die natürliche Frage einträte, wäre auch die völlig einfache und natürliche Antwort gegeben: die volle Wahrheit. Daß dabei der Vater den Sohn, die Mutter die Tochter belehrt, ist selbstverständlich, ganz ebenso wie dies, daß die Antwort in ihrer klaren Einfachheit keinerlei Anlaß zur phantastischen Ausmalerei der geschlechtlichen Beziehungen gebe. Indessen hier war nur eine völlig unhaltbare Fiktion, die nur den Wert hatte, uns das eigentlich Normale zu zeigen. Bei dem

engen Gemeinschaftsleben der Menschheit müssen die Fragen viel früher in den Gesichtskreis des Kindes treten, als normal wäre. Geburt und Hochzeit drängen sich in sein Sehfeld: die Sprache selbst, die Unterhaltung der Erwachsenen diktiert den kleinsten Kindern schon unbequeme Fragen: Was ist das: geboren werden, heiraten, zeugen, Schwangerschaft? Großstadtkinder erfahren wohl noch mehr und Schlimmeres, Landkinder wiederum sehen mehr vom Geschlechtsleben der Tiere. Die Fragen sind also da, ob wir es wollen oder nicht; wir vermögen vielleicht durch besonnene Auswahl des Umgangs, der Lektüre, durch sorgfältige Selbstkontrolle unserer Unterhaltungen ihr Eintreten hier und da ein wenig zu verzögern, aber früher oder später müssen wir ihnen doch Stand halten.

Zunächst einige Worte über die Scham. Tiere haben sie nicht ursprünglich*), die Menschheit hat sie erworben.**) Auch die älteste semitische Urkunde, die Genesis, rechnet sie nicht unter die natürlichen Gaben des ersten Menschen, sondern läßt sie (in ihrem Sinne) geschichtlich — durch den Sündenfall — entstehen. Die Ethnologie, die Völkerkunde, zeigt uns ihr Entstehen wahrscheinlich in der religiösen Scheu vor dem Geheimnis der unbegreiflichen Zeugungs- und Schöpferkraft (griechisch: *αἰδώς* Ehrfurcht und *αἰδώς* Scham, ja selbst = Genitalien), die einerseits zu den pseudoreligiösen Ausschreitungen des Phallus- und Lingamdienstes, andererseits zur schamhaften Verhüllung des Mysteriums, ja zur Askese und zum Mönchtum führte. Eine derartige Zweiteilung der Entwickelung eines religiösen Gedankens ist nicht selten. Wir müssen es uns hier versagen, weiter darauf einzugehen. Nun ist zwar an sich der Umstand, daß eine Gefühls-

---

*) Daß Raubtiere, Nachttiere und die meisten wilden Tiere die Kopula möglichst versteckt ausführen, ist wohl nur aus der Wehrlosigkeit inter actum und der Scheu vor Nebenbuhlerschaft zu erklären.

**) Vergl. P. Rée, Die Entstehung des Gewissens, Berlin 1885, C. Duncker, S. 17.

richtung im Laufe der Menschheitsentwickelung erst erworben worden ist, keineswegs schon hinreichend, um darin eine Bereicherung und Vertiefung der Sittlichkeit zu sehen — es wäre möglich, daß jemand in berechtigtem Unwillen über die Nachteile der modernen Prüderie und in Erinnerung an die naturfeindliche Richtung der christlichen Zivilisation die Scham als ein Hindernis rein natürlicher menschlicher Sittlichkeit in die Acht täte — indessen müßte ihn doch die Tatsache stutzig machen, daß die Entwickelung des Schamgefühls parallel geht mit der Abkehr von der Natur zur Kultur. Wenn man nicht ebenfalls die meisten der sog. Kulturgüter, die den zivilisierten Menschen vom Südsee-Insulaner unterscheiden, als Kleidung, Schmuck, Lebensveredelung im weitesten Sinne, Kunst u. dergl. als sittenfeindlich verwerfen will, so wird man auch das Schamgefühl gelten lassen müssen als das Bewußtsein des Menschen, nicht nur Tier, nicht zwangsweise an die Befriedigung aller Triebe gebunden zu sein. Das Schamgefühl ist der Gefühlsausdruck unserer Erkenntnis, daß der Mensch auch ein ideales Wesen ist, und nicht nur als Gleicher in der Reihe der übrigen Lebewesen steht.*) Mit dieser Erkenntnis steht nun unsere pädagogische Praxis der Neuzeit im Einklang, vielleicht, daß sie sogar ein wenig zu viel tut, z. B. in der Trennung der Geschlechter während der Lernzeit, während sie dieselben im Spiel und Scherz unbeaufsichtigt miteinander verkehren läßt. Für die erste Kinderzeit wird ja glücklicherweise sogar bis zur Kleidung hin kein Unterschied zwischen den Geschlechtern gemacht. Allmählich — mit den ersten Hosen — lernt der Junge nun: ich bin ein Junge, Schwester N. ist ein Mädchen. (Hoffentlich lernt er nicht, wie man auch hören kann: Schwester N. ist nur ein Mädchen!) Diese Unterscheidung wird durch die Gewohnheit, durch die Vornamen, die verschiedenes Geschlecht haben, durch die Kleidung fast unbewußt vollzogen. Das Schamgefühl dürfte

*) Vgl. Steinthal, Allgemeine Ethik. Berlin, G. Reimer, 1885, S. 192.

in dieser ersten Periode der Kindheit keineswegs durch Gegenüberstellung der geschlechtlichen Differenz, sondern durch den **beiden Geschlechtern gemeinsamen** Trieb, die niederen Funktionen des Körpers zu verbergen, geweckt werden. Reinlichkeit ist die Vorstufe zur Reinheit, und die Gewöhnung an körperliche Reinheit hat gewiß oft genug die Bewahrung der sittlichen Reinheit zur Folge. Nicht von geschlechtlichen Differenzen ist also in dieser Periode der Kindheit die Rede, wenn die Eltern Schamhaftigkeit fordern und darauf halten, daß die Kinder einander (auch nicht Knaben mit Knaben, Mädchen mit Mädchen!) nicht entblößt sehen, sondern nur von der natürlichen Scheu vor dem Ausscheidungsprozeß der Abfallstoffe des Körpers und deren Organen. Diese rein ästhetische Schranke zwischen den Geschlechtern kann unter günstigen Verhältnissen bis tief ins Jünglings- und Jungfrauenalter hinein den besten Schutz abgeben, und das Bestreben, den eigenen Körper rein zu halten vor fremdem Blick und fremder Berührung, ist gerade der zarteste Schmuck und Schmelz der Jugend. Bei normalen Kindern sollte jedenfalls diese Erziehung zur Scham genügen, ohne daß noch ein besonderer Hinweis auf die geschlechtliche Verschiedenheit nötig wäre; jedenfalls dürften die meisten Pädagogen jetzt darüber einig sein, daß die Trennung der Geschlechter, soweit sie sich überhaupt durchführen läßt, weder für die Sittlichkeit im engeren Sinne, noch für die gute Sitte (den guten Ton) der Kinder besonders förderlich ist.*)

Das Bewußtsein der geschlechtlichen Verschiedenheit erwächst von selbst in völlig harmloser Weise und es ist am besten, wenn sich der Erzieher da mit besonderem Hinweis oder gar mit Geheimniskrämerei gar nicht eindrängt. Bekannt ist die

---

*) Vgl. Jean Paul, Levana: Werke (Hempelsche Ausgabe) 57. Tl. S. 255. „Mischt die Geschlechter, um sie aufzuheben; denn zwei Knaben werden zwölf Mädchen oder zwei Mädchen werden zwölf Knaben recht gut gegen alle Winke, Reden und Unschicklichkeiten gerade durch die vorlaufende Morgenröte des erwachenden Triebes, durch die Schamröte beschirmen und beschränken."



leise Abneigung der Geschlechter etwa von 6 bis 10 Jahre; Knaben ist es „zu dumm“ mit Mädchen zu spielen — und umgekehrt. Soweit da nicht ein schon eben kurz gerügter Erziehungsfehler vorliegt, der ein Geschlecht als „das bessere“ hervorgehoben, sollte man nicht dagegen einschreiten; es ist weiter nichts als das bekannte: gleich und gleich gesellt sich gern. Mit der Pubertätsperiode tritt auch hier die Pflicht an die Eltern heran, den Kindern die volle Wahrheit über diese Verhältnisse mitzuteilen und das „keusch und züchtig leben in Worten und Werken“ als ein Gebot der Gesundheitspflege, der menschlichen (jugendlichen) Würde und Ehre und schließlich als Moralgebot einzuschärfen. Während es nun hier nichts mehr zu verhüllen gibt, mußte in der ersten Kindheitsperiode zwar die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit gesagt werden. Den ersten Anstoß gibt stets das „geboren werden“. Daß weder die Storchlegende,*) noch auch die religiös gefärbte Mitteilung: „die Engelchen hätten das Kind gebracht“, zulässig ist, liegt auf der Hand. Der Storch bringt nur solchen Kindern Geschwister, die überhaupt noch gar nicht fragen und die Ankunft eines neuen Brüderchens als einfache Tatsache hinnehmen — die Bemühung der Englein aber ist nicht jedermanns Sache. In der Tat verwickelt jede noch so gut gemeinte Legende die Urheber in die betrübende Lage, Detail hinzu-lügen zu müssen; denn von einfachem Märchenerzählen ist ja schon deshalb keine Rede, weil eine wirkliche Tatsache: die Krankheit der Mutter und die Erscheinung des Neugeborenen erklärt werden soll. Daher die jammervoll ungeschickte Ausrede von der Bissigkeit des Storches, die Verlegenheit des Wartepersonals bei den unvermeidlichen kleinen Enthüllungen des Krankenzimmers; denn daß Engelchen

---

*) Unbegreiflicherweise findet diese selbst bei einem Manne Verteidigung, der sich sonst so liebevoll, wie wenige, in das Empfindungsleben des Kindes versetzt hat, bei Preyer a. a. O. S. 413. „Das einzige Märchen, an das ich meinen Knaben fest glauben lasse, ist der Storch, welcher die Kinder bringt, und was damit zusammenhängt.“ (!)

so ungeschickt sein sollten wie der Storch, nicht schenken zu können, ohne zu verletzen, geht auch einem Kindskopfe nicht leicht ein Und doch hat schon vor neunzig Jahren ein Dichter, der gewiß nicht so leicht in den Verdacht der Gemütsroheit geraten wird, der schon oben zitierte Jean Paul Fr. Richter, zur Zeit der Sentimentalität die richtige Antwort gegeben. Nach beinahe hundert Jahren darf man dergleichen wohl ganz hersetzen, zumal da Jean Paul heute mehr gelobt und getadelt, als gelesen wird: „„Wer verrät, er verwahre ein Geheimnis, hat schon dessen Hälfte ausgeliefert; und die zweite wird er nicht lange behalten. Die Fragen des Kindes über Schwangerschaft, über das Woher eines neuen Kindes, tut bloß die unbescholtene Wiß- und Fragsucht, aber kein Instinkt oder Trieb; denn dieser gibt Antworten, aber keine Fragen. Im Kinde ist die Frage über die Niederkunft der Mutter so weit vom Geschlechtstriebe entlegen, als etwa die, warum die Sonne, die doch im Westen niedergehet, am Morgen wieder im Osten stehe.*) Es gebe ihm aber nur die erzieherische Geheimniskrämerei eine gesuchte Größe in dieser Dreiheitsregel: so wird der Instinkt, der ins Ferne wittert, in Verbindung mit einigen Erläuterungen des Zufalls vorgreifen und das Dunkle seinem Reiche einverleiben. In diese Krämerei gehört z. B. das Wort: „Dies gehört für Erwachsene, oder wenn du größer bist," und das ganze ministerielle wichtige Fehlbetragen der Weiblichkeit im Hause einer Gebärerin. Geheime Artikel geben immer Krieg, und die heimliche Verlobung mit der Sünde ist von verheimlichenden Instruktionen dieser Art nicht fern.

Womit ist aber dem fragenden Kinde zu antworten? — Mit soviel Wahrheit, als es begehrt: „wie das Käfer-Würmchen

*) Das ist kaum eine Kinderfrage, wie Jean Paul annimmt. Denn wenn das Kind überhaupt erst die Namen der Himmelsgegenden erfährt, so bekommt es auch die Erklärung des scheinbaren Sonnenumlaufs schon mit in den Kauf. Natürlich ist dies indessen für den Gedanken J. P.'s ohne Belang.

in der Nuß, so wächst das Mensch-Würmchen in der Mutter Leib von ihrem Blut und Fleisch; daher wird sie krank usw." Da Kinder uns zehnmal weniger verstehen, als wir glauben, und gleich dem Erwachsenen tausendmal weniger nach der letzten Ursache, sobald sie die vorletzte wissen, umfragen, als einige bei beiden voraussetzen: so wird das Kind vielleicht erst nach Jahren wieder vorfragen: woher aber das kleine Menschlein? Antwortet: „vom lieben Gott, wenn die Menschen einander geheiratet haben und nebeneinander schlafen." Mehr wissen auch wir erwachsenen Philosophen von der ganzen Sache nicht"" ...*)

Jean Paul hat Unglück mit seiner Weisung gehabt, wenigstens haben ihm die Mütter der Empfindsamkeits- und der romantischen Gefühlsperiode meines Wissens die Gefolgschaft verweigert. Vielleicht weil er, der große Bilderkünstler, diesmal sich entschieden unglücklich in seinem Bilde vergriffen hatte. Für ein „Käfer-Würmchen," für eine Made oder Larve sollte die Mutter ihr Kind ausgeben? Der heilige Werdeprozeß im Mutterleibe sollte nicht mehr sein, als ein Krankheitsprozeß, dessen Ende eine taube Nuß? Das war zuviel verlangt. Aber was hindert uns, den richtigen Gedanken glücklicher einzukleiden? Selbst wenn wir, wie Jean Paul sonst rät, die Vergleichung mit den Tieren aufs Ängstlichste meiden wollten, so bleibt uns doch immer die Pflanzenwelt. Das kleine Keimfähnchen in der Bohne, der Erbse, entdeckt das Kind leicht, und wenn wir ihm nun sagen, das kleine Brüderchen sei bei Mama gerade so geschützt und heimlich aufgewachsen, wie hier der zarte Keimsproß in der bergenden Hülle, es nehme seine erste Nahrung von Mama, wie dort das winzige Pflänzchen aus den Keimblättern sich nähre und wachse, so glaube ich weder, daß die Antwort objektiv falsch sei, noch, daß sie dem Kinde zuviel oder zuwenig sage. Aber ich stimme auch nicht mit Jean Paul überein in

*) Levana a. a. O. S. 69, 70.

der Ansicht über die Gefährlichkeit der tierischen Ähnlichkeit, die er selber mit gleichem Atemzug „nur eine Unähnlichkeit" nennt. Hier hat der Städter geschrieben! Das Kind vom Lande kann sich nicht blind stellen, wenn es Stute, Kuh, Mutterschaf, Hündin usw. trächtig und bald darauf die Füllen, Kälber, Lämmer, Welpen lustig umherspringen sieht. Die Mutterschaft ist auch in der Tierwelt so durchweg heilig und auch ästhetisch schön (den Moment des Geburtsaktes abgerechnet, zu dem gewiß niemand Kinder als Zuschauer heranzieht), daß bisher sogar unsere schönsten Bilder dieses Verhältnisses aus dem Tierreich genommen worden — die brütende Henne, die ihre Nachkommenschaft atzenden Vögel, die säugende Kuh, Ricke mit Rehkalb usw. Jean Paul meint auch gewiß nicht diese Ähnlichkeit bei seiner Warnung; er spricht von „äußerer Tatähnlichkeit." Daß aber so wenig wie die Agonie des Sterbenden, so wenig auch der Geburts- oder Zeugungsakt in den Gesichtskreis des Kindes gehören, ist selbstverständlich. Dagegen ließe sich das allen Kindern wohlbekannte Ei sehr wohl zur Belehrung im obigen Sinne verwerten, wenn jemandem die Pflanzenwelt zu unlebendig erschiene; wissen doch die Kinder, daß aus Eiern, wenn deren Mama ihnen Wärme gibt, Hühnchen werden. Nun, hier ist der Prozeß ganz in Innere verlegt; Brüderchen steckte zuerst in einem kleinwinzigen Ei bei Mama, das man noch gar nicht sehen konnte, und nun ist es im Schoße der Mama gewachsen, gewachsen, bis es endlich so groß war, daß sie es neben sich legen konnte. Wird weitergefragt: wie denn das Kindchen herauskomme? so antworte man ruhig: Ist das kleine zusammengekauerte Kindchen so weit, daß es Luft und Licht vertragen kann, dann bildet sich eine Öffnung, die gerade groß genug ist, es durchzulassen. Aber die Wunde verheilt wieder völlig, wenn die Mama sich ganz still verhält. — (Meine neunjährige Tochter quittierte diese Belehrung durch eine stürmische Umarmung der Mutter mit den Worten: „Wie furchtbar dankbar müssen wir dir sein!") — Aber das hat Mama

natürlich tüchtig angegriffen, denn ein Brüderchen ist viel schwerer als ein Hühnchen — und so muß sie jetzt schön Ruhe haben.*) Warum unterschlägt die bisher übliche Legende dem Kinde die herrliche Tatsache, daß seine Mutter ihm auch nach der Geburt noch Leben und Nahrung gegeben, daß es an ihrer Brust groß geworden, daß ihre Säfte seine Säfte sind? Hat doch das Christentum das Bild der stillenden Mutter zur Verkörperung der schönsten und edelsten Liebe gemacht! Kindern zuzutrauen, daß sie die Mutterbrust mit andern, als heiligen Gefühlen der Ehrfurcht ansehen, wäre doch selbst eine sittliche Verirrung schlimmer Art!

---

*) Vgl. a. Emil F. Rüdebusch, Freie Menschen in der Liebe und Ehe, Magville, Wisconsin.

„Nirgends zeigt sich mehr die Roheit und Gemeinheit unserer jetzigen Moral, als in der Art und Weise, wie die Menschen, hauptsächlich die Jugend, die Mutterschaft ansehen und behandeln. Man vergegenwärtige sich nur die demütigende Stellung der werdenden Mutter ihrem achtjährigen Sohne gegenüber! Der Junge hat zufällig von einem zu erwartenden Zuwachs zur Familie gehört. Er fragt die Mutter. Sie wird verlegen, sie kann nicht recht ausweichen, und bindet ihm dann irgend ein albernes Märchen auf von dem Storche, der die Kinder aus dem Teiche fischt oder dergl. — Er gibt sich zufrieden, bis einmal ein frühreifer Straßenjunge ihn in geheimnisvoller Dämmerstunde, in irgend einem sicheren Verstecke, aufklärt über so verschiedene schaurige Geheimnisse: was die Menschen für häßliche, schmutzige Sachen anstellen, wo die Kinder herkommen, wie sie gemacht werden, was auch die eigene Mutter „getan“ haben muß!! — Letzteres kann er noch nicht recht glauben. Zu Hause angekommen stellt er wieder einige seiner verfänglichen Fragen, — und da bemerkt er ganz deutlich, daß die Mutter sehr verlegen wird! — Sie wird rot, sie schämt sich, es ist also wahr! — Ihre Mahnung, daß ein Junge nicht nach so etwas fragen, von so etwas sprechen sollte, läßt ihn sehr kühl. — Er ist jetzt kein dummer Junge mehr, dem man solche Storchgeschichten aufbinden kann! — Spöttisch lächelnd wendet er sich ab, trotzig, mit überlegener Miene trollt er ab. Er ist jetzt hinter die Schliche der Menschen gekommen! . . . Nein, er hat jetzt den ersten großen Schritt getan zur Welt- und Menschenverachtung, und kein Predigen der christlichen Nächstenliebe kann dieses Gefühl auslöschen!

Betrachten wir uns nun ein anderes Bild: die künftige Mutter ruft ihren achtjährigen Sohn zu sich heran. Stürmisch dringt er auf sie ein,

Es käme dann zweitens die unbequeme Frage: Was ist das: heiraten? mit ihrem großen Kometenschwanz aus derselben Unwissenheit heraus geborener Fragen, von zum Teil so drolliger Art. Ihre Beantwortung kann geradezu als Probe dafür dienen, ob pädagogischer Takt vorhanden ist oder nicht. Jean Paul legt den Nachdruck auf das „Zusammen schlafen" und notiert doch als gewissenhafter Anekdotensammler gleichzeitig die verbürgte Tatsache, wie ein Kind, das (jedenfalls durch Bibellektüre) von der Sünde gehört hat, bei einem Weibe zu schlafen, vor Angst kein Auge zugetan habe, als es einmal bei der Amme hätte schlafen müssen. Das hätte ihn stutzig machen sollen. Eine halbe Unwahrheit, die sofort schlechte Frucht trägt! Warum aber die Intimität des Schlafzimmers überhaupt vor dem Kinde ausbreiten? Genügt es nicht zu sagen: Wenn ein Mann und eine Frau sich so herzlich lieben, daß sie ihr ganzes Leben lang bei einander bleiben und alles mit einander teilen wollen, dann heiraten sie, nehmen zusammen eine Wohnung und leben ganz zusammen. Sie teilen Essen und Trinken, Arbeit und Freuden, Schlafen und Wachen und haben sich innig lieb. Erst dann können sie Kinder bekommen. Der Begriff des Heiratens bleibt hierbei freilich völlig oberflächlich und es ist wohl möglich, daß daraus sonderbare Auffassungen von gewisser Komik hervorgerufen werden. Daß das

---

aber mit stolzem, glücklichem Lächeln wehrt sie ihn ab und macht ihn darauf aufmerksam, daß er sie nun etwas sanfter anfassen müsse. Sie erklärt ihm dann, wie ein liebes kleines Brüderchen oder Schwesterchen in ihrem Körper entstanden ist, wie es jetzt noch so ganz, ganz klein ist, wie sie es von ihrem eigenen Blute nähren muß, damit es sich weiter entwickelt, immer größer wird, bis sie es unter großen Schmerzen der Welt übergibt, so daß sie alle ihre Freude daran haben können, wie sie es dann auch noch nähren muß an und von ihrem Körper, wie auch ihr großes Bübchen so aus ihr entstanden ist, usw. — und ich frage euch: welchem Jungen, dem ihr die Sache nicht grundsätzlich mit Schmutz beworfen habt, würde dies nicht schöner und erhabener erscheinen, als das schönste Märchen, das ihr darüber erdichten könntet? — Welche andere Gefühle sollten ihm dabei kommen, als die, stolz zu sein auf sein liebes tapferes Mütterchen, das soviel für ihn getan, das noch soviel erdulden muß, um ihm einen kleinen Spielkameraden zu verschaffen?" —

„Zusammenwohnen“ nicht ausreicht, um Kinder zu bekommen, sieht das Kind an dem Beispiel vieler Erwachsener — umgekehrt erfährt es wohl auch einmal, daß ein Mädchen, das keineswegs mit einem Manne zusammenwohnt, ein Kindchen bekommen hat. Wie unklar die Vorstellung des Heiratens bleibt, zeigt sich ferner an den oft zu hörenden Aussprüchen: „Wenn ich groß bin, so heirate ich dich“, oder: „warum darf ich denn meine Schwester nicht heiraten?“ Ich würde also den Begriff der Liebe in den Vordergrund schieben und dem Kinde ruhig sagen: die Liebe ist doch verschieden; du liebst deine Eltern anders als deine Geschwister, wieder anders deine Spielgefährten, deine Spielsachen, wieder anders die entfernten Verwandten, alle Menschen: so ist auch die Liebe zwischen Mama und Papa eine ganz andere, als du sie jetzt kennst; die können nur Erwachsene fühlen. Damit erledigt sich eine ganze Menge neugieriger Fragen; man hat die Wahrheit gesagt; das Wort Liebe deckt das Detail zu und gibt keinerlei Anlaß zu weiterem Nachspüren. Wohnen also Erwachsene verschiedenen Geschlechts zusammen, ohne eheliche Verbindung, so erklärt man eben: sie lieben sich nicht wie Mann und Frau, sondern wie Bruder und Schwester — oder Onkel und Nichte — oder auch wie gute Freunde. Diese Liebe braucht nicht schwächer zu sein, sie ist nur *anders*. Wenn Bruder und Schwester einander nicht heiraten können, so verweisen wir natürlich auch weder auf das Gesetz, noch auf die Sitte, sondern erklären etwa: Mann und Frau müssen einander mehr fremd sein, als Geschwister das sind; sie dürfen sich nicht so genau kennen, wie Geschwister, die in demselben Hause aufgewachsen sind, alle Erinnerungen gemeinschaftlich haben und einander eben wie Bruder und Schwester lieben. Wenn immer der Bruder die Schwester heiraten wollte, dann würden sich ja die verschiedenen Familien niemals genauer kennen und lieben lernen. Geschwisterliebe ist etwas, was nicht durch eine andere Art Liebe verdrängt werden kann, und jedes, Mann wie Frau, wird reicher an Liebe, wenn es seine Geschwister als solche behält, und doch mit denen des Gatten neue hinzu-

bekommt. Was aber den Fall anbetrifft, daß dem Kinde einmal eine uneheliche Geburt bekannt wird, so stellen wir ihm das Mädchen hin als eine Arme, die von dem verlassen worden ist, der sie geheiratet hat. Der Verführer bleibt, gleichviel ob er dem Kinde zu Gesicht gekommen ist, oder nicht, der „Mann" des Mädchens, das ihn geliebt hat. Gleichzeitig erreichen wir dadurch eine mildere, menschliche Beurteilung des Magdalenentums, die sicherlich sehr im Interesse der Sittlichkeit ist.

Die Behandlung der Mutterschaft mit all ihren Einzelheiten, wobei natürlich rein physiologische Details wegbleiben können, vor Kinderohren, wird heute von den verständigen Erziehern allseits zugestanden. Wie aber steht es mit dem Anteil des Vaters? Die Worte „Liebe" und „Zeugung" haben, das muß zugestanden werden, diese Wirkung doch nur bei kleinen Kindern. Daß aber die Mutter etwa die Aufgabe übernähme, die Vaterrolle ihren Töchtern oder gar Söhnen anders zu erklären, als mit jenen bekannten Bildern aus der Pflanzenwelt, von der Befruchtung, halte ich für gänzlich ausgeschlossen. Der Vater könnte höchstens den Söhnen in reiferem Jugendalter einige vorsichtige Winke geben. So bleibt, da die Schule bisher versagt, nur übrig, die Lücke zu lassen und die herangewachsene Jugend auf eigene Lektüre zu verweisen. Wir werden der Jugend natürlich weder widerliche Bücher genugsam bekannter Art, noch dickleibige medizinische Bände in die Hand stecken. Schon gibt es aber eine ganze Anzahl kurzer physiologischer Leitfäden, die man ruhig jungen Leuten in die Hand geben kann. Gibt sie eben Vater oder Mutter zum Lesen, so ist die etwa doch aufreizende Wirkung fast völlig aufgehoben. Das ist jedenfalls besser, als wenn die Mutter bei einer mündlichen Erläuterung schamrot ihr Gesicht abwenden müßte. Man bedenke aber auch vor allem: es muß nicht alles bis aufs letzte Tüpfelchen erklärt werden. Manche moderne Eltern gehen im ungestümen Drange darin vielleicht zu weit. Als meine oben erwähnte Tochter ihr 16. Lebensjahr erreicht hatte, antwortete sie auf das leise und vor=

sichtige Angebot weiterer Aufklärung durch die Mutter einfach und nett: „Mama, ich will darüber gar nicht alles wissen.“ Die allgemeine Aufklärung über das heilige Rätsel der Mutterschaft, hatte ihr vollauf genügt und alle überflüssige Neugier getilgt. Diese Neugier ist an sich durchaus unschuldig, ebenso wie die erwachende Sinnlichkeit weder heilig noch unheilig, sondern einfach natürlich ist. Es ist fast immer der Reiz des Geheimnisses, der verführt und der nicht genug abzuwehrende Gedanke: „Nun, wenn ich erst erwachsen bin, dann werde ich das mir jetzt Versagte einholen!“

Auf diesem Wege wird es gelingen, unsere Jugend von den speziell sogenannten Jugendsünden, wenn nicht unmerklich abzuhalten, so doch binnen Kurzem zu befreien. Direkte Warnung vor diesen Gebräuchen, ehe ein Verdacht vor dem scharfblickenden Elternauge aufgetaucht ist, möchte ich vermieden wissen, ebenso wie vorzeitige Warnung vor Geschlechtskrankheiten. Am allergewaltigsten ist aber auch auf diesem Gebiet das Vorbild. Wo die Eltern ihr eigenes Ich zum Tempel gemacht haben, wo unreine Worte oder gar Zoten auf das Empfindlichste aus dem Ton des Hauses herausfallen würden, da ist wenig Gefahr. Und verstehen sie es, den Kindern die Anschauung davon zu geben, daß geistige Harmonie, und nicht sinnliches Gefallen allein, ihre Ehe geschlossen hat, dann sind diese Kinder ziemlich gefeit gegen die Straßenweisheit, die das Heiligste, die Liebe, in den Staub ziehen möchte. Diese Vorbereitung für die Ehe und das Leben ist viel wichtiger; als der gewaltige Apparat, der darauf hinarbeitet, die Kinder für den Broterwerb tüchtig zu machen.

Daß es nicht nur das Geschlechtsleben ist, das zu den Dingen gehört, von denen die Kinder nicht gleich alles zu wissen brauchen, ist oben schon angedeutet; es sind hauptsächlich noch die schwarzen Flecken, die auf unserer Menschlichkeit sich befinden, die man ihnen gerne so spät als möglich vor die Augen bringt: die Härte des Strafgesetzes, das Verbrechertum, die Kriegsarbeit, auch bis zu einem gewissen Grade der Gelderwerb mit seinen

Roheiten. Aber, noch einmal sei es bemerkt: das Fragen muß tunlichst verhütet werden, nicht das Antworten verweigert.

Zum Schluß dieses Kapitels sei es mir noch gestattet, ein Beispiel der ernsten Fragebeantwortung zu geben, wie ich sie mir vorstelle; natürlich ist es nicht notwendig oder auch nur wahrscheinlich, daß sich ein Gespräch genau so vollzieht, oder daß das Kind die Fragen ununterbrochen an einander reiht. Zwischen der ersten orientierenden Frage und dem letzten Warum liegt in der Regel eine längere Entwickelungszeit. Ich wähle ein Beispiel aus der Reihe der Naturobjekte, die der Religionsphilosoph Max Müller mit glücklichem Ausdruck die „halbgreifbaren“ nennt, weil nur ein Teil der Sinne von ihrer Existenz Kunde gibt, den Mond.

Frage: Was ist das?

Antwort: Das ist der Mond.

Frage: Was macht denn der Mond?

Antwort: Er steht am Himmel, er geht (scheinbar) auf und geht unter, er leuchtet.

Frage: Wozu ist denn der Mond?

Antwort: Liebes Kind, wir haben den Mond nicht gemacht, darum können wir auch nicht sagen, wozu er ist. Wir können nur von dem, was wir selber machen, immer sagen, wozu es dienen soll. In der Natur (Welt) hat alles, was da ist, ein Recht da zu sein, und braucht nicht erst jemandem zu dienen. Aber freilich benutzen wir Menschen auch die Naturdinge für uns, und nur so dürfen wir sagen: der Mond dient uns dazu, daß wir in der Nacht sehen können, die Zeit einteilen in Monate u. ä. m.

Frage: Wer hat denn den Mond gemacht?

Antwort: Der Mond ist nicht gemacht worden, sondern er ist „geworden“. Früher, vor vielen vielen tausend Jahren war unsere Erde mit dem Monde und mit der Sonne und vielen Sternen nur ein ungeheurer großer Feuerball, der sich im Himmelsraum drehte, so geschwind, wie du dir dies gar nicht vorstellen kannst. Nun erinnere dich einmal, wie du neulich Karoussel gefahren bist. Da ging der Mann, der immer das Karoussel drehte,

ganz langsam, ihr aber auf euren Holzpferden drehtet euch viel geschwinder. So ist's auch mit der Feuerkugel. Die inneren Teilchen, die ja wohl auch die schwereren waren, drehten sich langsamer, dagegen die Teile an der Oberfläche immer rascher und rascher — und dann ging es so, wie es euch wohl beim Eislauf oder auf dem Turnplatz zu gehen pflegt, wenn ihr „Schlange" macht: die am äußersten Ende Befindlichen bekommen einen solchen Schwung, daß sie loslassen müssen und davon fliegen. So haben sich von dem ersten großen Feuerball nach einander die großen Sterne und die Erde gelöst — was übrig geblieben, das ist die Sonne. Nun, und diese losgelösten Stücke mußten sich infolge ihrer Drehung wieder zu Kugeln zusammenwickeln, und so geschah wohl noch einmal dasselbe. So ist der Mond ein Stück von der Erde, das vor Ur-Urzeiten sich losgelöst hat und nun immer um die Erde herumläuft.

Frage: Warum leuchtet er aber?

Antwort: Das Licht kommt von der Sonne her und der Mond wirft es nur so zurück wie ein Spiegel das Kerzenlicht. Er leuchtet also, weil er von der Sonne beschienen ist, während wir Nacht haben, d. h. nicht von der Sonne beschienen sind. Darum siehst du ihn auch nicht immer ganz rund, sondern immer nur deutlich das Stück von ihm, das die Sonne gerade bescheint — manchmal eine schmale Sichel, dann das erste Viertel, die Hälfte, drei Viertel und endlich Vollmond. Wenn er uns aber die Seite zukehrt, die nicht von der Sonne beschienen ist, dann sehen wir ihn nicht und sagen: es ist Neumond.

Frage: Warum fällt er aber nicht auf die Erde?

Antwort: Weil die Erde nicht allein Anziehung auf ihn ausübt. Alle Himmelskörper, von der Sonne bis zum kleinsten Stern ziehen sich gegenseitig an, und wenn nicht jeder seine bestimmte Bahn hätte, würden sie wohl bunt durcheinander purzeln. Diese Bahn ist aber gleichsam die Grenze, wo die verschiedenen Anziehungskräfte einander aufheben. Wenn jemand rechts zieht, ein zweiter links und ein dritter geradeaus, dann kann der Ge-

zogene nicht zum ersten, zweiten oder dritten ganz herangezogen werden, sondern er wird mitten unter ihnen seinen eigenen Weg gehen.

Frage: In unserem Lesebuch steht eine Geschichte von dem Mann im Monde. Ist die auch wahr?

Antwort: Die Antwort könntest du dir wohl selber geben, da du jetzt weißt, was der Mond ist. Das ist doch klar, daß das nur ein Märchen ist, das sich die Menschen im Scherz ausgedacht haben, um die scheinbare Gestalt auf der Oberfläche des Mondes zu deuten. Solcher Märchen gibt es noch viele. Was wir aber dort sehen, was ganz roh eine Gestalt im Monde zu sein scheint, das sind die Schatten riesiger Berge und das Dunkel gewaltiger Täler auf dem Mond. Komm', wir wollen uns in deinem Atlas einmal den Mond ordentlich ansehen, wie man ihn durchs Fernrohr erblickt. —

Noch einfacher ist natürlich die Beantwortung von Fragen, die sich auf völlig konkrete Dinge, besonders Produkte der Handwerkstätigkeit beziehen. Eines Beispiels können wir hier wohl entraten; nur darauf mag hingewiesen werden, daß hier die Frage nach dem Wozu ernstlich und ausführlich beantwortet werden kann, ebenso die Frage: Wer hat es gemacht und Wie hat er es gemacht. Die Beantwortung der letzten empfehle ich, nicht zu leicht zu nehmen. Aus unseren Schulen ist leider die von den Philanthropen unter den Pädagogen eingeführte Technologie als Unterrichtsgegenstand wieder verschwunden, und wenn auch im Anschauungsunterricht und im deutschen Lesebuch gelegentlich Fragen nach der Herstellung der tausenderlei Dinge, die uns täglich umgeben, beantwortet sind, so fehlt doch viel daran, daß der Abiturient von heute eine sichere Anschauung vom Herstellungsprozeß auch nur eines kleinen Prozentsatzes unserer Artefakte hätte. Möglich, daß die gelehrte Schule dafür keine Zeit mehr erübrigen kann; desto ernster müssen es die Eltern damit nehmen und es wird ihnen auch hier wieder nichts schaden, wenn sie einmal ins „Buch der Erfindungen“ oder ein derartiges Handbuch blicken

müssen. Sonst kommt es wohl vor, daß unsere gelehrten Herren aus der Prima zwar richtig angeben können, wie man eine dynamo-elektrische Maschine konstruiert, aber nicht wissen, wie der Buchbinder die schöne Rundung des Bücherrückens und die Höhlung des Schnittes hervorbringt, oder wie eine Drechselbank aussieht. Das Haus kann und muß da viel helfen. Unseren Kindern ist es heiliger Ernst mit ihren Fragen; gewöhnen wir uns daran, in den Antworten denselben heiligen Ernst walten zu lassen.

Drittes Kapitel.

Das Kind und die Eltern. Warum soll ich? Warum darf ich nicht? Praktische Begründung der Sittlichkeit.

Als Aristoteles die bekannte Behauptung aufstellte, daß der Mensch von Natur ein auf die staatsbürgerliche Gemeinschaft angewiesenes Wesen sei, da war er sich völlig bewußt, daß der Grund dafür nicht in dem herdenartigen Zusammenleben der Menschen allein liege; denn diese Art der Vergesellschaftung teilt er mit Bienen, Wespen, Ameisen, Kranichen und vielen anderen herdenweise zusammenlebenden Tieren. Vielmehr weist er ausdrücklich darauf hin, daß die Gründung der Familie die soziale Erscheinung ist, die den Menschen aufs Deutlichste von den übrigen Lebewesen trennt, und er führt selbst*) für den Ursprung der Rechtsordnung aus der Familie die Stelle aus dem Homer (Od. IX, 114) an, wo von den Cyklopen erzählt wird, sie hätten „weder ratspendende Versammlungen noch Satzungen gehabt, sondern sie bewohnten gewölbte Höhlen auf den Gipfeln hoher Berge; Recht aber spricht jeder einzelne über seine Weiber und Kinder und niemand kümmert sich um den anderen". Weiter aber begründet er die Familien- und darum Staatenbildung mit der Gemeinsamkeit der Empfindung von Gut und Böse, von Recht und Unrecht und allem, was dahin gehört, die dem Menschen

*) Vgl. Politik herausg. v. Dr. F. Susemihl, I. T., S. 83. Leipzig 1879.

eigentümlich sei im Gegensatz zu allen Tieren. Damit ist vortrefflich der eminent sozialethische Charakter des Verhältnisses von Eltern und Kind hervorgehoben gegenüber dem rein natürlich-animalischen Bande der Blutsgemeinschaft. Dieses Band reicht nämlich nicht weit. In der ganzen animalischen Welt finden wir zwar eine gewisse Liebe der Eltern für die Nachkommenschaft und dieser zu den Erzeugern, aber diese Liebe reicht überall genau bis zu der Grenze der Hilfsbedürftigkeit der Sprößlinge, jene Kindesliebe nur bis zu der Zeit, wo das Lebensinteresse des jungen Nachwuchses mit dem der Eltern in Zwiespalt gerät. Auch in der menschlichen Welt ist die bloße Tatsache der Erzeugung, ja selbst die der Geburt, ganz allein unvermögend, ein festes Band der Gemeinschaft zu knüpfen, wenn zufällig alle andern Beziehungen der Eltern zum Kinde fehlen sollten. Bei der unendlich großen Abhängigkeit, in der gerade das menschliche kleine Wesen zu seinen Eltern, besonders zur Mutter, steht, wird ja eine derartige Trennung überaus selten sein, doch kommt sie im einzelnen oder teilweise vor. Man braucht nur an das Verhältnis des Vaters zu unehelichen Kindern zu denken — wenn man das überhaupt ein Verhältnis nennen kann, in dem beide Teile sich vielleicht nie sehen, sicherlich aber, auch wenn sie ohne ihr Wissen zusammenkämen, keinerlei geheime Anziehungskraft, die auf Blutsbanden beruhte, empfinden würden. Ebenso behält wohl eine Mutter, die etwa ihr neugeborenes Kind an Pflegeeltern zur Adoption gegeben, selbst ein durch Reflexion hindurchgegangenes Sympathiegefühl mit dem von ihr getrennten Kinde, aber dieses selbst würde, wenn man ihm die Wahrheit seiner Abstammung verheimlichte, sicherlich durch keinen mystischen „Zug des Herzens" zu der ihm unbekannten Mutter sich hingezogen fühlen. Auch unsere Märchenliteratur, die ganz wie der althellenische Sagenkreis sich häufig mit Erkennungsszenen zwischen Blutsverwandten (Mutter und Kind, Vater und Sohn, Bruder und Schwester) beschäftigt, die in frühester Kindheit von einander getrennt worden sind, erkennt indirekt die Unmöglichkeit, daß Verwandte einander

durch die „Stimme des Blutes“ erkennen, an, indem sie meist ein Mal, eine Narbe, oder ein Amulet, einen zerbrochenen Ring und dergleichen zur Identifizierung benutzt. Bemerkenswert ist auch die großartige Natürlichkeit, mit der die griechischen Tragiker das Problem behandelt haben; man denke nur an die Ödipussage. Keine Spur einer Andeutung davon, als ob Jokaste, die unglückliche Mutter und Gattin ihres Sohnes, eine natürliche Abneigung vor diesem Verhältnis empfunden hätte, ehe der blinde Seher Teiresias mit dem ganzen Zeugenapparat von Hirten und Boten die soziale Schuld der Blutschande enthüllt. Welche Fülle von Ahnungen, instinktiven und unwillkürlichen Gefühlsregungen hätte ein mittelmäßiger Poetaster, der die Natur überkünsteln möchte, über das grauenhafte Faktum ausgeschüttet!

Das also, was wir Elternliebe nennen, entwickelt sich ganz allmählich, wenn auch auf dem Grunde des physischen und psychischen Identitätsbewußtseins, und zwar im bestimmten Verhältnis zu den Opfern an Mühe, Kraft, Gesundheit, Zeit und anderem, die die Eltern bringen, und zu dem innigen persönlichen Verkehr mit den Kindern; daher ist Mutterliebe so unendlich tiefer und reicher als Vaterliebe, weil sie das Opfer des eigenen Selbst so viel mehr erfordert. Ebenso entwickelt sich in den Kindern aus dem ursprünglichen Gefühl der körperlichen und geistigen Abhängigkeit heraus allmählich das Gefühl der Liebe und Ehrfurcht vor denen, die sie als Vorbilder und sorgende Hüter und Berater täglich um sich sehen. Das Kind empfindet die Zugehörigkeit zu einer Familie zunächst als Wohltat, als freies Geschenk; es muß sie später als sein Recht kennen lernen, damit sich an dies Recht seine Pflicht anschließen könne. Wohltaten allein verpflichten nicht, und das Gefühl der Dankbarkeit ist in den einzelnen Menschen von so verschiedener Lebhaftigkeit, wie überhaupt die Gefühlsskala, die auf dem angeborenen Temperament beruht. Erziehung kann nicht Gefühle, die einmal nicht da sind, schaffen, aber sie kann mehr und Besseres: sie kann das Bewußtsein von Rechten und Pflichten hervorrufen.

Dazu ist es vor allem nötig, daß wir unseren Kindern Rechte geben. Sie müssen wissen, daß die Eltern ihnen das Recht einräumen, in ihrem Hause zu wohnen, denselben Namen zu führen, Nahrung, Kleidung und alles Notwendige von ihnen zu erwarten usw., sie müssen angeleitet werden, darüber nachzudenken, daß sie Leben, Gesundheit, körperliche und geistige Kräfte zunächst ihren Eltern, in weiterer Linie überhaupt ihren Vorfahren verdanken, deren ganzes Leben und Handeln nicht nur egoistisch auf eigenes Glück, sondern auf die Wohlfahrt der Nachkommen gerichtet war. Dann empfinden sie die Gesamtsumme ihres Daseins wohl noch immer als ein Geschenk, aber als ein Geschenk, das gewissermaßen unter Bedingungen gegeben worden ist, ein geliehenes Gut, mit der Anweisung, es weiter zu geben, kurz als eine Verpflichtung. Ein ganzer Kreis von Pflichten tut sich vor dem Kinde auf, wenn es einmal den Kreis seiner Rechte zu überblicken angefangen hat. Das Recht auf brüderliche und schwesterliche Gesinnung und Hilfe seiner Geschwister, auf Liebe und Unterstützung seitens der Hausgenossen, Freunde und Familienmitglieder ruft ohne weiteres das Bewußtsein der Pflicht der Dankbarkeit, der Verträglichkeit, Freundlichkeit, Nachgiebigkeit, Hilfsbereitschaft usw. in der Seele hervor. Nicht Liebe ist es, die das vierte Gebot von den Kindern fordert; für die Liebe haben die Eltern zu sorgen, und sie werden *die* Liebe ernten, die sie gesäet haben, sondern: du sollst deinen Vater und deine Mutter „*ehren*“, und zwar „auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden“. Schon dem Apostel Paulus ist der Umstand aufgefallen, daß hier an ein Gebot zum erstenmale eine „Verheißung“ geknüpft wird, und zwar eine sehr irdisch-eudämonistische Verheißung, während sonst die Gebote einfach mit der Heiligkeit des Gesetzgebers begründet werden. Es ist eben die sittlich-soziale Pflicht, die für das Wohlergehen des Einzelnen, wie der Gesamtheit, scharf hervorgehoben werden soll — nicht das intime persönliche Verhältnis von Kind und Eltern, das seiner Natur nach keinem

Gebot unterliegen kann. Luther hat den Begriff des „Ehrens“ der Eltern wiederum erschöpfend und vortrefflich nach der negativen und positiven Seite auseinandergelegt: „Nicht verachten noch erzürnen, sondern ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und wert halten“. In dem „Nicht verachten“ hören wir den Bergmannssohn, den Doktor der Theologie, im Rückblick auf die einfachen Handwerksleute, die seine Eltern waren. Nicht meint er jenes Verachten, das eine sittliche Beurteilung in sich schließt und das eben darum, wofern der Mensch nur schon selbst zu sittlichem Urteil fähig ist, ohne Ansehen der Person, auch der Eltern nicht, erfolgt, sondern jenes „Geringschätzen“, das Kindern so nahe liegt, weil ja das natürliche Streben aller Eltern dahin geht, ihre Kinder einige Stufen höher auf der sozialen Stufenleiter zu stellen. Die sittliche Beurteilung kann freilich vor den Eltern nicht halt machen. Wohl kann ein Kind sich des Ausdruckes seines Urteils enthalten; es mag das Recht der verzeihenden und entschuldigenden Liebe in ausgedehntester Weise üben — aber das mögen doch die Eltern nie vergessen, daß sie sich Richter ihres eigenen sittlichen Verhaltens auferziehen, und zwar um so unbequemere Richter, als die Intimität des Familienlebens die Möglichkeit der Aufrechterhaltung des Scheins mindert und den wahren Charakter hervortreten läßt. Man braucht dabei nicht an die äußersten Fälle zu denken, wo etwa der Vater ein Säufer und Tyrann seiner Familie, oder die Mutter die Verführerin der Töchter ist, und wo das „Nichtverachten“ der Eltern geradezu sittliche Stumpfheit verriete. Auf Kasuistik aber, d. h. ein Eingehen auf alle denkbaren einzelnen Fälle, hat sich der Gesetzgeber nicht einzulassen. So stellt er auch den Gehorsam des Kindes als grundsätzliche sittliche Forderung hin, ohne die Grenzen dieses Gehorsams näher zu bezeichnen. Daß es solche gibt, ist ja zweifellos. Wer zur sittlichen Freiheit erziehen will, sagt damit, daß der Gehorsam einmal aufhören müsse, nimmt man doch den Knaben, der schwimmen lernen soll, nicht deshalb an die Leine, damit er es

lerne, aufgehängt im Wasser sich zu bewegen, sondern um frei schwimmen zu lernen. Pietät ist zwar ein schönes Gefühl und eine bedingte Pflicht, aber schöner ist der Mut der Wahrhaftigkeit des Urteils gegenüber sittlichen Verfehlungen und jener Mut des Ungehorsams, der die höhere Pflicht zu erfüllen strebt, wenn möglich ohne, wenn es aber sein muß, im direkten Konflikt zu der niederen Pflicht der Willensbeugung.

Wie aber begründen die Eltern die Gehorsamspflicht überhaupt im Kindesbewußtsein? Die Notwendigkeit davon könnte nur leugnen, wer die Erziehung nicht über die Stufe der Dressur hinauszuführen gedächte. Niemand wird seinen Kindern gegenüber auf dem Herrscherrechte des Stärkeren oder der Willkür des Besitzers stehen bleiben wollen — und täte er es, so müßte er erfahren, daß das natürliche Verhältnis des Stärkeren mit dem Heranwachsen der Kinder und dem Altern der Eltern sich umkehrt, daß die soziale Ordnung die Emanzipation der jungen Generation aus der elterlichen Gewalt gutheißt und verlangt. Es ist nötig, eine Antwort zu finden auf die vielleicht nicht ausdrücklich, aber sicher innerlich gestellte Frage des Kindes: Warum soll ich? Warum darf ich nicht?

Am Schlusse unseres ersten Kapitels ist bereits darauf hingewiesen, unter welchen Umständen der Erzieher ein „Du sollst“ oder „Du darfst nicht“ begründen darf, unter welchen nicht. Wenn wir nun hier auf den ersteren Fall näher eingehen, so erweitert sich unsere Aufgabe ins Riesengroße. Es handelt sich dabei offenbar um nichts Geringeres, als um die Begründung der Moral überhaupt, und zwar nicht im Sinne der Theorie, also einer philosophischen Fundamentierung des ganzen Systems der Ethik, sondern im praktisch-pädagogischen Sinne. Daß wir dickleibige „Grundlegungen der Moralwissenschaft“ in Fülle haben und jedes Druckerjahr eine oder zwei Neufundamentierungen der Ethik erleben, daß auf der anderen Seite ein ideales praktisch-pädagogisches Lehrbuch der Moral unabhängig von philosophischen, religiösen oder metaphysischen Voraussetzungen bisher noch immer

nicht geschrieben ist,*) beweist, welche Aufgabe die schwierigere ist. Es handelt sich mit einem Worte darum, dem Kinde, also einem ungeschulten, aber freilich auch unverbildeten Verstand den Grund der Verpflichtung zu irgend welchem Handeln oder Unterlassen derart klar zu legen, daß die Bindung des Willens unter sie unmittelbar als vernünftig begriffen wird.

Wir sehen also hier völlig ab von dem Inhalte des Sittengesetzes und fragen nicht, welches Wollen oder Handeln empfohlen oder verboten wird, eine Zurückhaltung, die um so eher berechtigt ist, als in der sittlichen Praxis unter den zivilisierten Völkern eine erfreuliche Übereinstimmung herrscht, obwohl die Moral-Theorie überall verschieden ist.**) Die religiöse Moral, die Moral des wohlverstandenen Interesses, die ästhetische Moral, Gefühls-, Vernunfts-Moral usw., sie alle empfehlen im wesentlichen immer dieselben Handlungen, und verbieten die gleichen, aus verschiedenen Gründen, aber mit gleichem Erfolg oder Mißerfolg. Das besagt zwar nicht, wie ein übel beratener Enthusiasmus für das Sittliche von jeher will, daß die Grundbegriffe der Sittlichkeit ewig und unantastbar seien, daß sie gewissermaßen als angeborene Idee der Menschheit einen eisernen Bestand des geistigen Inventars aller Völker und aller Zeiten bildeten, sondern es beweist nur, daß die natürliche Entwickelung der

---

*) Inzwischen ist allerdings das solchen Forderungen recht nahe kommende „Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre," von Prof. Aug. Döring, Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff), 1899 erschienen und warm zu empfehlen.

**) Vgl. Wundt, Ethik, Stuttgart 1886, S. 350. . . . „Bei näherer Prüfung erweist sich der materielle Inhalt der meisten sogenannten „Sittengesetze" als ein fast übereinstimmender: insoweit Unterschiede zurückbleiben, sind es solche, die in den Motiven und namentlich in den vorausgesetzten Zwecken weit deutlicher zum Ausdruck gelangen. Aus dieser Bemerkung kann man die tröstliche Zuversicht schöpfen, daß es sich hier überall nur um einen Streit der Theorie, nicht um einen solchen des praktischen Lebens handelt. Darüber, was sittlich sei, ist man im allgemeinen einig, nur über das warum und wozu gehen die Meinungen auseinander."

Menschheit trotz aller Rassen- und Länder-Verschiedenheiten eine gewisse Konstanz zeigt, daß bestimmte sittliche Ideen mit völliger Sicherheit von der menschlichen Vernunft auf ihrem Entwickelungswege aufgefunden werden müssen, und daß die Bedingungen zu harmonischem Zusammenleben Vieler in einer Gesellschaft sehr einfache und für jede Art von Sozietät ein und dieselben sind.

Ob man also die zehn Gebote mit der Bergpredigt als letzten Schluß aller Sittlichkeit preist, ob man die fünf Herbartschen Ideen der inneren Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechtes, der Billigkeit zur Ordnung der sittlichen Begriffe benützt, ob man Güter-, Pflichten- und Tugendlehre nebeneinanderstellt usw., das alles ist für unseren Zweck nebensächlich. Wir müssen dem Kinde die Paradoxie begreiflich machen, daß sein Wille nicht wollen dürfe, was er will; wir müssen seinen Willen durch unsere Vernunftgründe derart beeinflussen, daß es von selbst die Harmonie der verständigen Selbstunterordnung unter einen allgemeinen Zweck der Anarchie der absoluten Willkür vorziehe; wir müssen ihm den Grund oder die Gründe entdecken, warum überhaupt von Sollen und Nichtdürfen die Rede sein kann.

Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß dieses Verfahren ein Alter des Kindes voraussetzt, in dem es überhaupt fähig ist, vernünftige Gründe zu begreifen. Nur davor möchte ich warnen, dies Alter zu hoch anzusetzen. Die ersten vier bis sechs Lebensjahre gehören allerdings dem blinden Gehorsam an; das „du sollst“ ist hier ein Elementarereignis, eine Gewalt, der sich der Kinderwille unbedingt fügen muß und nach deren Grund er so wenig fragt, als er fragt, warum Wasser naß macht und Feuer brennt. Die Eltern befehlen, das Kind gehorcht — und gehorcht es nicht, so sorgen unliebsame Erfahrungen dafür, den Gehorsam schmackhafter zu machen als den Ungehorsam. Von Gründen ist keine Rede, sondern nur von Motiven. Diese Motive mag sich jede Mutter und jeder Vater auswählen nach ihrem bestem Ermessen und nach der Individualität des Kindes. Am

besten ist es, wenn sie gar nicht zum Bewußtsein kommen und das Gehorchen ebenso Naturereignis wird, wie das Befehlen. Aber will die Mutter ihren Befehl damit unterstützen, daß sie sagt: ich bin traurig, oder der Schutzengel oder der liebe Gott sind böse, wenn sie unfolgsame Kinder sehen, will der Vater in seiner praktischen Roheit die Sache kürzer machen und dekretieren: du folgst, sonst gibt es 'was! — ich habe nichts dagegen, wenn ich auch persönlich weder Schutzengel noch lieben Gott als dabei zunächst Uninteressierte bemühen möchte. Das sind Fragen der Taktik und des Taktes. Aber schon ein siebenjähriges Kind — (ich bemerke in Parenthese das Selbstverständliche, daß natürlich die Grenzen durchaus fließend sind und nur vom durchschnittlichen Alter gesprochen werden kann) — hat gelegentlich einen nachdenklichen Moment, in dem es wissen möchte, warum es „verpflichtet sein soll, dem Lehrer ebenso zu folgen, wie den Eltern" u. dgl. In diesem Alter wird nun die logisch sehr anfechtbare, aber bequeme Antwort, die das Warum mit einem Wozu vertauscht, und den Zweck an Stelle des Grundes setzt, meist noch den Wissensdurst des Kindes befriedigen. Du sollst gehorchen, d a m i t deine Eltern Freude an dir haben, d a m i t du etwas lernst, d a m i t du dir nicht wehe tust usw. Die Vernünftigkeit der Zwecke deckt die Berechtigung des Sollens. Es kommt aber wohl vor, daß diese Vernünftigkeit stillschweigend oder ausdrücklich vom Kinde in Frage gestellt wird. Dem unartigen Trotze, der sich etwa in den Worten äußert: „ich will aber gar nichts lernen" oder „ich will mir aber gerade wehtun", wird man nun wohl zu begegnen wissen, aber wenn das Kind still für sich die Frage erwägt, warum es denn nun eigentlich gehorchen solle, da die Zweckmotive nichts Bestechendes für es haben, dann ist es aus dem Stande der Unschuld, in dem Neigung und Pflicht unbewußt harmonierten, für immer herausgetreten und es beginnt jener Kampf zwischen Wollen und Sollen, der mit der wiedergewonnenen, aber nun bewußten, Harmonie von Pflicht und Neigung oder der Tugend schließen muß.

Die Sache spielt sich meist sehr harmlos, etwa so ab:

„Zieh' die dicke Jacke an, Kind."

„Ach, Mama, es ist ja ganz warm."

„Es hat in der Nacht geregnet, es ist besser so."

„Ach, dann wird mir viel zu heiß sein."

„Nun genug der Worte. Ich will es so."

Das Kind gehorcht zwar, aber widerwillig, unlustig. Es sieht nur ein nicht verstandenes, darum ihm unvernünftiges und unerträgliches Muß vor sich. Es hat den Sündenfall begangen, der nun einmal notwendig ist, wenn es aus dem Unschuldsparadiese zur bewußten Moralität kommen soll, und es hat gekostet vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen. Freilich ist nicht zu verkennen, daß sich dieser Vorgang bei sehr vielen Kindern, vielleicht den meisten, nicht im vollen Lichte des Bewußtseins abspielt, und erst spät, manchmal wohl gar nicht, die rückschauende Erkenntnis des Erwachsenen erst die Tragweite dieser Frage nach der Berechtigung des Sollens erfaßt. Aus der dressurmäßigen Gewöhnung an blinden Gehorsam im ersten Kindesalter entwickelt sich ein instinktives, sagen wir besser gefühlsmäßiges Anerkennen eines über dem Einzelwillen stehenden Sollens, eben das Pflichtgefühl. Wo dies besonders stark ist, da wird viel eher über den Inhalt der Pflichten selbst einmal nachgedacht, als über ihre eigentliche formale Begründung. Hinzukommt noch, daß es meist mit religiösen, ihm also eigentlich fremden, heteronomen, Beziehungen vermischt wird. Die Ehrfurcht und Achtung vor dem fremden Willen, also gefühlsmäßige Erregungen, werden durch die Majestät der Gottheit, die geheimnisvolle Macht des Übersinnlichen aufs äußerste gesteigert und so bekommt ein Zweifel an der eigentlichen vernünftigen Begründung pflichtmäßigen Verhaltens den Charakter sündhaften Frevels gegen das Allerheiligste. Das wäre nun scheinbar im Interesse der Moral selbst nicht zu bedauern — und in der Tat schöpfen ja die Lobredner der religiösen Moral aus dieser scheinbaren Stärkung und Heili-

gung des Pflichtbewußtseins die Hauptgründe für die Notwendigkeit der religiösen Begründung der Moral. Aber sie vergessen zweierlei. Erstens, wie schon oben angedeutet: daß es auf diesem Wege zu der eigentlichen Tugend, d. h. der bewußten und überlegten freiwilligen Übereinstimmung von Pflicht und Neigung niemals kommen kann, und zweitens, daß die Religiosität ihre Schicksale auch im Einzelwesen hat und daß ihre Verknüpfung mit der Sittlichkeit leicht der letzteren das Schicksal der ersteren bereitet. Dies bedarf noch einer kurzen Begründung.

Völlig verkehrt wäre es, aus dem ersten Satze schließen zu wollen, daß ein Religiöser niemals tugendhaft sein könnte. Ein solche Behauptung würde sich entweder in den schroffsten Widerspruch mit der Erfahrung setzen, oder aber man müßte einseitig den Hauptton darauf legen, daß überhaupt die völlige Realisierung des Ideals ein Widerspruch in sich selbst ist. Nur „auf diesem Wege", nämlich auf dem Wege der Unterdrückung jedes Nachdenkens über den Grund aller sittlichen Verpflichtung durch den Schauer heiliger Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen, ist allerdings die Erwerbung der Tugend unmöglich. Das erkennt nebenbei auch die Religion selbst völlig an. Denn was sind die „Versuchungsgeschichten" der religiösen Idealmenschen anderes, als der sinnfällige und historische Ausdruck dieses Zweifels? Gerade die siegreiche Überwindung der Versuchung ist als der Ausdruck einer mit vollem Bewußtsein getroffenen Wahl zwischen Gutem und Bösem die Verneinung der wahllosen Unschuld und die Beglaubigung des vorbildlichen Berufes des religiös-sittlichen Idealmenschen. Darum muß dieser dem Satan, als dem absoluten Gegensatz der Gottheit, ins Auge geblickt haben, darum muß der Tugendhafte mit vollem Bewußtsein die Frage aufgeworfen haben: was kann mich, den Einzigen, absolut Freien zu irgend etwas verpflichten? Und dabei kann ihm die Belastung dieses notwendigen Durchgangspunktes sittlicher Entwickelung mit dem Schein religiösen Frevels oder der

„Sünde gegen den heiligen Geist“ gewiß nicht förderlich sein. Wie es kein philosophisches Denken geben könnte ohne den grundsätzlichen alles negierenden Zweifel, so kann auch auf dem Gebiete der Ethik kein klares Bewußtsein über alle moralischen Beziehungen erlangt werden, ehe man sich nicht die Grundfrage vorgelegt hat: warum nicht lieber individuelle Anarchie der Willkür anstatt irgend welcher Art von Herrschaft, sie sei nun autonomisch oder heteronomisch? Eine religiöse Ethik, die es als Grunddogma behandelt, daß der menschliche Wille dem göttlichen Willen unterworfen sein müsse, gleicht genau einer Philosophie, die den Zweifel an der Übereinstimmung des Denkens mit dem Sein verpönen wollte. Jene wird es im günstigsten Falle bei Individuen, deren Neigung mit ihrer Pflicht nicht in zu starkem Widerspruch steht, zu einem praktischen Rechthandeln bringen, diese zu einem formal logisch-richtigen Denken aus gegebenen Prämissen; von Tugend dort, von Welterkennen hier kann nicht die Rede sein.

Auch in der Pädagogik erkennt die religiöse Ethik scheinbar das Recht und die Pflicht der freien Entscheidung zwischen Gut und Böse an, in der Konfirmation oder Firmelung; freilich nicht ohne erstens die Alternative völlig verschoben zu haben, indem sie die Zugehörigkeit zur Kirche, bezw. Annahme eines bestimmten Bekenntnisses mit dem Guten, deren Verwerfung mit dem Bösen identifiziert, und nicht ohne zweitens, wie jedermann weiß, die „freie“ Wahl durch ihre erzieherische Beeinflussung und die Verquickung der Konfirmation mit bürgerlichen Vorteilen so gut wie illusorisch zu machen.

Das führt uns zu dem zweiten Vorwurf, den wir gegen die Verknüpfung von Religiosität und Sittlichkeit erheben müssen. Er ist bereits so oft und erschöpfend behandelt worden, daß einige wenige Bemerkungen genügen mögen.

Zweifellos gehen zwei Personen, die sich durch das Seil verbunden haben, sicherer auf schlüpfrigem und absturzdrohendem Gletscher, als einer, aber doch nur dann, wenn sie beide ziemlich

gleichmäßig kräftig und gewandt sind. Ist jedoch der eine schwächer, so hat er wohl den Vorzug der Unterstützung des zweiten, dieser aber nichts als die Gefahr, bei dem Sturze des Gefährten mit hinabgerissen zu werden. Nun ist von den beiden Gefährten Religiosität und Moralität die erstere unstreitig die schwächere; denn zugestanden wird selbst von den Verehrern der Religion, daß wohl Moralität ohne Religiosität, nicht aber umgekehrt Religiosität ohne Moralität existieren könne. Moralität hat nämlich, wenn man auch die Stärke der religiösen mit den sittlichen Trieben und Neigungen im Durchschnittsmenschen einmal als gleich setzen mag, jedenfalls den Vorteil für sich, daß die von der staatlichen Gesellschaft geforderte Legalität ihr den Weg bereitet, und gleichsam das feste Skelett bildet, das die Moral mit Fleisch zu überkleiden hat. Man könnte nun vielleicht daran denken, der Kirchlichkeit dieselbe Rolle der Religiosität gegenüber zuweisen zu wollen, aber mit Unrecht. Denn Kirchlichkeit und Religiosität stehen eher im umgekehrten Verhältnis zu einander — die Vertreter der tiefsten Religiosität (Mystiker, Pietisten u. a.) stehen meist in direktem Gegensatz zur Kirche — und andererseits stehen der Kirche heute keine Machtmittel mehr zu Gebote, (und sollen es auch nicht) mit denen sie ein Mindestmaß von Religiosität ebenso durchsetzen könnte, wie der Staat ein Mindestmaß von gesetzlichem Wohlverhalten erzwingt. So sind es denn auch nicht die Gegner der Religion, sondern ihre wärmsten Freunde, die unumwunden und mit Schmerz oder heiligem Zorn darüber klagen, daß die Religion der Kinderjahre fast regelmäßig aus dem praktischen Geistesleben der Erwachsenen verschwinde, daß der Glaube im Abnehmen begriffen sei und das Christentum der meisten Männer und Frauen höchstens ein totes Scheinchristentum vorspiegele.

Ist dem nun so — und wir haben keine Veranlassung, diese Darstellung für übertrieben zu halten — so folgt unmittelbar daraus, daß die Verbindung von Religiosität und Moralität, wo sie gefordert wird, nicht der letzteren, sondern der ersteren

zugute kommt. Die von Jugend auf gelehrte und bis zu einem gewissen Grade in Fleisch und Blut übergegangene religiöse Moral ist es, die einen großen Prozentsatz der „Gläubigen“ noch an der Religion festhalten läßt. Zwar sind die eigentlichen religiösen Dogmen für die Mehrzahl der sich Christen Nennenden etwas, was abgelehnt oder höchstens stillschweigend geduldet wird; man trennt sich aber nicht von der Kirche, weil man den Anschein scheut, als trennte man sich damit auch von aller Moral. Für die große Menge gibt es eben keine andere Moral, als die kirchlich oder doch religiös bedingte — und wer verläßt gern eine, wenn auch baufällige, Hütte, wenn er draußen keinerlei Obdach sieht? Ja, wer wollte den meisten daraus einen Vorwurf machen? Daß die reiche philosophische Theorie der Ethik ein solches Obdach für die Menge nicht bietet, daß die sektiererische Bewegung, die sich ja zumeist auch eine (frei) religiöse nennt, ebensowenig dazu imstande ist — das habe ich schon oben zugegeben. Stützt aber hier die Moral die gleitende Religion, so tritt doch auch der Fall ein, daß der Sturz dieser ein zu rascher, oder zu tiefer ist, und dann reißt sie die Moralität mit sich in den Abgrund. Es ist allzu menschlich und natürlich, daß derjenige, dem die Sittlichkeit nur immer im religiösen Priesterkleide entgegen getreten ist, wenn er Grund zu haben glaubt, die heilige Einkleidung zu verspotten, kurzer Hand auch den sittlichen Kern verwirft. Bleiben wir auf dem Boden der realen Tatsachen, wie sie heute jeder, der die Augen offen hält, beobachten kann, ja muß. Der Arbeitersohn besucht die Volksschule, in der für Religion wöchentlich vier Stunden angesetzt sind (während die gleichstufige „Vorschule“ für die Begüterten mit zwei Stunden auskommen kann, wahrscheinlich weil „dem Volke die Religion erhalten“ werden muß). Er lernt hier die mosaischen zehn Gebote, die Bergpredigt, biblische „Geschichte“ und eine große Anzahl von sittlichen Sprüchen, aber alle in religiöser Form und einzig gestützt von der Autorität des Heiligen. Ein sittlicher Unterricht neben dem religiösen wird nicht erteilt, einen Kursus über Gesetzkenntnis

nnd Bürgerpflichten erhält er nicht. Nach sieben Jahren dieser Unterweisung kommt er zum Herrn Pastor in die Konfirmationslehre. Hier wird naturgemäß das Sittliche einfach vorausgesetzt und die spezifisch religiöse Lehre (womöglich als „Unterscheidungslehren“ von anderen Konfessionen) tritt in den Vordergrund. Um die gesetzliche Berechtigung zur Erwerbstätigkeit zu erhalten, wird er konfirmiert, d. h. er gibt die in den meisten Fällen objektiv falsche Erklärung ab, daß er freiwillig ein lebendiges Glied der Kirche bleiben wolle. In wenigen Jahren, ja Monaten, erfährt er, daß das alles, was Schulmeister und „Pfaffe“ ihm gelehrt hätten, „dummes Zeug“ sei; ein erfahrener Genosse zeigt auch dem Gutgläubigen, wie vieles „mit der Vernunft“ im Widerstreite stehe, was er gelernt. Die Konfession fällt, eine Religion neben der Konfession hat er nie kennen gelernt, sie braucht also nicht erst zu fallen — und welche Verbindlichkeit haben jetzt für ihn noch die Moralsprüche, die er aus dem Munde derselben Männer, an denen er jetzt irre geworden, empfangen hat? Gar keine. Der leichtfertige Atheist, Materialist, ist fertig. Kann ein Geistlicher dieses Bild als übertrieben bezeichnen? Kann er leugnen, das hier wenigstens für Großstädte der typische Fall geschildert ist?

Freilich, daß die Moralgesetze keine Verbindlichkeit mehr haben, heißt glücklicherweise nicht auch, daß sie ganz und gar nicht befolgt würden. Nur ein bestimmter Prozentsatz gerät tatsächlich auf die Verbrecherlaufbahn, ein größerer, und immerhin sehr bedeutender Prozentsatz handelt sogar nicht nur nicht illegal, sondern mit einer grobkörnigen Moralität, dem ihnen selbst unbewußt zurückgebliebenen Reste aus der prinzipiell verworfenen religiösen Ethik. „All dieser pfäffische Firlefanz scheert mich nicht mehr; ich handle nach dem Grundsatz: Tue Recht und scheue niemand!“ sagt wohl der Arbeiter — und bemerkt nicht, daß sein Begriff vom Rechttun tatsächlich der lebendig gewordene Katechismus ist. Man braucht ihn nur zu fragen, was er denn eigentlich „Rechttun“ nenne. Ein sozial-

demokratischer betagter Arbeiter antwortete mir darauf: „Kein Unrecht tun und sich von niemandem Unrecht gefallen lassen!“ Als ich ihn darauf hinwies, daß „kein Unrecht tun“ nur der negative, aber identische Ausdruck für Rechttun sei, und weiter forschte, was denn unzweifelhaft Unrecht sei, da erhielt ich die verblüffende Antwort: „Das wisse jedermann von selbst“ und auf weiteres sokratisches Ausfragen kam dann nichts anderes heraus, als der identische Satz, der freilich nicht so formuliert wurde: Unrecht ist jede Verletzung der Rechtssphäre des Nächsten, mag diese nun Leben, Eigentum, Ehre, Ehe, Arbeitsgelegenheit, kurz die Stellung des anderen in der Gesellschaft bedeuten. Da nun heute jeder Arbeiter ein sehr fein ins einzelne ausgearbeitetes Bewußtsein von der Weite seiner eigenen Rechtssphäre hat, und dies Bewußtsein das einzige Mittel ist, um ihm die Rechtssphäre des anderen in allen Einzelheiten deutlich zu machen, so ergab sich eine immanente Sittlichkeit von großem Werte. Der historisch richtigen Behauptung, daß sie hauptsächlich durch die bewußte und unbewußte Aufnahme der religiös-sittlichen Lehren zu erklären sei, könnte man die sicher ebenfalls richtige philosophische Behauptung entgegenstellen, daß der Katechismus eben nicht so wäre, wie er ist, wenn nicht die hier so naiv ausbrechende Anschauung vom Rechttun ihn vor Jahrtausenden, aber doch immer in derselben Menschheit, so gebildet hätte. Mit anderen Worten: die religiöse Sittlichkeit hat ihr Rückgrat nicht in der Religiosität, sondern in der Sittlichkeit. Wo immer religiöse Sittlichkeit Unsittliches unter der Deckung der Religion einschmuggeln möchte (wie z. B. die Ketzerverbrennung, überhaupt dogmatische Intoleranz), da versagt ihr das Volks-, besser Menschheitsbewußtsein den allgemeinen Glauben, dagegen erkennt es den Kern der religiös überlieferten Sittengebote als Geist von seinem Geist an.

Daß nun selbstreligiöse Eltern es sich nicht werden nehmen lassen, die Fundamente der Moral bei ihren Kindern auf religiösem Boden zu gründen, ist verständlich und bis zu einem

gewissen Punkte unbedenklich. Je deutlicher sie in Wort und Werk zeigen, daß auch für sie der Wille Gottes die höchste und letzte Instanz alles Wollens bildet, daß Ehrfurcht und Pietät Gottes Wort gegenüber die einzige Quelle ihres Handelns ist, desto natürlicher wird ein gleiches Verhältnis auch den Kindern erscheinen. Ihre Sorge wird es sein, die Religion so tief in die jungen Herzen einzupflanzen, daß die Stürme des Lebens sie nicht mehr zu entwurzeln vermögen. Theoretisch indessen würde auch nichts im Wege stehen, wenn sie es versuchen wollten, die Moral unabhängig von der religiösen Schwester im Kinde zu wecken: ein freundnachbarliches Verhältnis könnte und würde zwischen ihnen beiden doch bestehen, ohne daß gerade die eine sich auf die andere stützt. Sicherlich dürfte es sowohl für die Religion, wie für die Moral im höchsten Grade ersprießlich sein, wenn dem Kinde gezeigt werden könnte, wie die einfachen Gesetze der vernünftigen Moral zu aller Zeit auch den Inhalt der religiösen Gesetzgebung gebildet haben, daß sie aber andererseits nicht bloß gut und heilsam seien, weil Gott sie so verordnet habe, sondern daß Gott sie so verordnet habe, weil sie gut und heilsam seien. Wir kommen also doch stets wieder zu der Forderung zurück, daß dem Kinde die Notwendigkeit des Sollens klar gemacht werde.

Nun aber erhebt sich gegen diese Forderung eine würdige Schar ernster Ethiker, den alten Kant an der Spitze, und will uns bedeuten, daß wir im Begriff seien, offene Türen einzustoßen, denn das Gefühl eines absolut und unbedingt verbindlichen Sollens, oder auch die Idee der Pflicht, gehöre zu der unveräußerlichen Ausstattung des menschlichen Bewußtseins. Es könne sich also stets nur darum handeln, den sicher vorhandenen Keim aller Sittlichkeit, gleichviel ob er als Gnadengeschenk der Vorsehung in jedes menschliche Herz gesenkt sei, als „angeborene Idee“, oder ob er das durch stete Vererbung weitergegebene Erzeugnis uralter menschlicher Selbstentwickelung sei, durch die Erziehung zu kräftigen, vor schlimmen Einflüssen zu

behüten und zur Entfaltung zu bringen. Die Eifrigsten von ihnen behaupten wohl gar noch, daß jeder Versuch einer Ableitung dieses unbedingten Sollens einer Profanation desselben gleich komme und nur schaden könne, indem er das unmittelbar vorhandene Bewußtsein von der Unbedingtheit und absoluten Verpflichtung des Sollens antaste. Daß die letztere Übertreibung sich selbst widerspricht, ist klar. Entweder existiert eben ein durch äußere Einwirkung im weitesten Sinne nicht zu berührendes Bewußtsein von der Verbindlichkeit sittlicher Pflicht — und dann kann der Versuch, es noch weiter abzuleiten, wohl unnötig sein, aber sicher nicht schädlich — oder es existiert eben nicht, und dann wäre diese Ableitung freudig zu begrüßen. In der Tat ist aber die Annahme, daß in jedem menschlichen Herzen das Bewußtsein von einem völlig unbedingten „kategorischen Imperativ" des Sollens existiere, mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Sehen wir auch völlig ab von der psychologischen Frage, in welcher Weise dieses Bewußtsein als angeborener oder ererbter Besitz der Seele zu begreifen wäre, so hat doch gerade Kant darauf hingewiesen, daß dieses Sollen keinerlei materielle Elemente enthalten dürfe, die aus der Erfahrung hergenommen wären, sondern daß es ein rein formales Prinzip darstellen müsse. Er bringt es auf die Formel: Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne. Es läßt sich nun leicht zeigen, daß diese Entleerung von allen sachlichen Objekten des Sollens nur eine scheinbare ist, daß das Prinzip, statt wirklich nur die Form des Willens zu bestimmen, dennoch schon den ganzen Inhalt der praktischen Sittlichkeit in sich schließt. Den Nachweis dafür verdanken wir dem individuellen Anarchismus, wie er besonders charakteristisch von Max Stirner ausgebildet worden ist. Es ist nämlich gar nicht abzusehen, warum eine Bestimmung meines souveränen Willens sich von der Rücksicht auf die allgemeine Gesetzgebung sollte leiten lassen, wenn ich mich damit begnüge, mein Ich auszuleben unbekümmert

um die Gesamtheit anderer Lebewesen. Wenn ich mit Stirner sage: Ich stehe über den Begriffen, denn die Begriffe Menschheit, Staat, Volk, Gesellschaft sind mein Werk, Ich stehe jenseits von Gut und Böse, denn Mein Wille bestimmt, was gut und böse ist, Ich erkenne keine Pflicht an, Meine Macht ist Mein Recht, Ich habe keine Aufgabe, keine Bestimmung. Mein Sein ist Selbstgenuß, Selbstrealisierung, Ausleben Meiner Individualität*) — so kann man das verwerflich finden, man kann diesen Standpunkt des absoluten Egoismus mit Gründen bekämpfen, die die Haltlosigkeit eines aus allen historischen Verhältnissen losgelösten Ichs nachweisen, aber man kann nicht mehr in Abrede stellen, daß einem solchen Individuum gegenüber die Ableitung einer allgemein-gültigen Gesetzgebung von dem Prinzip des sozialen Zusammenlebens der Menschen notwendig wird. Daß überhaupt ein Ich einmal fragen konnte: was gehen mich die Anderen an? was ist die Allgemeinheit, daß sie mir die Kreise meiner absoluten Willkür zu stören wagen dürfte? ist ein vollgültiger Beweis dafür, daß das Bewußtsein eines unbedingten Sollens, einer Pflicht der Gesamtheit gegenüber, nicht ein unverlierbarer Bestandteil des allgemeinen Menschenbewußtseins ist. Denn die Ausflucht, als ob jene trotzige Auflehnung gegen alles Sollen doch immer von dem geheimen Bewußtsein der Verbindlichkeit dieses Sollens begleitet wäre, als ob das Ich nur mit bösem Gewissen die Pflicht leugnete und die Incarnation des bösen Willens gerade die Existenz des guten Willens bewiese, ist doch zu dürftig, um im Ernst dem gegenüber gestellt zu werden. Kann die Verbindlichkeit des Sollens überhaupt in Frage gestellt werden, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, dann darf von seiner Unbedingtheit nicht mehr gesprochen werden, und von einem

*) In unendlich viel feinerer Weise hat Nietzsche das Herrenrecht der Persönlichkeit, sich selbst ihre Werte zu setzen, und sogar den sittlichen Werturteilen durch ihre individuelle Bejahung die stärkste Verbindlichkeit zu verleihen, betont.

bösen Gewissen des Leugners aller sozialen Verpflichtung kann nicht die Rede sein. Genau aus demselben sittlichen Wahrheitstriebe heraus, der den Vertreter des erkenntnistheoretischen Idealismus leitet, wenn er die Existenz einer Außenwelt unabhängig von einem vorstellenden Ich leugnet, aus diesem selben kann der Vertreter des ethischen Individualismus einmal die Lehre auf die Spitze treiben wollen und den Versuch machen, ob nicht der Standpunkt anarchischer Willkür auf ethischem Gebiet sich halten ließe. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß weder jener noch dieser Recht hat; die große Mehrzahl der Menschen wird ebensowenig geneigt sein, sich die Welt der Dinge rauben zu lassen, um ein unbegreifliches Schattenspiel in ihrem Kopfe dafür einzutauschen, als den sozialen Zusammenhang mit der Menschheit aufzugeben, um in der einsamen Freiheit der absoluten Ichheit zu schwelgen, — aber die scharfe prinzipielle Fragestellung ist doch gewonnen. Die Philosophie muß seitdem versuchen, eine Brücke zwischen Außen- und Innenwelt, zwischen Stoffbewegung und Empfindung zu suchen; die Ethik muß sich darauf besinnen, wie ein von der Allgemeinheit diktiertes Sollen für das individuelle Ich verpflichtend werden könne. Jene angebliche Unbedingtheit des Pflichtbewußtseins ist der letzte schadhafte Rest von dem religiösen Purpurmantel, mit dem sich im Anfang die Blöße des Sittengesetzes zu verhüllen suchte. Wenn wir aber darauf verzichten, das Sollen mit der Majestät des göttlichen Willens unangreifbar für den praktischen Zweifel zu machen, so dürfen wir auch nicht vor dem Gespenst der unbegreiflichen Unbedingtheit und ebenso unbegreiflichen Allgemeinheit des sittlichen Bewußtseins Halt machen.

Ob freilich die Philosophie heute jene Frage schon beantworten kann, ist mehr als zweifelhaft; das entbindet aber nicht von dem Versuche. Wir werden gut tun, das Existenzrätsel zunächst beiseite zu lassen, sonst kommen wir, wie jener indische Philosoph, vor Verwunderung darüber, daß überhaupt etwas existiert, und nicht viel lieber nichts, garnicht zur Frage nach

dem Wie der Existenz. Also keine Untersuchung über den Begriff der Allgemeinheit, ob wir sie nominalistisch als Abstraktum oder realistisch als Summe der Individuen oder gar als platonische Idee fassen wollen! Bleiben wir in der gegebenen Welt der Tatsachen. Und da stellt sich, wenn wir immer im Auge behalten, daß hier eine praktische Ableitung der ethischen Grundbegriffe für Kinder und Laien gegeben werden soll, neben den unzweifelhaften Satz, mit dem seit Descartes alle Philosophie immer wieder anfängt, den Satz: „ich bin" sofort der zweite Satz: „ich bin nicht allein". Ich glaube, daß man aus diesen beiden Sätzen die ganze Fülle der individualistischen und sozialen Ethik für das Verständnis des Kindes herausziehen könnte; ja vielleicht dürfte einer von beiden Sätzen allein dazu genügen. Sollte nicht jemand, der sich auf sokratisches Fragenstellen verstünde, aus dem Kinde hervorholen können, was es mit Ich meint; das Ich näher als Kind, Familienmitglied, Schüler, Volksgenosse, Gesellschaftsglied, Mensch, Naturwesen bestimmen lassen, um die einzelnen Pflichten aus den jedesmal sich ergebenden Verhältnissen abzuleiten, den Strauß der Tugenden zu binden und die zu erstrebenden Güter aufzuzeigen? Ließe sich nicht aus dem Begriffe des Seins das Werden und das Handeln hervorholen? Oder aber man ginge von dem zweiten Satze aus und bestimmte das Nichtalleinsein näher, als ein in der Familie, in der Schule, in der Natur, in der Gesellschaft, im Vaterland, in der Menschheit sein, und verführe dann ähnlich. Mit beiden Sätzen hätten wir den Punkt gewonnen, den das Kind nicht bezweifeln wird, denn sowohl sein Fürsichsein wie sein In der Welt sein, sein Ich und sein Nichtich, sind ihm unmittelbar, naiv meinetwegen, gewiß. Vom praktischen Gesichtspunkt aus scheint mir das Ausgehen vom zweiten Satz, also vom Nichtich, noch fruchtbarer. Die Neigung der Ethiker geht heute dahin, die individualistische Ethik gleichsam nur als Sonderfall aus der sozialen Ethik abzuleiten und, wenn man auch nicht gerade so weit gehen will, die sog. Pflichten gegen sich selbst völlig zu verwerfen,

so bleibt es doch immer wahr, daß der normale Zustand eines Kindes unserer Zeit die Stellung mitten in einem sozialen Gefüge ist. Wir müßten uns, um ganz rein die Pflichten der Selbstvervollkommnung, Selbsterhaltung, Selbstbeherrschung usw. herauszuschälen, vielfach erst eine künstliche Fiktion einer Robinsonsexistenz konstruieren, und hätten doch dabei nicht eine völlige Isolierung des sittlichen Subjekts gewonnen, da einerseits die ganze nichtmenschliche Natur als Objekt eines sicherlich auch nach sittlichen Grundsätzen zu bewertenden Handelns übrig bliebe, andererseits der neue Robinson selbst doch wohl als ein Mensch gedacht werden müßte, der bereits menschliche Kultur, bezw. Erziehung genossen habe, also als ein aus der menschlichen Gesellschaft Verschlagener, nicht etwa als Autochthone. Dagegen fügen sich die Pflichten gegen das eigene Selbst ganz ungezwungen in die soziale Ethik ein, da wir anderen gegenüber doch nur das sein können, was wir eben an uns selbst sind. Jeder Verstoß gegen die Selbsterziehung wird von selbst auch zu einem Verstoß gegen unsere sozialen Pflichten, nicht aber umgekehrt.

Greifen wir also einmal einige konkrete Beispiele aus dem Pflichtenkreise eines Kindes heraus, um zu sehen, wie wir ihm die Verpflichtung selbst klar machen können. Der erste Kreis, in dem sich das Kind bewegt, ist natürlich die Familie; das erste harte Sollen, das mit seinem Willen zusammenstößt, der Gehorsam gegen die Eltern. Die unbewußte Übung dieses Gehorsams sei vorbei, das Kind fange an darüber nachzudenken, warum es eigentlich nicht seinem eigenen Willen lieber folgen solle, als dem von außen kommenden Befehl. Zwar wird der Befehl ausgeführt, aber nur wie vom Sklaven dem Tyrannen gegenüber; die Nötigung zu äußerlichem Gehorsam verwandelt sich im Innern zu revolutionärer oder anarchischer Auflehnung — kurz, „der Junge ist in den Flegeljahren“. Ich erinnere mich des kritischen Momentes aus meiner Jugend sehr deutlich, und die religiöse Erziehung, die ich im väterlichen Pfarr-

hause genossen, versagte in diesem Moment. Es handelte sich um den Wunsch meines Vaters, einen Krug frischen Brunnenwassers aus dem Brunnen auf dem Markt zu haben. Natürlich war mir die Zumutung, als dreizehnjähriger Jüngling und Tertianer mich mit einem Kruge unter die wasserholenden Dienstmädchen zu mischen, im höchsten Grade ehrenrührig, ein Standpunkt, der leider bei meinem Vater kein entsprechendes Verständnis fand. Das Schreckliche mußte also geschehen, aber es geschah nicht ohne schmerzlichste Aufrührung aller revolutionären Gefühle in der Jünglingsbrust. Eine väterliche Gewalt, die zu so entehrenden Handlungen zwingen konnte, war offenbar im tiefsten Grunde unsittlich, trotz vierten Gebotes und sonst normaler herzlicher Dankbarkeit und Liebe gegen ihren Träger. Hier war der Moment für den eigentlichen Moralunterricht, ja für Grundlegung der Moral im kindlichen Geist gekommen; die Heteronomie wurde als unwürdiger Zwang empfunden, so blieb nur übrig, das Bewußtsein des Sollens autonomisch in der Kindesseele entstehen zu lassen. In solchem Fall entäußere sich der Vater oder die Mutter freiwillig der Autorität — es soll ja ein freiwilliges Wollen der Pflicht angestrebt werden — auch die Heiligkeit und Würde des Sittengesetzes, selbst die Dankbarkeit gegen die Eltern darf nicht ins Feld geführt werden, sondern man argumentiere mit dem angehenden Revolutionär, als ob man das Sittengesetz eben erst entdecken wolle. Belauschen wir das Gespräch, das sich etwa entspinnt.*)

---

*) Im „Pädagogischen Archiv" (39. Jahrg. 10. Heft, Osterwieck-Harz, A. W. Zickfeld) erfuhr dieses Gespräch von einem im übrigen wohlwollenden Kritiker eine scharfe Verurteilung. Es liege eine „dialektische Übertölpelung" des Zöglings vor, die Autonomie der Sittlichkeit werde nur formell gerettet; statt zu überzeugen, „persuadiere" der Erzieher; der Rechtsbegriff schwebe völlig in der Luft; der Satz: „Gewalt schaffe nie Recht" sei grundfalsch usw. — In einigen Punkten habe ich dem strengen Rezensenten durch Abänderung ungeschickterer Ausdrücke recht gegeben; im wesentlichen aber vermag ich mich nicht auf seinen Stand-

„Du siehst nicht ein, warum du gehorchen solltest; ich auch nicht. Zweifellos hast du die Möglichkeit des Ungehorsams, oder sagen wir lieber, die Möglichkeit, deinen Willen zur Geltung zu bringen — denn die paar Strafen, die dich dafür treffen könnten, werden dich doch nicht schrecken. Um seiner Selbständigkeit und Freiheit willen erduldet der ideal gesinnte Mensch ganz andere Leiden. Du sollst auch deinen Willen durchsetzen lernen, denn du bist bald erwachsen — und das Hauptmerkmal des Erwachsenen ist, daß er gelernt habe, sich selbst zu bestimmen. Was meinst du wohl, das es heißt, sich selbst zu bestimmen?"

„Alles tun, was man will."

„Schön, wenn auch nicht ganz richtig. Aber bleiben wir einmal dabei. Was du nun willst, es sei, was es wolle, erscheint dir doch als etwas Gutes? Ich meine nicht gut in dem Sinne,

---

punkt (des absoluten Individualismus) zu stellen. Wird überhaupt zur Selbstbestimmung erzogen' (Dr. H. müßte konsequenterweise jede Erziehung verwerfen), so kann dies nur durch Weckung der Vernunftbegriffe im Zögling geschehen, also durch „Persuadieren", und eine Anleitung, das Ich als etwas geschichtlich Gewordenes zu begreifen, tritt wohl dem völlig das historische Werden verkennenden Anarchismus des Ichs, aber niemals der Autonomie der Vernunft, zu nahe. Wem nicht das individuelle Ich, sondern die soziale Gemeinschaft die höhere Instanz ist, dem ist das Recht, das man **gibt**, die freiwillige Beschränkung der eigenen Machtsphäre zugunsten der anderen, und das Recht, das man **hat**, der Anspruch auf die gleiche Behandlung. Gewalt aber ist die völlige Negation der Freiwilligkeit solcher Beschränkung, an der ihr ganzer sittlicher Wert hängt, und wirkt darum nicht rechtschaffend, sondern ist nur der Ausdruck der augenblicklichen Machtverhältnisse unter Ausschluß aller sittlichen Selbstbestimmung. Daß endlich für den Kulturmenschen diese Freiwilligkeit doch ein Muß ist, nämlich das Muß der sittlichen und vernünftigen Menschennatur, die sich als soziales Wesen erkannt hat, ist nur ein scheinbarer Widerspruch; ebensogut könnte man den Zwang der Logik als unwürdige Heteronomie bezeichnen. Die von Dr. H. neben den Satz: daß „Deine Gewalt an der meinigen ihre Grenze finde", gestellte „soziale Formel: wir brauchen einander" enthält in nuce diese ganze Ethik auch. Eben die vernünftige Einsicht in die gegenseitige Abhängigkeit, gerade bevor wir jedesmal mit Gewalt unsere Machtsphären aufeinander prallen lassen, zeitigt den Entschluß zur Sittlichkeit. —

den andere ihm beilegen, indem sie das Gute dem Bösen gegenüberstellen, sondern gut in deinem Sinne, sonst würdest du es ja nicht wollen?"

„Gewiß."

„Also ist alles, was du willst, wofern du es nur ernstlich willst, gut?"

„Das gerade nicht; ich kann doch auch Böses wollen."

„Du meinst, du kannst etwas wollen, d. h. es als gut für dich betrachten, was andere böse nennen?"

„Ja."

„Wer irrt sich denn nun, du oder die andern? Denn es kann doch etwas nicht böse oder gut zu gleicher Zeit sein?"

„Es könnte doch wohl für mich etwas gut sein, was für andere nicht gut ist."

„Das gebe ich zu. Du kannst z. B. mit deinem kräftigen Körper Sommer und Winter das kalte Baden fortsetzen, während ein schwächlicher Mensch davon krank werden würde. Aber du meinst doch gut nicht nur im Sinne von nützlich, sondern im Sinne von lobenswert?"

„Ja."

„Glaubst du also wirklich, daß ein Handeln, wenn es von dir geschieht, lobenswert sein kann, was bei anderen tadelnswert wäre? Du schweigst — mit Recht, denn wenn du das bejahtest würde ich dich weiter fragen, wie denn die Zufälligkeit, daß du oder ein anderer eine Handlung begeht, ihren inneren Wert beeinflussen könnte."

„Was heißt denn das, „innerer Wert" der Handlungen?"

„Man spricht vom inneren Wert der Handlungen, wenn man die Beweggründe der Handelnden beurteilt, vom äußeren Wert, wenn man nur die Folgen des Handelns in Betracht zieht; das letzte ist der Standpunkt der Nützlichkeit, das erste der der Sittlichkeit. Meinst du nicht, daß man die Handlungen nach ihren Beweggründen in lobenswerte oder gute und tadelnswerte oder böse einteilen kann?"

„O ja, nur brauche ich, was viele oder alle loben, nicht auch lobenswert zu finden und umgekehrt.“

„Gewiß nicht; darin besteht ja eben deine sittliche Freiheit. Aber du gibst doch zu, daß du selbst ein Urteil über gute oder böse Handlungen haben kannst? Und wäre es nur das Urteil, daß du alle deine freiwilligen Handlungen gut, alle erzwungenen böse nenntest?“

„Ja.“

„Woher stammt nun dies Urteil?“

„Aus meiner Vernunft.“

„Richtig. Nun sage, ist deine Vernunft etwas, das immer gewesen ist, oder ist sie etwas Gewordenes?“

„Sie hat sich natürlich entwickelt.“

„Von selbst oder durch andere?“

„Von selbst und durch andere.“

„Was heißt das: „von selbst?“ Ist deine Vernunft von Anbeginn aller Dinge, wenn auch im Keim dagewesen?“

„Nein, aber ich bin als vernünftiger Mensch geboren.“

„Es werden täglich auf der Welt vernünftige, mindervernünftige, aber auch blödsinnige Kinder geboren. Daß du als vernünftiger Mensch zur Welt gekommen bist, verdankst du also wohl nicht dir allein?“

„Nein, meinen Eltern.“

„Gewiß, sofern nicht ein unglücklicher Ausnahmefall eintritt. Und diese Eltern verdanken ihre geistige Gesundheit doch wohl wieder ihren Eltern, u. s. f. Nicht wahr?“

„Ja.“

„Siehst du also, was es mit der Entwickelung der Vernunft aus sich selbst auf sich hat. Wären deine Vorfahren nicht vernünftig handelnde Wesen gewesen, so wärst du nicht als vernünftiges Wesen geboren und mit der Selbstentwickelung der Vernunft hätte es wohl gute Wege gehabt. Also verdankst du deine Vernunft doch wohl anderen?“

„In diesem Sinne gewiß.“

„Nun und in dem andern Sinne der Sprachentwickelung, der Erziehung, des Unterrichts doch wohl auch?"

„Ja."

„Dein Ich ist also nicht vom Himmel gefallen, sondern du bist der Erbe aller deiner Vorfahren. Deine geistige und leibliche Natur ist gleichsam ihr Geschenk. Nun verpflichten freilich Wohltaten streng genommen zu nichts. Du könntest sagen: Da ich ohne mein Wissen und Wollen mit diesem vollsinnigen Dasein beschenkt worden bin, so habe ich auch keine Nötigung zur Dankbarkeit oder einer bestimmten Verwendung meiner Kräfte, die mir doch bedingungslos zuteil geworden sind."

„Gerade das meine ich; es ist vielleicht nicht schön . . ."

„Gib nicht zu viel zu! Ich verstehe sehr wohl, daß auch du Dankbarkeit für etwas schönes hältst, aber du möchtest eben jetzt, abgesehen von allen Gefühlen, einmal klar werden, ob und wie man von strenger Verpflichtung sprechen darf."

„Ja."

„Daß deine Eltern und Vorfahren dir das Leben geschenkt, mag also jetzt beiseite bleiben. Nun aber trittst du mit deiner Geburt auch in eine soziale Gesellschaft ein, die dir einen ganzen Strauß von Rechten als Angebinde in die Wiege legt."

„Wieso?"

„Da ist gleich dein Recht darauf, zu leben. Angenommen, du wärest deinen Eltern aus irgend welchem Grunde nicht willkommen — denke z. B. an die Spartaner mit ihrer Kindesaussetzung — so dürfen sie dich doch nicht beseitigen. Das Gesetz schützt dich, wie jeden Erwachsenen. Aber es spricht dir noch mehr zu. Ich will gar nicht weiter von den verschiedenen staatsbürgerlichen Rechten (der Freiheit deiner Persönlichkeit, deines Eigentums usw.) sprechen. Aber nicht nur die Erhaltung und Entwickelung deines Körpers überwacht die Gesellschaft

und tritt z. B., wenn die Eltern früh sterben, für sie ein (du weißt, daß es Waisenhäuser u. dgl. gibt), nein, sie kümmert sich auch um deine geistige und sittliche Bildung. Sie will, daß du ein brauchbares, tüchtiges Glied der Gemeinschaft werdest."

„Da handelt sie ja doch nur in ihrem Interesse."

„Gewiß, in wessen Interesse sollte sie sonst handeln? Etwa in deinem? Nun du bist doch durch deine Geburt ein Glied der Gesellschaft geworden und ihr Interesse ist also auch das deine."

„Doch wohl nicht immer."

„Du meinst, weil die Gesellschaft oft vom einzelnen die Beschränkung und Unterordnung des Eigeninteresses unter das Allgemeininteresse, ja vielleicht seinen Tod für das Ganze fordert?"

„Ja, z. B. wenn ich als Soldat mich für die anderen totschießen lassen muß."

„Da hast du immerhin Recht. Wer für das Wohl aller sorgen will, kommt wohl in die Lage, von Einzelnen Opfer zu verlangen. Aber darum ist es auch ganz gerechtfertigt, daß jeder, der an den Vorteilen der Gesellschaftsordnung teilnehmen will, seinerseits zu solchen Opfern bereit sei. Oder nicht?"

„Ja, wenn er das will. Aber wenn er nun nicht will?"

„Dann hat er selbstverständlich weder Rechte noch Pflichten. Es fragt sich nur, ob das heute leicht ausführbar und ferner, ob es vernünftig ist. Einen Robinson mitten in der Stadt zu spielen, wird nicht gut angehen. Und unsere Vernunft sagt uns doch, daß wir Menschen einander brauchen, um gemeinsam tausendmal mehr zu erreichen, als in der Zersplitterung und Vereinzelung."

„Ja, wie bei der Erzählung von dem Pfeilbündel."

„Gewiß, nur daß dort mehr von der Verteidigung die Rede ist, während gerade bei aller Kulturarbeit, bei den groß-

artigsten Entdeckungen und Erfindungen, in Wissenschaft und Kunst, Handwerk und Industrie das verständige Zusammenarbeiten der Menschen die größten Triumphe gefeiert hat. Willst du dich denn von dieser Kulturmenschheit ausschließen?“

„Nein.“

„Nun denn, wer Rechte genossen hat — und du genießest sie noch als Mensch, d. h. Erbe einer langen und mühseligen körperlichen und geistigen Entwickelung, als Deutscher, als Gesellschaftsmitglied, als Schüler, als Sohn — der muß auch die damit verknüpften Pflichten übernehmen. Scheint dir das nicht vernünftig?“

„Ja.“

„Solange nun deine Vernunft nicht selbst imstande war, das Bewußtsein von Pflichten zur Bestimmung deines Willens zu gebrauchen; konntest du da tun, was du wolltest?“

„Nein; ich mußte gehorchen.“

„Richtig. Deine Pflicht ward dir als ein äußerliches Gesetz auferlegt. Du warst also damals nicht frei?“

„Nein.“

„Wenn du nun jetzt deine Pflicht als ein inneres Gesetz deiner eigenen Vernunft begriffen hast, bist du dann frei?“

„Nein, dann muß ich ebenfalls meiner Vernunft gehorchen.“

„Das heißt also, du hast die Freiheit der Willkür eingebüßt; du kannst eben nicht alles tun, was du willst, weil deine Vernunft Einspruch gegen manches Handeln erhebt. Oder vielmehr du hast die Freiheit der Willkür ja niemals gehabt, sondern dir nur künstlich zurecht gemacht. Also hast du doch wohl keine Freiheit verloren?“

„Das freilich nicht.“

„Aber die Freiheit von dem äußerlichen Gesetz, von Gebot und Verbot, hast du gewonnen?“

„Wenn ich nur meiner Vernunft gehorchen soll, ja.“

„Da nun aber deine Vernunft ein Teil deines eigenen Selbst

ist, so bist du nun freigesprochen vom äußeren Gesetz, und nur der Selbstbestimmung unterworfen?"

„Ja."

„Wir haben also nun den Begriff der Selbstbestimmung, jenes Vorrechts des Erwachsenen, richtiger definiert. Sie ist Freiheit von äußerem Gesetz, aber gewiß nicht Freiheit der Willkür „alles zu tun, was man will", sondern vielmehr sittliche Gebundenheit unter das Soll, das die eigene Vernunft uns diktiert. Du brauchst nicht mehr sklavisch zu gehorchen, sondern du folgst als vernünftiges Wesen deiner Vernunft, die dir zeigt, daß das selbstgesetzte Sollen dein eigentlichstes bestes Wollen des Guten ist. Du hast deine Pflicht als das, was du vernünftigerweise wollen mußt, erkannt. Dadurch ist diese sittliche Gebundenheit doch im letzten Grunde die höchste Freiheit, denn frei entscheidest du dich für das Gute, das den Kern deines Willens bildet. Mit diesem Augenblick bist du sittlich mündig geworden; die Erziehung als fremde und dir unbewußte Leitung deiner Einsicht und deines Willens hört auf und deine Selbsterziehung beginnt. Gern will ich dir dabei in Zweifelsfällen mit Rat und Tat zur Seite stehen, wenn du es verlangst. Gewiß kannst du auch Böses wollen und tun, nicht nur solches, was andere böse nennen, sondern was du selbst aus deinem vernünftigen Pflichtbewußtsein heraus bei näherem Nachdenken als böse erkennst. Es wird dir aber nicht wohl dabei werden. Deine Vernunft wird immer dein Handeln als gut oder böse beurteilen, und dir deutlich sagen, daß gut nicht böse und böse nicht gut sein kann. Was andere Menschen über gute und böse Handlungen gedacht und festgestellt haben, das interessiert uns auch, aber nur, insofern es zur Klärung unseres eigenen Urteils beitragen kann. Wir wollen das Studium der Sittenlehre darum nicht vernachlässigen, aber am letzten Ende bist du es doch allein, der sein Handeln bestimmen muß. Willst du, so sprechen wir das nächste Mal über deine Pflichten als Bruder, oder als Schüler." —

Ein derartiges Gespräch macht ja, so niedergeschrieben leicht einen zopfig-pedantischen Eindruck und riecht nach dem lehrhaften achtzehnten Jahrhundert; aber die Meinung ist natürlich auch nicht die, daß es in dieser Form und Aufeinanderfolge müßte gehalten werden. Wir wollen nicht die Kinder auf der Marterbank eines stundenlangen Moralunterrichts festbinden und ihnen die ganze Weisheit gleichsam flaschenweise beibringen; sondern man gebe hier und da, im Gespräch über andere Dinge, auf Spaziergängen usw. einen Tropfen davon, wie denn die beste Erziehung und Charakterbildung offenbar diejenige ist, von der der Zögling selbst gar nichts merkt. Das Thema: „Du bist glücklicherweise nicht allein in der Welt", gibt zu nahezu unerschöpflichen Variationen Anlaß, ob der Erzieher nun das Mitgefühl mit dem Naturwesen, den Interessenkreis des Schülers, die Pflichtensphäre des Gesellschaftsmitgliedes, oder sonst etwas zum Ausgangspunkte wählt. Ganz allmählich und unmerklich wird so der junge Geist an das Gefühl der Solidarität mit der Menschheit, mit der ganzen ihn umgebenden Welt gewöhnt. Tauchen dann einmal jene revolutionären Fragen auf, warum man denn eigentlich sollen solle, warum man nicht der ganzen Welt ein Schnippchen schlagen und sich nach eigener Willkür ausleben dürfe, dann sind die Gegenargumente schon fertig im eigenen Gehirn und der Erzieher braucht sie nur durch Fragen hervorzulocken.

Verhältnismäßig selten wird jedenfalls der Fall sein, daß das Sollen selbst in abstracto vom Kinde in Frage gestellt wird; namentlich für das jüngere Kind wird eher ein bestimmtes konkretes Sollen den Anstoß zur Frage und Belehrung bieten. Nehmen wir einmal an, ein acht- oder zehnjähriger Junge habe bei einem Kameraden eine Schmetterlingssammlung gesehen und bestürme nun die Eltern, ihm die Erlaubnis zu Fang und Tötung der Schmetterlinge zu geben. Es folgt ein gemütliches Gespräch:

„Du wünschest dir also auch eine Schmetterlingssammlung anzulegen. Warum denn?"

„Ja, Richard hat doch auch eine so schöne."

„Das wäre zunächst doch kein Grund! Du bist doch kein Affe, daß du alles nachahmen mußt. Gefällt dir denn eine solche Sammlung so sehr?"

„Sie sieht doch wunderschön aus."

„Gewiß, obwohl ich glaube, daß jeder lebende Schmetterling doch noch schöner ist, als das aufgespießte Exemplar."

„Ja, da kann man sie doch nicht ebensogut sehen, und sie sind auch nicht zusammen."

„Was hast du denn davon, wenn sie da zusammen sind?"

„Man kann sie dann vergleichen und dann habe ich sie doch auch."

„Schön, den ersten Grund lasse ich gelten; der zweite scheint mir aber doch etwas eigensüchtig. Bloß damit du sie besitzest, müssen die armen Schmetterlinge ihr kurzes Leben verlieren?"

„Nicht bloß darum; ich will doch auch daran lernen."

„Sehr schön. Aber nun überleg' dir einmal recht genau: Zu einer auch nur einigermaßen guten Sammlung gehören mindestens einige Hunderte von Schmetterlingen; um aber ein tadelloses Exemplar zu erhalten, wirst du 3—5 töten müssen, also kann deine Liebhaberei leicht tausenden von Geschöpfen das Leben kosten. Darfst du denn so mit ihrem Leben umgehen, das du ihnen doch nicht gegeben hast?"

„Ja, andere tun es doch aber auch und die Menschen töten doch viele Tiere, wenn es ihnen nützlich erscheint."

„Was andere tun, geht dich nichts an; du mußt selbst wissen, was du darfst und sollst. Und wenn der Mensch auch nicht umhin kann, manche Tiere zu töten, weil sie ihm schädlich oder nützlich sind, so soll er doch nicht ohne zwingenden Grund töten."

„Aber warum denn eigentlich nicht, wenn er der Stärkere ist?"

„Auf die Frage sollst du selbst die Antwort finden. Wenn du im Sonnenschein einen Schmetterling über die Blumen hin-

flattern siehst, glaubst du nicht, daß ihm da sehr wohl ist? Er läßt sich von den Strahlen bescheinen, fühlt die Wärme, genießt seine Freiheit, nascht hier und da ein wenig Honig, spielt mit anderen Kameraden und freut sich doch seines Lebens?"

„O ja, aber. . . ."

„Und wenn du ihn nun mit deinem Käscher jagst, nach ihm schlägst, ihn triffst, mit Aether betäubst und ihm eine spitze Nadel durch den Leib stößt — tut ihm das nicht weh?"

„Das schon, aber es ist doch nur ein Schmetterling."

„Und du „nur ein Mensch". Einem Schmetterling ist sein Leben doch wohl nicht weniger wert, als dir dein Leben?"

„Er kann doch aber nicht denken."

„Weißt du das so gewiß? Du hast ja wohl noch in keinem gesteckt. Aber sicherlich fühlen kann er doch?"

„Ja."

„Ist es nun schöner auf der Welt, wenn mehr Wehe oder wenn mehr Lust darauf zu finden ist?"

„Natürlich, wenn mehr Lust."

„Nun macht es dir ja gewiß Freude, einen schönen Schmetterling für deine Sammlung mehr zu haben. Ist aber diese Lust wohl so groß, daß sie den Schmerz des Schmetterlings und den Verlust seines für ihn unersetzlichen Lebens aufwiegt?"

„Ich verstehe dich nicht ganz."

„Nun denke dir, es gäbe Riesen, die kleine Menschen für ihre Menschensammlung fingen und aufspießten, würdest du dich gern von einem solchen unter Qualen töten lassen, damit er einen Menschen mehr in seiner Sammlung habe?"

„Nein, gewiß nicht."

„Ja, er wäre aber doch der Stärkere, warum sollte er dich nicht töten?"

„Ich weiß schon, wir sollen Mitleid mit den Tieren haben, und das wäre grausam."

„Nicht nur Mitleid, sondern auch Mitfreude — und du

sollst sie nicht bloß haben, sondern du hast sie wirklich. Was erfreut dich denn an einem schönen Sommertage so sehr, wenn nicht die Lebenslust, die über die ganze Natur ausgegossen ist? Du siehst, wie die Blumen hervordringen aus dem schwarzen Erdreich, empfindest ihren Duft, hörst die Baumwipfel rauschen, dein Blick folgt der Lerche, die trillernd im Himmelsblau schwebt und den Schwalben, die hin und her schießen; mit jeder Ameise, jedem Falter freust du dich ihres Lebens und des deinen; du merkst, du bist selbst ein Stück von dieser lebendigen frischen Natur und du willst, daß alles so froh und lustig bleibe, wie dir selbst zu Mute ist. Da ist kein hartes Sollen mehr, das dir verbietet, die Blumen zu zertreten, nach den Käfern zu schlagen oder nach den Singvögeln zu werfen, sondern du willst gar nicht anders, als allen Gutes tun oder wenigstens nichts Böses. Wohl kommt es vor, daß ein Kind unbedacht und töricht Blumen abreißt, um sie nach kurzem Spiel zerpflückt wegzuwerfen, daß es den Schmetterlingen nachjagt und zu spät erkennt, wie der flatternde Falter doch lustiger war als das zerdrückte und entfärbte Ding, das sich unter seiner Mütze vorfindet — aber das sind eben Kinder, die nicht nachdenken. Wenn sie sich wirklich ernst darauf besännen, was sie wollen und was nicht, so würden sie immer finden, daß ihr Sollen gerade das ist, was sie eigentlich wollen müssen, wenn sie auch in Leichtsinn und zeitweiliger Bosheit einmal das Gegenteil wollen.“

„Müssen wir denn wollen?“

„Gewiß müssen wir, wenn wir, zumal in Gemeinschaft, leben wollen. Denn Leben ohne Wollen gibt es nicht. Was also leben will, muß freilich auch wollen. Wollen aber heißt, das, was man als gut ansieht, zu erlangen oder zu verwirklichen streben. Nun hast du hier zweierlei Wollen: du willst gern eine Schmetterlingsammlung haben — aber du möchtest auch, daß die Tiere nicht unnütz Schmerz und Tod erleiden. Welches Wollen ist wohl das wichtigere?“

„Das letzte, daß die Tiere nicht unnütz Schmerz und Tod erleiden.“

„Nicht so rasch! Denke dir einmal, du wärst Professor der Naturgeschichte und die Regierung schickte dich in ein fernes Land, um die dortige Tierwelt kennen zu lernen, zu beschreiben und zu sammeln. Würdest du es da für Unrecht halten, wenn der Professor die Vögel schießt, die Tiere fängt, Käfer und Schmetterlinge sammelt, soviel er nur bekommen kann?“

„Nein, dann gewiß nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Weil es ihm so befohlen ist.“

„Das ist nur zum Teil richtig. Es gab auch schon grausame Regierungen, die ihren Abgesandten befahlen, Menschen z. B. einen wilden Volksstamm zu töten oder zu Sklaven zu machen. Sollten diese dann auch folgen, nur weil es ihnen befohlen war?“

„Nein.“

„Offenbar deshalb nicht, weil der Zweck solcher Handlungen kein guter war. Aber bei unserm Professor ist es klar, daß es ein guter Zweck wäre, die Erkenntnis des Menschen von der Natur zu erweitern. Wenn euch nun euer Lehrer sagte, ihr müßt jeder ein paar Schmetterlinge für die Naturgeschichte mitbringen, dann dürftest du doch wohl diese fangen und töten?“

„Ja.“

„Und wenn nicht der Lehrer, aber dein eigener Erkenntnistrieb dir sagt: ich möchte aber gar zu gern alles kennen lernen, wie die Schmetterlinge aussehen, wie sie leben, wovon die Raupen fressen, wie sie sich verpuppen, wie lange sie zum Auskriechen brauchen — wäre das ein schlechter Zweck?“

„Nein.“

„Zum Teil könnte man ja derlei nun auch aus Büchern lernen. Wer aber selber ein Naturforscher werden will, der muß freilich auch selbst untersuchen lernen, weil die Bücher auch nicht unfehlbar sind. Nun kommt daneben das Mitleid mit den Tieren

dir auch zum Bewußtsein. Aber du nimmst dir vor, kein Geschöpf unnütz zu quälen und zu töten, du legst dir eine Raupenzucht an — ich will dir dabei helfen — aus der du dir die schönsten Schmetterlinge selbst erziehst . . .“

„Also darf ich mir eine Schmetterlingssammlung anlegen?“

„Unter diesen Bedingungen gewiß. Du darfst jetzt aber nicht nur, weil ich es dir erlaube, sondern du hast dir selbst klar gemacht, warum und unter welchen Bedingungen dein Wunsch berechtigt war. Das Verbot „Du sollst nicht töten“ hast du zwar in seinem vollen Werte erkannt; du willst auch nicht, daß Tod und Schmerz in der Natur herrsche; aber du hast auch gesehen, daß ein anderes Gebot: „Du sollst Herr der Natur sein“ im einzelnen das Verbot aufheben oder einschränken kann. Und was das wichtigste ist: du hast gesehen, daß dieses Sollen dein inneres bestes Wollen ist.“ —

Mit einer solchen Unterredung ist mehr geleistet, als man zunächst glauben möchte. Das Kind hat dadurch gewissermaßen ein Paradigma, ein Beispiel, gewonnen, nach dem es fast unbewußt in ähnlichen Fällen verfahren wird. Die unzähligen kleinen Konflikte von Pflichten, die unser tägliches sittliches Leben ausmachen, werden es nicht mehr irre machen; es hat den Leitfaden in die Hand bekommen: jedes Sollen nach dem sittlichen Wert für die Gesamtheit der Menschheit zu prüfen; es hat mit der Erkenntnis der Identität dessen, was es soll und was es eigentlich will, einen gewaltigen Schritt auf dem Wege vom Gehorsam zur sittlichen Freiheit gemacht; es hat eine wenigstens vorläufige Antwort auf die Frage erhalten: Warum soll ich? Warum darf ich nicht?

In gleichem Maße aber, wie sich die Erziehenden mit dem Zögling auf den gleichen Fuß des Erkenntnis- und Wahrheitssuchenden stellen, hat sich das Verhältnis der Eltern zum Kinde verschoben. Aus dem befehlenden absoluten Herrscher über den Kinderwillen ist ein konstitutioneller Monarch geworden, der zwar noch regiert, indem er die leitenden Minister ernennt (die Haupt-

motive dem Kinde in der Erziehung zuführt) und das Parlament der eigenen Wünsche, Begierden und Erkenntnisse des Kindes zusammenruft, hört, ihm Vorlagen macht und es zur Selbstentscheidung anleitet. Noch hat er das absolute Vetorecht — aber immer seltener wird er es brauchen. Die Zeit kommt, wo er zum Roi wird, qui règne, mais qui ne gouverne pas, wo der freigewordene Wille des Heranwachsenden zwar gern Rücksicht nimmt auf pater et mater familias, aber doch im wesentlichen aller fremden Leitung entwachsen ist. Unser guter Freund Hain sorgt dann endlich dafür, daß ohne tyrannenstürzende Revolution die Republik der jungen Generation ins Leben tritt — eine Republik, die freilich nur so lange dauert, bis diese selbst zur Elternwürde gelangt und den Kreislauf der Regierungsformen mit der absoluten Herrschaft über ihre Kinder, unsere Enkel, wieder von neuem beginnt.

Viertes Kapitel.

Das Kind und seine Geschwister, Freunde u. dgl. Mein und Dein. Der Kampf gegen die Lüge. Das Kind und die Dienstboten.

War das Verhältnis von sittlicher Freiheit zur Autorität das Thema unserer letzten Betrachtungen, so kommen wir jetzt zu der nicht minder wichtigen Betrachtung der Freiheit des Einzelnen gegenüber der Freiheit des Anderen; anders ausgedrückt: dort handelte es sich um die Formgebung, die der Erzieher der Seelenzelle des Kindes zuteil werden ließ, hier um die Formung, die sie durch den Gegendruck der Nebenzellen erleidet. Die Familie ist ja gerade darum eine so vortreffliche Vorschule für das soziale Leben, weil in ihr sich alle seine Elemente in einfachster Gestalt wiederfinden. So ist das Verhältnis des Kindes zu seinen Geschwistern vorbildlich, und, was mehr ist, vorbildend für das Zusammenleben des Erwachsenen mit dem größeren Kreise seiner Verwandten, Nachbarn, Freunde und Volksgenossen. Einen fast naiven Ausdruck hat dieser Gedanke gefunden in der Forderung der humansten Religionen, wir sollten alle Menschen als Brüder und Schwestern betrachten, naiv, weil hier ohne weiteres vorausgesetzt wird, daß jedermann wisse, wie man sich zu wirklichen Geschwistern zu verhalten habe. Aus dieser Naivetät soll durchaus kein Vorwurf hergeleitet werden. Tatsächlich ist dem auch glücklicherweise meistens so, und diese Tatsache ist für den ethischen Optimisten, dessen Stellung ja gegenüber all den Verkehrtheiten unseres sozialen Lebens nicht leicht ist,

eine herzerfreuende tröstliche Sicherheit dafür, daß der Kern des sittlichen Wollens der Menschheit doch nicht so ganz und gar verfault und verderbt sein dürfte, wie die augustinische Erbsündentheorie einerseits, eine hochmütige Herrenmoral andererseits glauben machen wollen. Das soziale Zusammenleben der Geschwister oder der Kinder überhaupt, falls Freunde und Genossen den Mangel jener ersetzen müssen, regelt sich in der Tat ohne große Schwierigkeit von selbst, und ohne daß der Erzieher ordnend und normgebend einzugreifen brauchte, hauptsächlich weil es zunächst eine Spielgenossenschaft ist. Gesellschaftsspiele werden von fast allen gesunden Kindern dem isolierten Spiel weitaus vorgezogen; die Expansionskraft des menschlichen Herzens verrät sich am deutlichsten in diesem Bedürfnis, die eigene überquellende Lebensfreude anderen mitzuteilen und deren Freude mitzugenießen. Es ist nicht nur die nackte Notwendigkeit, oder die Berechnung von dem Nutzen gemeinsamer Arbeit oder gar der Arbeitsteilung, die die Menschen ursprünglich zusammengeführt hat, sondern gewiß in nicht zu unterschätzendem Maße auch jener Trieb, gemeinsam und damit eben doppelt die Daseinslust zu genießen,*) wie ihn unsere Kinder noch heute zeigen. Der Anblick spielender Kinder, ja sogar spielender Tiere, ist darum ein so angenehmer und fesselnder, weil er uns ein Bild sozialen Zusammenlebens ohne die schwarzen Flecken des Konkurrenzkampfes, ohne den Streit um die Nahrung und das Leben, rein auf der Grundlage gemeinschaftlicher Lebensfreude vor die Augen stellt. Daß Kinder einander selbst die besten Erzieher sind, und zwar vorwiegend zum Guten, weiß ja jeder erfahrene Pädagoge. Hinzuweisen ist höchstens noch darauf, daß man die demokratische Natur, die in jedem Kinde liegt, besser gesagt, die rein menschliche Natur, die von Unterschieden des Standes, der Klassen, des guten oder schlechten Rockes u. dgl. nichts weiß, überall zu unterstützen hat. Kinder sehen in einander nur Kinder,

*) Man bemerke, daß die Etymologie Genosse von Genießen ableiten muß: Genosse ist, wer Freud oder Leid mit mir genießt. Was stärker bindet — wer will es sagen? —

wenn man sie nicht künstlich auf Unterschiede aufmerksam macht, und verhalten sich in ihrem Verkehr nehmend und gebend zu gleichen Teilen. Nichts ist darum verwerflicher, obwohl leider noch viel verbreitet, als den Klassenunterschied dadurch in die Kinderwelt zu tragen, daß man ihnen aus rein äußerlichen Gründen verbietet, mit diesen oder jenen Kindern zu spielen. Besonders wird mit dem Ausdruck „Straßenjungen“ gesündigt; oder die Bonne sagt täppisch: das sind unartige, schmutzige Kinder, das ist kein Umgang für dich, mit denen darfst du nicht spielen! Natürlich rede ich nicht der Blindheit das Wort, die sich um die sittlichen Eigenschaften der Spielkameraden gar nicht kümmert und die äußerlich und innerlich Verwahrloste ungeprüft in die Gesellschaft läßt. Nur die falsche Verallgemeinerung, die alle auf der Straße spielenden Kinder zu „Straßenjungen“, die alle ärmlich oder defekt gekleideten Kinder zu Verwahrlosten macht, muß bekämpft werden. Wir werden bei dem Abschnitt über die Schule noch weiter darauf einzugehen haben.

Nicht alle Reibungen aber des sozialen Gemeinschaftslebens lassen sich so leicht vermeiden, wie die beim Spiel. Einen Streit um die Nahrung freilich gibt es in der normalen Familie auch nicht, vielleicht eher einen Konkurrenzkampf um die Zuneigung der Eltern. Aber vernünftigen Eltern gegenüber ist dabei wenig zu sagen. Das Prinzip der jedem das Seine zuteilenden Gerechtigkeit, die deshalb noch lange nicht artige und unartige, liebenswürdige und schwer zu behandelnde Kinder über einen Kamm schert und in öde Gleichheitsmacherei ausartet, ist ja so sehr die Seele der Erziehungskunst, daß, wo sie fehlt, von Erziehung gar nicht mehr die Rede sein kann. Nicht daß Eltern Unterschiede machen in der Behandlung ihrer verschiedenen Kinder, ist verwerflich, sondern wenn, sofern sie Unterschiede machten, deren Begründung nicht auch dem Kinde ohne weiteres klar gemacht würde. Eine gewissenhafte Überwachung der natürlichen Sympathien und der Vorliebe für dieses oder jenes Kind ist also für die Eltern allerdings unerläßlich. Schwieriger ist die Frage nach dem Mein und Dein der Kinder zu beantworten.

Mein und Dein.

Ob es echte Kinderfragen sind, wie wir sie so häufig in der Kinderstube hören? „Das ist meine Puppe; Mama, Gretchen darf sie mir doch nicht wegnehmen?“ — „Nicht wahr? meine Soldaten brauche ich doch Otto nicht zu geben?“ — „Mama, Elsi ißt immer von meinen Rosinen, das darf sie doch nicht?“ usw. usw.

Echte Kinderfragen? Mancher Optimist mag wohl meinen: wohl sind es Kinderfragen, aber die da so fragen, sind nicht mehr echte Kinder. Das echte Kind kenne keinen Unterschied zwischen mein und dein, es sei Kommunist, und wenn ihm nicht die leidige Gewohnheit anerzogen würde, so käme es sein Lebtag nicht auf die Idee, etwas allein für sich in Beschlag nehmen zu wollen. Dagegen grämelt der Pessimist: die Menschen seien alle eine egoistische, eigennützige Bande, die Kinder am meisten — und ihnen werde der rücksichtslose, undankbare Egoismus noch künstlich von Eltern, Verwandten und Bekannten eingefüttert. — Der neu ins Haus eintretenden Erzieherin sagt die Mutter: „Bitte, achten Sie doch ja darauf, daß die Kinder ihr Eigentum schonen; sie müssen es lernen, mit ihren Sachen sorgfältig umzugehen; jedes hat sein Schränkchen und ist für seine Sachen verantwortlich, und daß sie mir vor allem auch lernen, vor fremdem Eigentum eine unüberwindliche Scheu zu hegen: alles Naschen, Stibitzen, Klemmen usw. müssen Sie aufs strengste zu verhindern wissen.“ Auf der anderen Seite hören wir den Arbeiter, der seiner Frau und den aufhorchenden Kleinen auseinandersetzt, wie das Privateigentum an Land und Kapital die Quelle alles Elends sei; Eigentum sei Diebstahl, die Früchte des Feldes, das Wild des Waldes gehöre allen Menschen, wie Luft und Wasser; niemand habe auf etwas ein ausschließliches Recht, das er nicht selbst mit seiner Arbeit geschaffen, usw. Wiederum fällt der Schatten der sich streitenden Parteien Erwachsener in unsere Kinderstube hinein. Aber wir wollen ihn hier nicht dulden. Die Vorhänge zu! Hier gelten nur pädagogische Rücksichten.

Leicht wird uns die Frage deshalb doch nicht werden. Dürfen wir unsere Kinder an den leidenschaftsweckenden, menschentrennenden Eigentumsbegriff gewöhnen? Müssen wir vielleicht als umsichtige Erzieher die aus dem Eigentumsbegriff quellenden Motive für die Anleitung zu ernster, eigener, selbständiger Lebensführung verwerten? Wie weit läßt sich die Scheidung von Mein und Dein nach sittlichen Grundsätzen in der Kinderstube führen? Womit gebieten wir dem geweckten Egoismus Halt? Das sind alles Fragen, die heutzutage ernstester pädagogischer Überlegung bedürftig sind.

Früher freilich fielen sie weder in unseren Gesichtskreis, noch in den der Kinder. Als der junge Goethe vom Flur seines Frankfurter Vaterhauses aus das lustige Scherbengericht auf der Straße servierte, lag ihm der Begriff des Eigentums an den geopferten Schüsseln und Tellern wohl völlig fern, wenn er auch schwerlich in fremdem Hause sich hätte einfallen lassen, so rücksichtslos mit zerbrechlicher Ware umzugehen. Aber daß das Eigentum unverletzlich sei, das hatte ihm der Herr Rat schon ebenso deutlich eingeprägt, wie die Frau Rat ihm den richtigen Gebrauch des Eigentums zu wohltätigen Zwecken mochte erläutert haben. Die Grundfrage blieb unerörtert, weil sie selbstverständlich war; natürlich mußte das Kind eines wohlbestellten Patrizierhauses daran gewöhnt werden, mit Eigentum umzugehen; es handelte sich nur um seinen richtigen Gebrauch. Heute, wenn ich in meiner Kinderstube sitze und das ärgerliche: Das ist meins! nimm du doch deine Sachen! immer wieder höre, kann ich den Gedanken nicht ganz abweisen, wieviel Zank und Streit wir mit dem Eigentumsbegriffe einfach abschafften, vorausgesetzt, daß wir ihn abschaffen könnten. Können wir das nicht, wenigstens in der Kinderstube nicht?

Eigentlich scheint doch die Sache sehr einfach zu liegen. Unsere Kinder erwerben nicht — oder wenn und inwieweit sie erwerben, dürfen wir sie nicht mehr ganz als Kinder behandeln. Nun kann ihnen also Eigentum nur durch Schenkung zufließen. Wie, wenn wir es uns nun zum Gesetz machten, niemals einem

Kinde etwas besonderes zu schenken, sondern immer allen denselben Gegenstand zu kommunistischem Gebrauch? Wenn wir unseren Tanten, Freunden und schenklustigen Verwandten von diesem unverbrüchlichen Ukas unserer Haustyrannei schonende Mitteilung machten, wenn wir jedes trotzdem mit einseitiger Bestimmung ins Haus geschmuggelte Geschenk, um mit den Hebräern zu reden, zum Cherem machten, d. h. es der allgemeinen Beutelust freigäben? Kein Kind könnte sagen, das ist meine Trompete, das meine Puppe, sondern täglich und stündlich würde unter der Oberleitung der Mutter oder des Ältesten der Nießbrauch des Allgemeingutes neu verteilt. Sehr schön! Das ist das Richtige. Aber gemach! Ob da weniger Streit entstehen würde? Würde nicht die Allgemeinbenutzung ähnliche trübe Folgen zeitigen, wie sie die jährliche Neuaufteilung der Landanteile in der russischen Bauerngemeinde hervorbringt, nämlich völligen Mangel an Sorgfalt für das Zugeteilte, von dem man sich ja doch wieder trennen muß? Und wenn vielleicht bei ziemlich gleichaltrigen Kindern dieses kommunistische Prinzip an Spielsachen geübt werden könnte, obwohl Puppenstube und Trommel sich nicht gerade zum Tausch zwischen Schwestern und Brüdern eignen — wie steht's dann mit den dem Kinde geschenkten Gebrauchsgegenständen, die ihm persönlich auf den Leib geschnitten sind, seiner Kleidung, seinen Toilettengegenständen von der Zahnbürste bis zum Kamm? Endlich, wo bleibt der Kommunismus, wenn ich nur ein Kind habe? Und wenn meine kommunistisch erzogenen Kinder nun ihre Freunde und Freundinnen in ihre Spielgemeinschaft hineinziehen, darf ich dieser Weitherzigkeit Halt gebieten? Wenn der Schulkamerad meines Jungen Gefallen an dessen Bleisoldaten findet und sie mitnehmen möchte, womit soll sich mein armer Junge denn wehren? Er kann ja nicht einmal sagen: sie sind mein — die darfst du nicht nehmen! Wenn er aber sagte: sie gehören uns oder sie gehören meinen Eltern, dann hätte er ja doch den verpönten Eigentumsbegriff — wie er ihm denn auch auf Schritt und Tritt in der Schule und im Leben begegnen muß. So ver-

lockend also dieser Ausweg auch zunächst aussah, ich fürchte, er führt uns in die Irre. Nehmen wir selbst einmal an, unser ganzes Gesellschaftsleben wäre bereits völlig kommunistisch organisiert, wir lebten im Zukunftsstaat — dann bliebe doch immer noch das Eigentum an den vielleicht staatlich zugeteilten, aber doch privat benutzten Genuß- und Gebrauchsgegenständen. Es sei denn, daß der konsequente Kommunist auch die Zahnbürste verstaatlichen wollte!

Nun ist es auch mit dem ausschließlichen Erwerb von Eigentum durch Schenkung nicht ganz richtig. Zweifellos sollen die Kinder durchaus die Empfindung haben, daß ihnen alles von den Eltern aus gutem Willen, aus Liebe gegeben wird — und die werden sie auch haben, wenn ihnen die Liebe dabei gezeigt wird. Aber streng genommen liegt doch auch eine Verpflichtung der Eltern vor, die sogar vom Gesetz anerkannt wird und erzwungen werden kann. Nun schadet es gewiß gar nicht, wenn sich der Vater einmal die Haare rauft, ehe er das Geld für das Schuhwerk der Kinder herausgibt, und wenn die Mutter die Tochter in die Wirtschaftssorgen einweiht, kurz, wenn die Kinder erfahren, es sei nicht immer so ein leichtes Ding, in die Tasche zu greifen und für Notwendiges und Mindernötiges zu bezahlen — aber jene Übertreibung, die alles aus Gnade und nichts aus dem Rechte herleiten möchte, die das Kind in völliger Unwissenheit über seine Stellung im Hause zu erhalten strebt, kann ich auch nicht loben. Unsympathisch im höchsten Grade wäre freilich das Kind, das sich rühmte: Papa muß mir die Mittel zum standesmäßigen Lebensunterhalt geben, aber der übertriebene, schwülstige Kultus der Dankbarkeit, der in manchen Familien bis hart an das Mündigkeitsalter der Kinder für alle möglichen Kleinigkeiten des Lebens verlangt wird, ist auch kein angenehmer Anblick. Wenn das Kind älter wird, erfährt es ja doch so etwas vom Erbrecht, und es braucht gar nicht lieblos und undankbar zu sein, wenn es sich in späteren Jahren als Mitbesitzer des elterlichen Vermögens fühlt. Viele grausame Konflikte wären vermieden worden,

wenn die Eltern rechtzeitig ihren heranwachsenden Kindern das Bewußtsein des Gemeinbesitzes, statt des einseitigen und unwahren Alleinverfügungsrechtes der Eltern beigebracht hätten! Nun verwickelt sich die Sache noch in unseren Bauern- und Arbeiterfamilien dadurch, daß in der Tat die Kinder von einem gewissen Alter an als Hilfskräfte im Vaterhaus oder direkt als Miterwerber in einer kleinen Hausindustrie u. dgl. auftreten. Selbstverständlich sollte dies an den sittlichen Beziehungen zwischen ihnen und den Eltern nichts ändern, aber die ökonomische Abhängigkeit wird doch sicherlich vermindert, und wieder wäre es unrecht, wenn die Eltern diese Tatsache einfach übersehen wollten und wohl die Mitarbeit des Kindes als etwas Selbstverständliches, seine Unterhaltung aber als freiwilligen Schenkungsakt behandelten. In den seltensten Fällen freilich wird sich glücklicherweise die Sache so zuspitzen. Durchaus natürlich erscheint es, wenn der Bauerjunge vom Hüten der Gänse zu den Ehrenämtern eines Viehhirten und Ackerknechtes emporsteigt, zunächst ohne das Bewußtsein, einen rechtlichen Anspruch auf Unterhalt und Lohn zu haben, aber der Vater selbst öffne ihm durch freiwillige Anerkennung seines Rechts die Augen. Der schwer arbeitende Proletarier ist in seinem Recht, wenn er, ohne die Ausbildung seiner Kinder im möglichen Umfange zu hindern, aus ihrem Nebenerwerb eine kleine Beihilfe für die Erhaltung der Familie zieht. Aber das Prinzip, daß Kinder alles Eigentum nur durch freie Schenkung erwerben, ist durchbrochen.

Demnach scheint es mir ganz unmöglich, den Eigentumsbegriff dem Kinde fernzuhalten. Es wird in der Tat von Mein und Dein erfahren müssen; es wird Sachen sein nennen und die Verantwortung dafür übernehmen, es wird andere Sachen als fremdes Gut achten lernen müssen. Daß beides in der richtigen Weise geschehe, das gerade ruft die Kunst des Erziehers.

Wir wissen alle, daß Rechte nicht ohne Pflichten gedacht werden können; dem Recht des einen auf etwas steht die Pflicht eines anderen dazu gegenüber, und selbst wenn wir allein Rechts-

träger zu sein scheinen, so stellt es sich doch sehr bald heraus, daß wir mit jedem unserer Rechte auch eine Pflicht übernommen haben. Halten wir dies fest, so wird uns von pädagogischer Seite aus die Übertragung eines Eigentumsrechtes bald keine Schwierigkeit mehr machen; wir müssen nur dafür sorgen, daß die das Recht begleitende Pflicht gehörig ins Bewußtsein des Neuberechtigten trete. Wir schenken unserem Kinde einen Ball. „Das ist dein Ball!“ Die Fragen, die aus dieser Eigentumsverleihung fließen, können sehr verschieden sein: Also kann ich damit anfangen, was ich will, ihn gebrauchen, zerstören, verschenken, vertauschen, verkaufen, wegwerfen, einschließen? Also brauche ich ihn niemand anderem zu geben? Niemandem bin ich mehr dafür verantwortlich, was ich damit tue? — Schwerlich wird jemand alle diese Fragen bejahen wollen. Das Recht des Eigentums an etwas ist niemals das Recht der absoluten Willkür. Wir selbst erwerben jegliches Eigentum nur unter zwar unausgesprochenen, aber selbstverständlichen Bedingungen. Auch der Staat, dem man gewiß nicht vorwerfen wird, er lasse es dem Eigentum an Schutz mangeln, entzieht das Verfügungsrecht über sein Eigentum demjenigen, der infolge von Geisteskrankheit oder in absoluter Willkür damit wie ein Wahnsinniger schalten möchte. Daß irgend eine Sache, sei sie nun Kunst- oder Naturprodukt, Eigentum irgend jemandes wird, fügt zu ihren Eigenschaften nicht das geringste hinzu, nimmt ihr aber auch auf der anderen Seite nichts von ihren Qualitäten, die sie dem Menschen wertvoll machen können oder sollen. Sie bleibt wie sie war; nämlich nicht Gegenstand einer völlig unbeschränkten Verfügungsfreiheit des ersten Besitzergreifenden, sondern an ihr selbst kleben Rechte. Das bedarf der Erläuterung. Nehmen wir zunächst einmal ein Naturprodukt, und der Sicherheit wegen, damit uns nicht störend Beziehungen zu anderen Menschen dazwischen kommen, ein Naturprodukt auf einer Robinsonsinsel, eine Kokosnuß, die der Schiffbrüchige kraft des s. g. Rechtes des Stärkeren vom Baume schlägt. Niemand wird ihn dafür

tadeln, wofern er die Nuß zu seinem Lebensunterhalt gewinnen will, oder um die Schale als Trinkbecher zu benutzen oder dgl. Wie aber, wenn unser Robinson, angesichts der unerschöpflichen Fülle von Kokospalmen, um jene Nuß zu erlangen, den Baum einfach fällt? Voraussetzung sei dabei, daß er nur aus Bequemlichkeit so handele, daß die eigennützige Berechnung, ob er bei einem fortgesetzten so Handeln sich nicht selbst schädigen würde, außer Rechnung bleibe. Ich glaube nicht, daß ein auch nur mäßig geschärftes Sittlichkeitsbewußtsein diese Tat gutheißen könnte, die aus sehr hinfälligen Motiven ein starkes und frohes, wenn auch nur pflanzliches, Leben vernichtet. Wir müssen es nicht nur versuchen, den Blick von der augenscheinlichen Unvernunft einer Handlung abzuwenden, die, um eine geringe Muskelanstrengung zu ersparen, die Sicherheit des künftigen Lebensunterhaltes gefährdet, sondern ganz ernsthaft uns an die Stelle jener Kokospalme zu versetzen suchen. Wenn wir einem nicht empfindenden Wesen gegenüber von Recht sprechen könnten, müßten wir nicht sagen, sie sei in ihrem Recht auf Leben auf das gröblichste geschädigt worden? Ganz ähnlich, nur für unser stumpfes Empfinden deutlicher, liegt der Fall bei der Jagd. Wir sprechen von der Grausamkeit des Katzengeschlechts, weil wir beobachtet haben, daß seine Angehörigen, auch wenn sie eben gesättigt sind, aus reiner „Mordlust" noch weiter würgen — und unterwerfen so das Tier einer, wahrscheinlich irrigen, aber doch einer sittlichen Beurteilung. Wir würden ebenso unseren Robinson ohne Rücksicht auf seine Verschwendung von Pulver und Blei, die ja auch wieder unvernünftig wäre, sittlich tadelnswert finden, wenn er aus Langeweile, ohne sich davon irgend einen Nutzen zu versprechen, die Äffchen aus den Baumzweigen herunterschösse. Hier kommt unser Mitgefühl mit dem, wie wir, Schmerz empfindenden Tiere freilich hinzu und steigert unseren sittlichen Abscheu sehr merklich. Nimmt man aber einmal mit der modernen Weltanschauung an, daß die Kette von Lebewesen eine unendliche ist, daß tierisches und pflanzliches Leben zwar in den Endgliedern der

Kette sehr verschieden, in der Urzelle aber nicht zu unterscheiden ist, so wird unser Mitgefühl mit fremdem Leben nicht plötzlich an der Schwelle des Tierreichs halt machen, bloß weil zur Lust- und Unlust-Empfindung unseres Wissens Nerven gehören. Unser Empfinden ist ja auch den Jagd- und Sportliebhabereien gegenüber viel feiner geworden — Beweis: das allmähliche Verschwinden der Hetzjagden, der Stiergefechte, des Taubenschießens u. a. — d. h. wir erkennen eben auch dem Tier, mögen auch viele glauben, nur ihrem guten Herzen, dem Mitleid zu folgen, ein Recht auf das eigene Leben zu, natürlich ein bedingtes. Steigen wir nun noch weiter hinab auf der Stufenleiter des Existierenden, zur unorganischen, unbelebten Natur, so ist ja allerdings anzuerkennen, daß hier, wenn gar keine Struktur vorhanden ist, auch Destruktion, Zerstörung, ihren Sinn verliert. Wer einen Stein zerschellt, scheint, auch wenn er es aus bloßem Übermut tut, uns völlig unsträflich. Doch halt! Wenn nun dieser Stein eine besonders schöne Farbe oder Gestalt hätte — wenn es gar ein Kristall wäre — sollten wir dem Alpenburschen nicht unglaubliche Roheit nachsagen, wenn er, nebenbei unvernünftig und unpraktisch (aber nur nebenbei!), die auf seinen Kletterpartien gefundene Kristalldruse mit schwerem Bergschuh zerstampfte, wenn er die herrlichen Tropfsteingebilde einer Höhle in vandalischer Zerstörungslust zerschmetterte? Forschen wir diesem Urteil genau nach, so bleibt neben der Überlegung, daß er nutzlos etwas Wertvolles vernichtet, neben dem weiteren Bedenken, daß er anderen Menschen die künftige Freude an Form und Farbe der Naturprodukte verderbt — doch im letzten Grunde noch etwas übrig, was, ganz schwach und kaum erkennbar, die Zerstörung des Gewachsenen oder Gewordenen, ja des Seienden an sich verurteilt. Viel zu grob ausgedrückt wäre es, hier vom Rechte des Existierenden auf Erhaltung seiner Form zu sprechen, aber ein leiser Anklang daran ist da. So hätten wir das Eigentumsrecht des Menschen am Naturprodukt schon erheblich eingeschränkt durch jenes bald deutlichere, bald schwächere Recht auf

Existenz, das sie haben, und die entsprechende Pflicht des Menschen, dies anzuerkennen. Gehen wir zum Kunstprodukt über, so ist es klar, daß z. T. einfach dasselbe Recht vorliegt, soweit der Rohstoff in Betracht kommt; es kommt aber hinzu die Pflicht der Achtung vor der Arbeit anderer. Roh nennen wir den Matrosen, der ohne zwingenden Grund die Sandbacköfen des Kindes, die es am Strande, auch nur zum Spiel, aufgeworfen hat, mit plumpem Fuße zerträte. Wenn der Knabe aus dem gemeinsamen Steinbaukasten sich sein Schloß aufgebaut hat, so werden wir der Schwester zunächst wehren, wollte sie seine Arbeit zerstören, um die Bausteine für ihr Werk zu gewinnen. Den Kindern muß diese Achtung vor der Arbeit anderer, auch völlig Fernstehender und Unbekannter, anerzogen werden, denn ursprünglich liegt sie nicht in ihrem Gefühl. Die bekannte Zerstörungslust sucht vielmehr häufig gerade vom bearbeiteten Werke auf das ursprüngliche Material zurückzukommen, teils aus Neugier, wie es „innen“ aussieht, teils aus unbewußtem Interesse daran, wie etwas gemacht worden ist. Diesen Regungen gegenüber ist die einfache pädagogische Maxime vorzüglich am Platze: Zerstöre nichts, was du nicht glaubst, wieder herstellen zu können!*) Wie oft zerlegt der Knabe seine erste Taschenuhr, nicht aus wilder Zerstörungslust, sondern aus lebhaftem Interesse an dem Mechanismus. Ersparen wir ihm öfters die Beschämung nicht, daß er sich eingebildet hatte, etwas wiederherstellen zu können, und dann seine Kraft und Geschicklichkeit unzureichend findet. Aber erwecken wir in ihm, abgesehen von dergleichen Ausnahmefällen, die Achtung vor fremder Arbeit. Das war früher leichter als heute. Noch immer ist der beste Weg dazu, das Kind in Berührung zu bringen (gleichviel ob wirklich oder in Geschichten) mit dem Handwerker, ihm zu zeigen, wie mühsam aus dem Rohstoff und mit welch' unendlichem Fleiß und Geschicklichkeit das fertige Produkt entsteht. Daß ich dasselbe dann kaufe mit

*) Damit ist vor allem die Brutalität Naturprodukten gegenüber ins Herz getroffen. „Diese Blume, dieser Käfer kommt niemals wieder.“

barem Gelde, das gibt mir — so sage und zeige man dem Kinde — wohl ein Gebrauchsrecht an dem Gegenstande, aber nicht auch das Recht des Mißbrauches, der willkürlichen Zerstörung. Man knüpfe an die natürliche Freude des Kindes über das, was es selbst hervorbringt, an, und lasse es ahnen, daß in jedes Arbeitsprodukt der Mensch etwas von seinem eigenen Ich hineinlegt, so daß seine willkürliche Zerstörung, selbst wenn man sich seiner durch Schenkung, Tausch oder Verkauf entäußert hätte, stets gewissermaßen schmerzt. Wo nun freilich die meisten Produkte Maschinenarbeit sind, da fällt diese unmittelbare Beziehung auf die Tätigkeit des Nebenmenschen leider fast völlig weg; man darf aber auch sagen, daß dann eben die willkürliche Zerstörung eines Artefakts in demselben Maße aus dem Gebiete der sittlichen Verurteilung heraus- und in das der einfachen Nützlichkeitsrechnung übertritt. Mit welcher Sorgfalt hoben noch unsere Großmütter und Großväter reine Papierstückchen, Strickenden, Zeugflicken, Wollappen u. dgl. auf! Mein Großvater kaufte Jahr und Tag grundsätzlich kein Briefpapier, obwohl er viel schrieb, da ihm die sündhafte Verschwendung der damaligen Jugend mit unbeschriebenen halben und Viertelbogen aus den Briefen, die er empfing, weit über seinen Bedarf lieferte! Die Leichtigkeit, alles Erforderliche stets in hundert Läden vorrätig zu finden, der billige Preis, endlich die Gewißheit, daß hier nur das Produkt einer seelenlosen Maschine vorliegt — alles dies trägt dazu bei, die Schonung des Eigentums zu vermindern. Da dies aber, und zwar rein aus pädagogischen Gründen, nicht wünschenswert, so muß nun die Freude am Schönen, die Ästhetik, helfend eingreifen. Maschinenarbeit ist nicht nur billig, sondern auch sauber, gleichmäßig schön. Das graue und unebene Lumpenpapier unserer Großeltern mit seinen ausgefranzten Rändern konnte an sich Achtung vor seiner äußeren Gestalt kaum fordern, dafür steckte aber die Arbeit von mindestens zehn Handwerkern in ihm — unser feines, glattes Maschinenpapier, mit mathematischer Genauigkeit geschnitten und

gefalzt, stellt sich zwar ohne jenen Nebengedanken persönlicher Arbeit vor unsere Augen, aber es fordert eben durch seine ästhetische Gestalt die Schonung heraus. Und das ist durchweg bei unseren neueren Produkten der Fall. Der Gedanke an die leichte Ersetzbarkeit und unpersönliche Herstellung mag das Kind verführen wollen, verschwenderisch und verwüstend mit ihnen umgehen zu wollen; die Wohlgestalt der äußeren Form, verbunden mit der Erinnerung, daß das Kind dergleichen nicht selbst herstellen könne, wird es wieder in Schranken halten. Endlich ist auch der Hinweis auf die Nützlichkeit der Schonung, die Ersparnis u. dgl. ganz und gar nicht aus unserer Pädagogik auszuschließen.

So können wir es unseren Kindern in der Tat deutlich machen, daß das Eigentumsrecht an einer Sache auch die Pflicht der Schonung und Erhaltung in sich schließt, eine Pflicht, die nicht nur den Schenkenden gegenüber besteht, sondern immanent, als Recht auf Erhaltung, auch den Sachen selbst innewohnt. Da nun aber die Übertragung von Eigentumsrecht und -Pflicht, wie wir oben gesehen, nur dem Einzelnen gegenüber ihre volle sittliche Bedeutung gewinnt, einer Mehrheit gegenüber sowohl das Recht Zwang, als auch die Pflicht Not leidet, so ist nicht zu übersehen, daß wir den Streit um das Eigentum doch in der Kinderstube haben werden. Vermeiden können wir ihn nicht; wie begegnen wir ihm?

Zunächst wollen wir einmal genau zwei Fälle unterscheiden, die beiden einzigen, die vorkommen. Nämlich der Streit um das Eigentum ist entweder die Aufwerfung einer Rechtsfrage: wem gehört wirklich und endgültig dieser Gegenstand?*) Oder er ist eine Gewaltfrage, indem sich A. unrechtmäßig in B.'s Rechtssphäre eindrängt. Der erste Fall scheint leicht zu lösen, wenigstens leichter als die Rechtsansprüche zweier Erwachsener oder gar Nationen auf denselben Gegenstand. Die Verhältnisse sind klarer

*) Gelegentlich kann auch eine Pflicht Objekt des Rechtsstreites werden; so wenn zwei Schwestern sich zanken, wer die Blumen begießen darf? wer Papa den Aschbecher oder die Pfeife bringen soll? usw.

zu überschauen, und vor allem, es gibt eine höchste richterliche Stelle, die ohne Berufung die verwickelte Situation mit einem Machtspruch zu klären vermag: das Wort der Eltern. Aber allzuleicht braucht man sich das auch nicht vorzustellen und zu machen. Ebensogut wie Nationen historische Rechtsansprüche auf irgend ein Landgebiet ausgraben, wie sie mit List und Trug den Gegner ins Unrecht zu setzen versuchen, so gut verstehen das leider unsere Kinder auch. Max weiß ganz genau, daß diese Schiefertafel ihm zu seinem Schuleintritt geschenkt worden ist; zwar ist die Tafel nach dem Rechte der Vererbung, nachdem Max angefangen hatte, Tinte zu vergeuden, stillschweigend auf Karl übergegangen; Karl ist der glückliche Besitzer und fühlt sich durch Verjährung durchaus als Eigentümer. Da aber Max eben das dringende Bedürfnis hat, Karikaturen zu zeichnen und zu diesem Zwecke die Exempel Karls auf der Tafel als Eindringlinge behandelt und hinwegschwemmt, so erhebt sich der grimme Rechtsstreit: wes ist sie nun und wem gehört sie zu? Den Einwurf der Verjährung läßt Max nicht gelten, da er glaubhaft machen kann, er habe in der letzten Zeit schon öfter die Tafel zu gleichen Zwecken benützt, sein Recht also gewahrt; Karl dagegen beruft sich auf den sittlichen Wert seiner Exempel gegenüber dem schnöden Mißbrauch, eine Schultafel zu Karikaturen zu benutzen. Die Oberinstanz ist angerufen und entscheidet salomonisch: die Tafel gehört demjenigen, der zuletzt seine Eigentums*pflichten* an ihr ausgeübt, also: sie aufbewahrt, gereinigt und in die Schule getragen hat. Dies ist Karl. Ihm steht außerdem das Recht an seiner eigenen Arbeit, den Exempeln, zur Seite, die von Max nicht, wie geschehen, geringgeschätzt werden durfte. Um künftigen Streit zu vermeiden, wird dekretiert, daß Maxens Name auf der Tafel zu löschen, dagegen Karls Name jedermann zu kund und zu wissen dort anzubringen sei. Von Rechts wegen.

Nicht immer liegt die Sache so klar; hat man, wie das ja die meisten Eltern in wohlmeinender Absicht tun, einmal kollektivistisches Eigentum in die Kinderstube eindringen lassen, oder

auch Gebrauchsgegenstände, wie Atlanten, Wörterbücher u. dgl. notwendigerweise nur einmal für mehrere Gebraucher bestimmen müssen, dann gehört in der Tat ein feines Rechtsgefühl dazu, entstehende Streitigkeiten zu beschwichtigen. Sehr wirksam und pädagogisch durchaus empfehlenswert ist es, bei allen Luxusartikeln, Spielsachen u. dgl. den Streit dadurch zu lösen, daß man das Objekt des Streites wegnimmt, einzieht oder einem Dritten übergibt. Das Häßliche alles Zankens um das Eigentum wird dadurch wirksam hervorgehoben: Zankt ihr euch darum, schön, dann soll es keiner haben, weil ihr alle zusammen noch nicht klug genug seid, euch stillschweigend vertragen zu können! Ich würde auch ohne Not keine Untersuchung anstellen, wer den Streit angefangen habe. Scheinbar ist das freilich ein Unrecht, in dem Falle, daß *regelmäßig* ein Unverträglicher die anderen Sanftmütigeren reizt. Aber erstens heißt es dem elterlichen Blick nicht viel zutrauen, wenn solche regelmäßige Zänkischkeit unbeachtet bleiben könnte; zweitens ist der Zänkische mit den anderen gleichmäßig durch Entziehung des Streitobjekts gestraft und darum kaum sehr stark angetrieben, den Prozeß wieder zu versuchen; endlich schadet es auch den Nachgiebigen nicht, wenn sie lernen, im Interesse aller noch ein Stückchen von ihrem Rechte einmal dran zu geben. Die Mutter wird doch sehr bald bemerkt haben, wer „das Karnickel“ ist und dann den Friedfertigen energisch zu Hilfe kommen. Noch besser ist es, den Kollektivismus ganz auszuschließen und sowohl bei Luxusobjekten als besonders bei Gebrauchsgegenständen lieber Einem mit dem Eigentumsrecht sehr energisch die Verpflichtung und Verantwortung dafür einzuprägen, daß auch die anderen nötigenfalls zu ihrem Nießbrauchsrechte kommen. Naturgemäß ist dieser eine der Ältere, vielleicht, aber nur in dringenden Fällen, der Friedfertigere oder Gerechtere. Wir erreichen dadurch nicht nur eine Verminderung des Streites, sondern wir bilden vor allen Dingen das Verantwortlichkeitsbewußtsein, das Gerechtigkeitsgefühl, das Wissen von einer Pflicht aus, indem wir ein Recht verleihen.

Überflüssig ist es dabei in keinem Falle, wenn wir auf das „Verleihen" des Rechts Nachdruck legen. Wie die Eltern die eigentlichen Rechtsbesitzer nur zu sein scheinen, die dem Kinde auf Zeit und widerruflich ein Recht ausleihen, so wird das Kind, Mann geworden, verstehen, daß es die Eigentumsrechte vom Staat oder besser von der Gesamtheit auch nur leihweise überkommen hat, nämlich unter der Bedingung des richtigen Gebrauchs, vor allem auch der Verantwortlichkeit, den Nächsten im Bedarfsfalle auch den Nießbrauch zu gestatten; mit anderen Worten, es wird sich bewußt werden, daß Sittlichkeit gar nichts weiter heißt, als sich seiner Rechte, wenn man deren hat, als Pflichten bewußt zu werden, und umgekehrt, für diejenigen, die scheinbar nur mit Pflichten beladen den Lebensweg antreten, daß sie sich der an ihren Pflichten hangenden Rechte bewußt werden.

Wesentlich einfacher gestaltet sich die Sachlage in unserem zweiten Falle, daß der Eigentumsstreit den ersten, aber eben darum nicht ganz ungewöhnlichen Ursprung in einer gewaltsamen und bewußten Rechtsverletzung hat. Max nimmt Karl den Apfel weg, obwohl Karl ihn gefunden oder geschenkt bekommen, kraft des Rechtes des Stärkeren, das sich dann auch wohl als Recht des Älteren, Klügeren zu vermummen weiß. Daß Gewalt unter keinen Umständen, niemals und nirgendwo Recht schafft, ist der Satz, dessen Einprägung und Aufnahme in Fleisch und Blut seitens der Kinder sich die Eltern müssen vor allem angelegen sein lassen. Recht ist etwas, was uns freiwillig von anderen zuerteilt wird; daher ist die Redensart vom „Recht" des Stärkeren irreführend und verwerflich. Wer sich Recht nimmt, zeigt eben damit, daß er nicht Recht hat, und was er dann genommen, ist nicht mehr Recht, sondern willkürlicher Raub. Recht wird gegeben, Recht wird zugesprochen, Recht wird gehabt, wenn wir glauben, trotz des Widerspruchs einzelner, unserer Gegner, dennoch der Zustimmung und Rechtsverleihung seitens der Allgemeinheit sicher zu sein, aber Recht kann nicht genommen, erzwungen, geraubt werden. Das ist

freilich ein Satz, der viel Widerspruch zu wecken scheint. Gibt es nicht ewige, unantastbare Rechtsansprüche, die der Mensch erst in gewaltigem Kampf mit den übermächtigen Gegnern verwirklichen kann; muß er sich nicht hunderte und tausende mal „sein Recht" erst mühsam erkämpfen? Hat nicht Schiller recht mit dem Wort:

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hängen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst."?

In der Tat zeigt ja die ganze Geschichte auf jeder Seite den „Kampf ums Recht", und es wäre töricht, ihn leugnen zu wollen. Aber wohl ist zu beachten, daß hier nur von dem Kampf um mein, dein, unser Recht gesprochen werden kann, d. h. wir *haben* das Recht bereits — sonst könnten wir ja nicht von *unserem Rechte* sprechen! Was uns fehlt und was wir erkämpfen wollen, ist nur, daß auch andere dieses unser Recht anerkennen. Diese anderen sind nun stets, zum mindesten in unseren Gedanken, eine Minderheit, die aus Hartnäckigkeit, Trotz oder egoistischen Motiven das Urteil der Allgemeinheit anficht. Das Urteil der Allgemeinheit, oder das der Vernunft, glauben wir aber allemal auf unserer Seite, wenn wir überhaupt von unserem Rechte sprechen; wir leiten also tatsächlich unser Recht, mag es auch im Einzelfall bestritten werden, doch von der Anerkennung der anderen Menschen ab. Nur von Einzelnen können wir die Anerkennung unseres Rechtes erzwingen wollen; gegeben hat uns das Recht die Menschheit. Anderenfalls hätten wir auch gar nicht von irgend einem *Existenzrecht* der Tiere, der Pflanzen usw. sprechen können. Gewalt kann also im günstigsten Fall die Beachtung eines vorhandenen, besessenen Rechtes vermitteln, aber Gewalt ist nach wie vor unvermögend, Recht zu schaffen. Auch die Geschichte lehrt nicht das Gegenteil.

Zwar zeigt sich tausendfach, daß oft Gewalt vor Recht gegangen ist, daß Gewalt sich den Titel des Rechts angemaßt hat, aber sie zeigt auch ebenso deutlich, daß Gewalt nie wirklich Recht geworden ist, daß Gewalt stets nur solange besteht, bis Übergewalt über sie kommt, während Recht Recht bleibt, geblieben ist und bleiben wird, ob auch jahrhundertelang die rohe Gewalt es niederdrückt. Und für den philosophischen Geschichtsforscher scheint kein Zweifel zu sein, daß vielmehr die Geschichte überall und immer nachweist, wie Recht allmählich auch Macht wird. Man denke nur an die großen sittlichen Umwälzungen unserer Geschichte, Sklavenbefreiung, Reformation, Revolution, Sturz der Fürstenmacht durch den Landadel, Brechung der Burgen der Stegreifritter durch trotziges Bürgertum, Vernichtung des unsittlichen Kapitalismus durch den vierten Stand, die sich in unseren Tagen vollzieht, u. ä. Die ganze Ansicht, daß überhaupt in der Menschheit ein Fortschritt vom Schlechteren zum Besseren stattfinde, beruht auf dieser Anschauung, daß in der Tat, wenn auch sehr langsam, unter Konvulsionen, Rückfällen und Fehlschlägen, dennoch Recht allmählich zur Macht werden, daß das Vernünftige den endlichen Sieg über die rohe Unvernunft davontragen muß.

„Gewalt begründet kein Recht“, das machen wir also unseren Kindern zeitig klar. Selbst auf der Robinsonsinsel nicht. Derjenige, der die Frucht geerntet, das Wild erbeutet hat, hat zwar den Nießbrauch seiner Beute, aber kein Recht daran. Auch das Recht der ersten Besitzergreifung fällt nicht vom Himmel, sondern bedarf, um Recht zu werden, der Anerkennung wenigstens des Konkurrenten. Fehlt diese, wie unseres Wissens bei allen Tieren, so folgt Rauferei um die Beute oder Nachgeben des Schwächeren, nicht weil er Unrecht hat, sondern weil er nicht die Macht hat. Karl hatte den Apfel gefunden: belehren wir also Max, daß wir Menschen untereinander ein Recht geschaffen haben, das jus possessionis, nach dem der erste Besitzergreifende an herrenlosem Gut als Eigentümer gelten soll, und daß er dieses Recht

nicht willkürlich mehr umstoßen kann, ohne seiner Menschenrechte selbst verlustig zu gehen. Hat Max aber Karl den Apfel weggenommen, einfach als Stärkerer oder Listigerer, so rächen wir das beleidigte Recht und machen dem Frevler nachdrücklich klar, daß Gewaltanwendung kein anderes Recht gibt, als das auf Prügel, oder sagen wir für unsere mildherzige Pädagogik, auf Strafe; das aber ist zum Unglück für den Rechtsheischer ein Elternrecht und eine Elternpflicht.

Auf pädagogischem Gebiet klingt dies alles sehr selbstverständlich und klar. Wären aber seit Jahrhunderten die Menschen wirklich nach diesem Grundsatz: „Gewalt schafft kein Recht“ erzogen worden — die Friedensgesellschaften könnten ihre Bemühungen einstellen und die Angst vor gewaltsamen Revolutionen hätte nie ihren Einzug in furchtsame Gemüter halten können. Denn wie sollte dann jemand auf den merkwürdigen Gedanken kommen, daß potenzierte Völkergewalt wirklich Völkerrecht schaffe oder daß gewaltsamer Umsturz des bestehenden Rechts ohne weiteres ein neues beglückendes Recht hervorzuzaubern imstande wäre? —

Kehren wir in die Kinderstube zurück. Der Streit um das Eigentum hat sich aufgelöst entweder in einen Rechtsstreit, der mit vernünftigen Gründen zu schlichten ist, oder in einen Gewaltakt, der, wenigstens innerhalb der Erziehungskreise, mit der autoritären, d. h. vernünftigen Obergewalt der Eltern unterdrückt werden kann. Es bleibt, ehe wir uns zu der Frage wenden, in welcher Form wir unseren Kindern eine Entäußerung von ihrem Eigentum gestatten können, noch eine kurze Bemerkung über die sogenannte Heiligkeit des Eigentums zu machen übrig.

Heilig hängt offenbar mit „heil“ in dem Sinne von „ganz, vollständig“ zusammen (vergl. das englische whole, holy) und ist ein mythologisch durchtränktes positives Synonym zu dem negativen: „unverletzlich“. Daß unter vielen anderen Kulturgütern auch das Eigentum gerade den Charakter der Unverletzlichkeit er-

halten hat, ist kulturhistorisch wohl zu verstehen, mußte doch bei der ursprünglichen Rechtsentstehung neben der Garantie für das Leben, die einer dem anderen leistete, die Gewährleistung für das Erworbene sofort den zweiten Platz einnehmen, da sie nur Mittel zum ersten war. Auch heute noch wird man die durch die Gesellschaft verbürgte Sicherung des eigenen Nießbrauches am Erworbenen durchaus billigen müssen, selbst in einer kommunistischen Gesellschaft, die durch Verstaatlichung aller Produktionsmittel die Ungleichheit im Erwerb auf das tunlichst geringste Maß eingeschränkt hätte. Dennoch geht es meines Erachtens nicht an, dem Eigentum den Charakter der Heiligkeit schon in der Kinderstube zuzusprechen. Das Wort heilig ist im Laufe der Entwickelung so stark mit ihm ursprünglich fremden Elementen durchsetzt worden, daß es schwerlich mehr zu der Bezeichnung, die wir dem Eigentum trotz alledem geben wollen, paßt. Seine fast ausschließliche Anwendung auf religiöse Objekte, sowie der Umstand, daß jeder Verstoß gegen die Unverletzlichkeit nicht nur als legales und sittliches Unrecht, sondern auch als religiöses, als „Sünde" betrachtet wurde, haben ihm zuviel aufgepackt. Das zeigt sich sofort, wenn wir einen ehrlichen braven Arbeiter aus der sozialdemokratischen Partei fragen. „Das Eigentum ist unverletzlich" — das wird er seinen Kindern gern als sittlichen Grundsatz beibringen, wenn sie geneigt sein sollten, den Kommunismus einseitig für ihre egoistischen Zwecke den Nachbarn und Kameraden gegenüber geltend zu machen; aber: „das Eigentum ist heilig" — mit Hohnlachen würde er solche Zumutung von sich weisen! In „heilig" liegt „für alle Zeiten und von Ewigkeit her unverletzlich", und so geneigt er auch sein wird, den augenblicklichen gesetzlichen Schutz des Eigentums zu achten, so wenig wird er, mit Recht, darauf eingehen wollen, dieses Verhältnis als ein ewiges, von Gott geordnetes und daher durch Menschenwitz nicht umzustoßendes Gesetz gelten zu lassen. Derartige herzlich wohlgemeinte, aber übel wirkende Übertreibungen rufen nur die Übertreibung bei der Gegenseite sicher hervor: „Das Eigentum ist

8*

Diebstahl" — nicht im Sinne Proudhon's, der unter Eigentum nicht das Arbeitsprodukt, sondern den Wucher, Zins- und Rentenertrag ohne persönliche Arbeit verstanden wissen wollte, sondern in dem törichten Sinne der Kommunisten, als ob ausschließliche Herrschaft über eine Sache an sich schon Raub an der Allgemeinheit wäre. Wir können es ruhig zugestehen: Die Berufung, auf die Heiligkeit irgend eines Verhältnisses erweckt in unserer kritischen Zeit das Vorurteil, daß hier jemand getäuscht werden solle; zulange haben geistliche und weltliche Gewalt in schönster Harmonie sich die große Masse mit geistigen und physischen Waffen dienstpflichtig zu machen gewußt; zu deutlich ist das Bewußtsein geworden, daß die Menschheit selbst es ist, die gewissen Verhältnissen widerruflicherweise und aus eigener Machtvollkommenheit ihren Allgemeinwert erteilt, daß aber an und für sich Heiliges nicht existiert. Es gibt wirklich Worte, die historisch mit einer solchen Fülle von Nebenklängen, Ober- und Untertönen belastet sind, daß sie auf eine Zeitlang aus dem menschlichen Sprachkonzert entfernt werden sollten, schon im Sinne einer allseitigen Verständigung; denn jeder hört sie anders, als sie gesprochen werden; darunter gehören hauptsächlich die religiösen Wendungen, in die der Menschengeist seit vielen Jahrtausenden die verschiedensten Beziehungen hineingeheimnißt hat. Auch für die Ehe z. B., ja selbst für das unbestrittenste Pietätsverhältnis zwischen Eltern und Kind, möchte ich die Bezeichnung der Heiligkeit nicht mehr anwenden, nicht als ob ihrem sozialen Wert irgend ein Abbruch getan werden sollte, sondern einfach, weil eine solche Bezeichnung ganz unnötigerweise einen formalen Widerspruch weckt, der von der eigentlichen sachlichen Behandlung ablenkt. Wer von der Heiligkeit der Ehe spricht, mag nicht im Entferntesten an die religiöse Einsegnung des Ehebundes denken, sein Gegner wird dennoch seinen Hauptangriff auf den sakramentalen Charakter der einfach menschlichen Vereinigung richten; und spricht jemand davon, daß des Vaters Haupt den Kindern heilig sein sollte, so werden die geschicht-

lichen Fälle ohnfehlbar aufgeführt werden, wo die Kirche oder einige ihrer Priester die Auflehnung gegen die elterliche Gewalt, ja den Vatermord, gutgeheißen hätten. Damit ist dann jede sachliche Erörterung entgleist. Lassen wir also dem Eigentum seine rechtliche Unverletzlichkeit, doch ohne den Überschwang der religiösen Heiligkeit!

Endlich noch einige Bemerkungen über die Verfügungsfreiheit der Kinder ihrem Eigentum gegenüber. Dürfen die Eltern es zulassen, daß die Kinder ihren Besitz verschenken, vertauschen, verkaufen? — Da es im Begriffe des Eigentums liegt, daß eine gewisse, oben näher bestimmte Gebrauchsfreiheit daran geknüpft ist, und der pädagogische Wert der Eigentumsverleihung ja hauptsächlich darin besteht, daß das Kind lerne, den richtigen Gebrauch davon zu machen, so wird man diese Frage nicht ohne weiteres verneinen können. Zumal das Schenken wird meist als liebenswürdiger Charakterzug, als Zeichen eines mitleidigen, selbstlosen Empfindens freudig begrüßt und von den Eltern gefördert und unterstützt. Nur wird zu oft dabei vergessen, daß Schenken eine schwere Kunst ist und daß es mit dem naiven überlegungslosen Weggeben des Besitzes nicht getan ist. Hier erwächst den Eltern die Pflicht, ihr Kind *richtig schenken* zu lehren. Bleiben wir zunächst einmal bei den Geschenken zwischen Verwandten, Freunden und Freundinnen. Da ergeben sich ungesucht die ja meist auch befolgten Grundsätze: 1) Das Kind soll wirklich aus seinem Eigentum, nicht aus der Tasche des Vaters schenken. 2) Das Kind soll lieber eine kleine Arbeit, als etwas Gekauftes schenken. 3) Das Kind soll lernen, auf die Wünsche der zu Beschenkenden ein achtsames Ohr zu haben und nicht wahllos, nur um zu schenken, von seinem Besitz veräußern. 4) Nicht sowohl die Gabe selbst, sondern vielmehr die Art, wie man gibt, erfreut. Das materielle Geschenk soll immer nur als der Rohstoff angesehen werden, aus dem mit Hilfe von Begleitschreiben, Worten, Verschen u. dgl. oder auch nur Mienen und Gebärden das wirkliche freudebereitende Geschenk zu machen ist. 5) Neben

der Freude, die man durch Schenken bereitet, steht die Freude, die man anderen verschafft durch ein richtiges sich Beschenken lassen. Wer nur stets selbst Geber, nie Nehmer, sein will, verletzt. Ganz feinsinnig fordert der Volksmund, nicht etwa nur mit Beziehung auf Beleidigungen und Böses überhaupt, sondern ganz allgemein: niemand solle sich von dem andern „etwas bieten lassen“, und belastet den, der sich ohne Gegenleistung etwas schenken läßt, mit leichtem Makel. Wer also schenken will, ohne zu demütigen, muß sich auch „etwas bieten lassen“, und wer umgekehrt ein Geschenk anzunehmen versteht, bahnt sich den Weg zu erfreuendem Schenken. Das feinste Geschenk ist das, was von dem Beschenkten gar nicht als solches empfunden wird. Darum ist es auch leichter, im Verwandten- oder gleichberechtigten Kreise zu schenken, weil hier der Schein der Gegenseitigkeit bei allem materiellen Wertunterschied der Geschenke am leichtesten aufrecht erhalten werden kann. Viel schwieriger ist das Schenken an Bedürftige, sagen wir kurz das Almosengeben. Auch diejenigen, die heutzutage davon überzeugt sind, daß nicht Wohltätigkeit, sondern Gerechtigkeit den Armen gegenüber zu üben sei, werden zugeben müssen, daß bis auf weiteres die Liebestätigkeit der Einzelnen nicht zu entbehren ist. Wollte man mit einem Schlage alle die Millionen, die jährlich in Stiftungen und privater Wohltätigkeit den Armen zugute kommen, zurückhalten — freilich, dann würde die Riesensumme des Elends so offenkundig und aufdringlich vor dem entsetzten Blick der Menschheit liegen, daß vielleicht brennende Scham und ehrliche Entrüstung eine Gesellschaftsordnung verurteilte, die auf solchem Sumpfboden sich aufgebaut. Aber immer müßte doch mit der Beseitigung des Elends begonnen werden, immer müßten die entsetzlichsten Notstände zuerst in Angriff genommen werden, weil die Unglücklichsten der Unglücklichen unmöglich Zeit haben, zu warten, bis eine gerechtere Gesellschaftsordnung ausgebaut wäre, immer müßte an das historisch schon Gewordene angeknüpft werden. Oder sollte man alle private Liebesarbeit verbieten,

weil faktisch der Staat die Verpflichtung habe, ausreichend für alle seine Bürger zu sorgen? Das hieße alle Gießkannen aus den Gärten verbannen, weil die Verteilung der Feuchtigkeit und der Niederschläge Sache des Luftmeeres ist! Bis unsere Meteorologie aber soweit ist, die gerechte Verteilung von Sonnenschein und Regen zu garantieren, wird man wohltun, die Gießkannen beizubehalten.

Nun sind ja die Zeiten, wo man das Kind mit dem Pfennig direkt zum Bettler schickte, dahin; die ganze Liebestätigkeit hat sich heute im Vereinswesen eine Organisation geschaffen, unzureichend, gewiß, aber besser als keine. Dadurch ist die persönliche Berührung mit den Hilfesuchenden zum Teil eingeschränkt worden, wenn auch um den Preis einer gerechteren und verständigeren Hilfeleistung; vor allem aber ist der Kreis der Betätigung an diesem Liebeswerke für Kinder sehr verengert worden. Eine verständige Mutter wird freilich auch so das Interesse ihrer Kinder für diese Art der Nächstenliebe zu wecken verstehen, sei es nun, daß sie sich auf ihren Gängen in die Hütten der Armut von ihnen begleiten läßt, oder daß sie von dem, was sie gesehen, erzählt; ja sie wird vielleicht, obwohl Mitglied des Vereins gegen Verarmung und Bettelei, einmal ein Auge zudrücken, wenn das Kind, dem die verständige Überlegung ja noch fern liegt, aus Mitleid dem eigenen Spartöpfchen ein Almosen entnimmt und persönlich spendet, aber sie wird auch keine Gelegenheit unbenutzt lassen, dem Kinde das verständige Geben zu lehren und das ungeregelte Mitleid in die Zucht der Überlegung zu nehmen. Im weiteren Ausbau der sozialen Hilfsgenossenschaften, die wir etwa in der Weise der englischen Nachbarschaftsgilden erhoffen, wird wohl Gelegenheit zu selbsttätiger Mitwirkung der Kinder geschaffen werden müssen. Denn Hilfe, von Kinderhand gespendet, beschämt den Nehmer weniger und nützt sicher dem Geber.

Wir kommen zu Tausch und Verkauf. Meines Erachtens dürfen Kinder ihr Eigentum nur unter einer Bedingung vertauschen oder verkaufen, nämlich unter der, daß sie keinen Profit

davon haben, oder auch nur erwarten. Ein profitlüsternes, ein berechnendes Kind ist kein Kind mehr. Es liegt mir natürlich völlig fern, dem ehrenwerten und gesellschaftlich hochbedeutsamen Stande der Handeltreibenden irgend etwas Schlimmes nachzusagen; der Profit, den der Kaufmann als Differenz zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis nimmt, ist meist der Entgelt für wirkliche Kulturarbeit, für Verteilung der Ware vom Produzenten an den Konsumenten, ist Entschädigung für Zinsverlust und Frachtspesen, ist endlich Risikoprämie für natürliche Verluste an Waren und Preisdifferenzen. Nichts davon liegt bei dem Kinde vor. Hier bliebe wirklich nur der sittlich schwer zu rechtfertigende Profit, der sich aus der Differenz zwischen Einkaufswert (der häufig gleich Null sein wird) und Liebhaberwert ergäbe, und bei allen derartigen Tausch- und Kaufgeschäften wäre die Frage: Wen täuscht man da (absichtlich oder unabsichtlich)? berechtigt. Darum würde ich allen Handel bedingungslos aus der Kinderstube verbannen, wäre nicht der pädagogisch hochwichtige Sammeltrieb noch da, der wenigstens den Tauschverkehr fordert. Daß die Kinder untereinander Mineralien, Pflanzen, Schmetterlinge und Käfer für ihre Sammlungen austauschen, ja Briefmarken, Gratulationskarten, Bilder u. dgl., scheint mir im allgemeinen unbedenklich; hier steht nämlich Liebhaberwert gegen Liebhaberwert und ein wirklicher Marktpreis existiert entweder nicht oder bleibt doch dem Kinde eher unbekannt. Insofern kann man wohl von einem Tausch- und Handelsverkehr ohne eigentlichen Profit sprechen; beide Teile müssen sich als Gewinnende fühlen, und natürlich ist jede absichtliche Täuschung über den Seltenheitswert einer angebotenen Tauschware als Betrug aufs Strengste auszuschließen.

Resumieren wir: In der Kinderstube ist das Eigentum nicht heilig, aber wohl ist die Achtung vor dem Rechte anderer zu pflegen und Mein und Dein nicht abzuschaffen. Dem Rechte auf Eigentum ist die Pflicht gegen das Eigentum selbst, gegen seine Verleiher, die Eltern, die Gesellschaft unverbrüchlich anzuheften. Jeder Streit um Mein und Dein ist sittlich zu verur-

teilen, aber, wenn doch entstanden, mit juristischem, besser noch mit salomonischem Scharfblick zu schlichten. Alle Gewalt, die sich mit der Maske des Rechtes verkleidet, muß energisch zurückgewiesen werden. Eigentumsrechte werden, wie alle Rechte, nur verschenkt, verliehen, vergeben, aber nie und nimmer genommen. Die Verfügungsfreiheit über das Eigentum ist keine Freiheit der Willkür, sondern die sittliche Freiheit, die mit Gebundenheit an die Macht der Vernunft identisch ist. Besser als „Mein und Dein“ klingt unter allen Umständen das sozialethische „Unser“.

Der große Unbekannte.

Den Richtern und den eifrigen Zeitungslesern ist er längst wohlbekannt, der große Unbekannte, jenes lächerlich naive Verlegenheitsprodukt einer lahmen Verbrecherphantasie, der allemal dann auftaucht, wenn der Besitz des Corpus delicti erklärt werden soll. Aber auch in der Kinderstube ist er ein wohlbekannter Gast: er ist der geheimnisvolle unsichtbare Vollbringer der verschiedensten Schandtaten; er hat dem neuen Schaukelpferde bei Nacht den Schwanz ausgerissen, den Henkel der Geburtstagstasse abgeschlagen und den unbegreiflichen Klex in die Reinschrift gezaubert. Denn wenn die Mutter mit dem verstümmelten oder befleckten Objekt seiner geheimnisvollen Tätigkeit in den Kreis ihrer Kinder tritt und fragt: „Wer hat das schon wieder gemacht?“ dann schallt ihr aus allen Ecken die Antwort entgegen: „ich nicht“, „ich gewiß nicht“, „ich weiß es nicht“ usw., und dabei sehen meist die Äuglein so aufrichtig in die Welt, als ob die Kenntnis von Wirkungen ohne Ursache die alltäglichste Erfahrung des Kinderlebens wäre. Er bekommt denn auch hier seinen eigenen Namen, der große Unbekannte: es ist der Herr „Vonselbst“. Denn inquiriert die Mutter, deren Scharfblick nicht jenes leichte Erröten, deren Ohr das leise Stocken der Stimme nicht entgangen ist, den Verdächtigen schärfer, dann stellt sich

wohl bald die befremdliche Tatsache heraus, daß zwar Oscar gestern Abend vor dem Schlafengehen noch mit seinem Pferde gespielt habe, es sei aber „ganz heil“ gewesen; nur hätte er, wie schließlich herauskommt, (leider ohne das Bewußtsein, ein Wunder sich vor seinen leiblichen Augen vollziehen zu sehen!) bemerkt, wie der Schwanz „ganz von selbst, wirklich Mama, ganz von selbst“ losgegangen sei. Und so treibt er seinen Schabernack weiter, der listige Kobold Vonselbst, ein perverses Heinzelmännchen, und wandert von der Kinderstube auch ins Schulzimmer, obwohl ihm da Dutzende von aufmerksamen Kinderaugen auf den Dienst passen und das Dasein erschweren, obwohl ihm die Lehrerin hier feierlich längst mit dem Satze: „Keine Wirkung ohne Ursache“ das Todesurteil gesprochen hat. —

Wenn nun dergleichen Szenen sich nur bei Kindern abspielten, die als hoffnungslos „verlogen“ den kopfschüttelnden Eltern schwere Sorge bereiten, so böte die sittliche Beurteilung dieses Versteckspiels keine Schwierigkeiten. Und in der Tat gibt es zahlreiche streng sittlich denkende Eltern, die hier mit dem schweren Geschütz des Vorwurfs der Lüge das verstockte Gewissen ihrer Kinder bombardieren. Aber das überaus häufige Vorkommen solcher unerklärlicher Missetaten, deren Urheber zu ermitteln den Eltern nur selten gelingt, auch bei sonst gut gearteten und zur Wahrhaftigkeit erzogenen Kindern, die Ratlosigkeit, mit der die Mutter dem Unisono der Kinderstimmen gegenüber steht, die in seltener Einmütigkeit die Urheberschaft ablehnen, die Gefahr, durch Mißtrauen in das gegebene Wort das zarte Gerechtigkeitsgefühl des Kindes zu verletzen oder gar auf gut Glück oder unter einem Vorurteil einen Unschuldigen zum Sündenbock zu stempeln, — alles dies regt doch zu starken pädagogischen Bedenken an. Es wird sich einerseits darum handeln, die Frage zu erwägen, welches Verfahren der Erzieher einzuschlagen habe, um die Wahrheit zu ermitteln, also den großen Unbekannten zu entlarven; andererseits um die richtige, d. h. weder zu strenge noch zu laxe, Beurteilung dieser weitverbreiteten Unart.

Was nun das erste anbelangt, das Inquisitionsverfahren, so ist für ein solches, sofern es nicht völlig unfruchtbar und darum pädagogisch verwerflich sein soll, die erste Bedingung, daß die Kinder überhaupt in einem richtigen Vertrauensverhältnis zu ihren Eltern stehen. Dazu gehört, daß sie dieselben nicht nur als strenge Richter oder gar als leicht erzürnbare Tyrannen fürchten, sondern auch als liebe- und verständnisvolle Berater, als verzeihungsfreudige Verwalter des Gnadenschatzes lieben. Es gehört dazu, daß im allgemeinen das „die Wahrheit sagen“ die Regel ist, von der dieser Fall nur eine, gleichviel ob berechtigte oder unberechtigte, Ausnahme wäre; endlich, daß die Kinder die Überzeugung haben, auf mutwillige oder leichtsinnige Zerstörung irgend eines Gegenstandes sei nicht schon Kapitalstrafe gesetzt und reumütiges Eingeständnis irgend einer Schuld wirke stets strafmildernd. Diese Vorbedingungen erzieherischer Gegenwirkung gegen die Verheimlichungs- und Vertuschungssucht sind ja allgemein bekannt. Zu wünschen läßt, aus naheliegenden Gründen, bei vielen Familien nur die relative Unempfindlichkeit den Eigentumszerstörungen gegenüber. Die Mutter, der es sauer wird, für die Kleidung ihrer Kinder zu sorgen, kann nicht immer deren mutwillige oder leichtsinnige Vernichtung mit dem philosophischen Gleichmut aufnehmen, der im rein pädagogischen Interesse zu wünschen wäre. Dafür hat sie freilich in dem Hinweis auf die Schwierigkeiten der Anschaffung ein wirksames Motiv zur Schonung der Gegenstände vor der wohlhabenden voraus. — Sind nun diese Vorbedingungen gegeben, dann kann ein für allemal das allgemeine Grundgebot gestellt werden: Wer etwas „getan“ hat, meldet es selbst den Eltern. Das ist ein Gebot des Vertrauens und der Selbstachtung. „Du wirst doch nicht warten wollen, bis andere dein eigenes Tun anzeigen müssen! Nur feige Menschen verstecken sich vor den Folgen ihrer Tat; der Mutige vertritt sie, auch wenn er weiß, daß ihn dafür Strafe erwartet.“ Es ist sehr wohl möglich, auf Grund einer

solchen Gewöhnung eine Kinderstube rein von dem unwürdigen Versteckspiel Adams zu halten, wie manche Erfahrung beweist. Aber es wird doch nur die Ausnahme sein. Zu tief sitzt die ja auch schon beim domestizierten Tier, dem Hunde und Pferde, wahrzunehmende sittliche Schwachheit auch im Menschenherzen, die einen Aufschub der Entdeckung törichterweise der Selbstbezichtigung vorzieht, jene unbestimmte Hoffnung, es werde sich nur diesmal zu unseren Gunsten ein Wunder ereignen, das uns den Folgen unserer Tat entzöge. Und, wir wollen es nicht vergessen, es ist eine solche Selbstanklage doch ein Stück von sittlichem Heroismus, der nicht ohne weiteres von jedem Kinde zu erwarten ist; sind doch die Charakteranlagen — nicht ohne unsere und unserer Vorfahren Schuld — von der sensitiven Scheu vor allem Unangenehmen bis zu der sogenannten „Abgebrühtheit" außerordentlich verschieden verteilt. Damit hängt es zusammen, daß wenigstens nach meiner Erfahrung jenes Ideal vollkommenster Aufrichtigkeit meist nur in Familien mit einem einzigen oder doch nur wenigen Kindern erreicht wird. So oft uns also auch unser erster Ukas zu helfen vermocht haben wird, es werden Fälle eintreten, wo zur Zeugenvernehmung geschritten werden muß. Hier kann die Familie vom Staat lernen, freilich nicht nur, wie man das machen muß, sondern zum Teil auch, wie nicht. Bekanntlich fordert der Staat von jedem seiner Bürger, wenn er vor Gericht tritt, um der Wahrheit Zeugnis abzulegen, eine feierliche Bekräftigung dieser Absicht durch den Eid. Der umsichtige Psychologe, der mit den gegebenen Größen, nicht mit Idealforderungen rechnet, wird den Eid unter der Sanktion der Staatsautorität, also mit Hinweis auf die Wichtigkeit der Unterordnung unter den Gemeinwillen, für durchaus berechtigt und heilsam halten. Das schließt nicht aus, daß die bestehende religiöse Uniformierung des Eides als historisch zwar verständliche, aber allmählich zu beseitigende Halbheit bedauert werden muß, weil eben der Staatsbürger, nicht der Konfessionsangehörige, dem Staatsorgan, nicht seinem Priester, etwas ver-

spricht. Daß der Staat weder den Angeklagten vereidigt noch eine Aussage, die auf Selbstbezichtigung hinauslaufen würde, erzwingt, sei nebenbei bemerkt. Nun kann es sich natürlich nicht darum handeln, etwas dem feierlichen Eid Ähnliches in die kleinen Verhältnisse unserer Kinderstube einführen zu wollen, obwohl wir nie außer acht lassen dürfen, daß für das Kind eine solche Untersuchung über eine läßliche kleine Sünde dieselbe schauervolle Wichtigkeit besitzt, wie die Gerichtsverhandlung für den Erwachsenen; aber Eines können und sollten wir wirklich nach dem Muster des Staates einführen: die Unterscheidung der im leichten Gespräch geäußerten Aussage und der bedeutungsvollen Antwort auf eine der Ermittlung der Wahrheit gewidmete Befragung. Das läßt sich leicht machen und wird wohl fast unwillkürlich von einsichtigen Eltern meist schon geübt. Eine solche Befragung muß einen feierlicheren Charakter tragen; darum häufig ein Personenwechsel, indem die Mutter gewissermaßen als öffentliche Anklägerin in dem Verfahren wider Unbekannt dem Vater als dem Richter die Untersuchung unterbreitet. Der Geist unparteiischer Gerechtigkeit und der Ernst einer auf den wichtigen Zweck der Wahrheitserforschung gerichteten Untersuchung liegt über dem Ganzen, ohne daß dieser Ernst schon vorgreifend in Strenge ausartete.

Nicht die Bestrafung eines Schuldigen, sondern die Aufklärung eines wirklichen Sachverhaltes ist die Aufgabe, und gerade darum müßte die Leidenschaftlichkeit des Verletzten, auch da, wo wirklich die Eltern die schließlich Leidtragenden sind, aus der Sphäre der Richterschaft ausgeschlossen bleiben. Wenn man nun zur Zeugenvernehmung schreitet, so ist es sehr angebracht, die Kinder auf die Wichtigkeit ihrer Aussagen direkt hinzuweisen. Natürlich nicht so, als ob leichtfertiges Umgehen mit der Wahrheit, also Flunkern, überhaupt erlaubt und ziemlich harmlos wäre, sondern unter Betonung des Umstandes, daß jetzt auf die wahrheitsgetreue Beantwortung der Fragen das größte Gewicht gelegt werden müsse, weil das Interesse aller in Frage komme,

nicht unschuldig unter einem fremden Verdacht zu leiden. Neben dieser rein praktischen Belehrung wird eine große Anzahl von Eltern geneigt sein, noch weiter zu gehen und die Heiligkeit der Wahrheit überhaupt zu betonen, genau so, wie der Staat sich nach Hilfe bei der religiösen Organisation umsieht, um die Warnung vor falschem Zeugnis noch mit der Androhung von jenseitigen Strafen zu verschärfen. So wenig es nun auch billig wäre, dem Religiösen die Ableistung eines religiös gefärbten Eides zu versagen, und so sehr daran festzuhalten ist, daß der Staat vor allen Dingen für die Gesamtheit seiner Bürger eine rein staatliche Eidesformel, neben jener, besitzen müsse, so wenig dürfte auch christlichen Eltern das Recht verschränkt werden, ihre Kinder durch den Hinweis auf den wahrhaftigen Gott, den Feind des Vaters der Lüge, durch ausdrückliche Beziehung auf seine Allwissenheit, die in die dunkelsten Winkel des menschlichen Herzens hineinleuchte, zur lauteren Wahrhaftigkeit anzuspornen. Das ist Sache der religiösen Eltern selbst. Aber unentbehrlich scheint diese starke religiöse Betonung der Wahrhaftigkeit als einer zur theologischen Moral gehörigen Pflicht gegen Gott selbst nicht zu sein; nicht einmal ganz unbedenklich. Wir haben hier stets eine und dieselbe Erfahrung. Der Religiöse sieht sich gezwungen, jedem Vergehen des einzelnen gegen die Grundsätze der menschheitsverbindenden Sittlichkeit einen doppelten Charakter beizulegen, den man der Kürze halber mit den Worten Sünde einerseits, Unrecht andererseits bezeichnen könnte. Die religiöse Moral kann nicht dabei stehen bleiben, ein Handeln einfach als Unrecht gegen die Mitmenschen oder Verstoß gegen die Gesetze der Sittlichkeit zu verpönen, sie muß, ihrem Ursprung nach, darin auch noch ein religiöses Vergehen, eine Auflehnung gegen das ausdrückliche Gebot Gottes erblicken — und viele sehen ja gerade darin den Vorzug der religiös begründeten Sittlichkeit, daß sie mit einem ganz anderen Ernst, mit heiligerem Zorn der menschlichen Schwachheit entgegentrete, als die lahme Nützlichkeitsmoral. Ob nun diese Häufung und Steigerung der sittlichen

Verurteilung, die mit den schärfsten Mitteln des religiösen Empfindens das verstockte Herz des Sünders erschüttern soll, bei Erwachsenen eine heilsame Wirkung auszuüben imstande ist, mag hier ununtersucht bleiben; dem Kinderherz gegenüber schießt sie wohl über das Ziel hinaus und zeitigt unerfreuliche Nebenwirkungen. Ohne auf die Selbstbekenntnisse starker religiöser Naturen zurückzugreifen, die vielfach bekennen, wie sie das harte Gesetz des eifrigen Gottes in ihrer Jugend fast zur völligen Verzweiflung an ihrer Seligkeit getrieben habe, sei nur bemerkt, daß gerade diese alles Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen zerschmetternde Reue in der contritio, der Zerknirschung des Sünders, der ganzen Theologie als die heilsamste Frucht des Gesetzes gilt, weil sie den Boden der menschlichen Seele aufreiße und empfänglich mache für die Gnadenbotschaft. Nun liegt ja gewiß Konsequenz darin — wie denn überhaupt das ganze kirchliche Lehrgebäude ein unerreichtes Muster von rücksichtsloser Konsequenz ist — daß der Religiöse sich mit seiner Heilsbotschaft nicht nur an die Reifen, Erwachsenen wendet, sondern auch an die unmündigen Kinder; er wird darum auch behaupten, daß alle Stufen des Heilsweges auch schon vom Kinde könnten beschritten werden und daraus das Recht ableiten, auch Kindern schon mit der ganzen herben Strenge des Gesetzes und der Lieblichkeit der Gnade entgegenzutreten. Aber so folgerichtig dieser Gedankengang auch ist, so wenig beachtet er doch das Grundgesetz alles Geschehens, das Gesetz der Entwickelung. Auch der sittliche Charakter will seine Geschichte haben und allmählich aus einfachen Formen zu verwickelteren Entwickelungsstufen aufsteigen. Daß Mannesspeise nicht Kinderspeise ist, soll nur auf religiösem Gebiet nicht gelten? Der ganze Schrecken des von Gott Verstoßenseins des Sünders soll schon auf das zarte Kindergemüt fallen, nur damit es die Seligkeit des durch Gnade vermittelten Wieder-zu-Gott-Kommens schmecke? Nein, das Kind ist weder der Reue noch der Gnadenbeseligung im richtigen Maße fähig, weil es ihm überhaupt noch an Lebenserfahrung,

d. h. der annähernd richtigen Bemessung und Bewertung alles Tuns und Handelns fehlt. So wird ihm die Bedrohung mit dem Worte Sünde entweder zur unerträglichen Marter, die den Gewissenskonflikt ins Maßlose verschärft, oder — der weitaus häufigere Fall — es wird dagegen abgestumpft, weil ja jedes Vergehen eine Sünde gegen Gott bedeutet, und das religiöse Empfinden hat schließlich eine Abschwächung statt der Stärkung erfahren. Jene Erkenntnis, daß der Mensch infolge seiner natürlichen Schwachheit niemals zur völligen Harmonie seines Könnens und Sollens gelangen könne, liegt naturgemäß erst am Ende einer intensiven Lebenserfahrung, die auf einen unter fortwährendem Straucheln und Wiederaufrichten zurückgelegten Weg zurückblickt, aber nicht am Anfange der Laufbahn, die das jugendliche Herz noch, der schönsten Hoffnungen, vielleicht Illusionen, des gewaltigsten Selbstvertrauens in die eigene Kraft voll, vor sich liegen sieht. Ja noch mehr: jene kirchlich geforderte reuige Zerknirschung mag immerhin einen starken religiösen Wert besitzen, insofern sie durch das Bewußtsein der sittlichen Ohnmacht des Menschen die rückhaltlose Hingabe an die göttliche Allmacht erleichtert, aber sie ist nur von geringem pädagogischen Werte. Wohl kann Reue den Antrieb zum Besserwerden bilden, aber nur, wenn sie sich in den Grenzen des Reinmenschlichen hält, wenn sie den freudigen Optimismus, man werde bei der nächsten Gelegenheit stärkere sittliche Kraft entwickeln, gerade *nicht* zerstört, wie das die ausgesprochene Absicht der religiös empfohlenen Reue ist. Jenes hoffnungslose Zurückstarren auf die nun einmal verübte Tat, die durch keine menschliche oder göttliche Macht ungeschehen gemacht werden kann, das selbstquälerische Zergliedern der eigenen Handlung und ihrer Motive führt allzu leicht zum Zweifel am eigenen Können, zur Lähmung der sittlichen Energie, die sich dann gern in den weiten Mantel der allgemeinen menschlichen Ohnmacht und Sündhaftigkeit zu hüllen weiß. Aus diesen Gründen dürfte die Belastung der Unwahrhaftigkeit noch mit dem Charakter einer schweren Sünde gegen

das achte Gebot, die durch keine Reue wieder gut gemacht werden könne, eine ziemlich zweischneidige Waffe in dem Kampf gegen die Lüge bilden. Der Hinweis ferner auf das Auge, das auch das Verborgenste sieht, auf die Allwissenheit der göttlichen Macht, mag wohl am Anfange sittlicher Entwickelung nicht ohne pädagogischen Wert sein — wie das Märchen „Gott überall" in sinniger Form verdeutlicht; aber kommt schon das Märchen mit der Veranschaulichung dieser Allgegenwart nicht anders zurecht, als indem es den Blitz und einen schwarzen Mann mit feurigen Augen als Hilfskräfte heranzieht, so ist es klar, daß die lebendige Vorstellung von der Allgegenwart Gottes in demselben Maße verblassen muß, als das heranwachsende Kind keinerlei Anzeichen von der göttlichen Mitwisserschaft entdeckt. Bleibt aber die äußere Strafe für eine unentdeckte Freveltat aus — wie sie es tatsächlich doch häufig genug tut — und muß der Religiöse, um diesen Mangel zu maskieren, die innere Gewissensangst des Sünders als die einzige unfehlbar eintreffende Strafe gelten lassen, so ist nicht einzusehen, warum man nicht lieber gleich rein auf ethischem Boden bleibt und, ohne das Kind mit einem mystischen Auge, das durch alle Verhüllungen direkt ins Herz sieht, zu ängstigen, einfach die Tatsache zugibt, daß ein Unrecht einmal unentdeckt bleiben könne, und nur die psychologisch richtige Bemerkung daran knüpft: „Auch in diesem Falle wird dir, dem Übeltäter, nicht wohl werden bei deiner verborgenen Schuld." Nur aufrichtiges Bekenntnis und darauf folgende Strafe oder Verzeihung haben die Kraft, die nagende Qual des bösen Gewissens zu lindern.

Wenden wir uns nunmehr wieder zurück zu unserer Suche nach dem großen Unbekannten. Zweifellos hat der feierliche Apparat mit der vorauf gehenden Zeugenvermahnung eine leicht einschüchternde Wirkung, besonders auf sensitive Kinder, und es erhebt sich vielleicht schon hier ängstliches Weinen, das an die Geduld des Richters starke Ansprüche stellt. Wollte man nun diese Tränen als indirektes Zeugnis des Eingeständnisses der

Schuld, oder auch als Trotz auffassen, so würde man sicher oft in Irrtum verfallen. Auch das unschuldige Kind vermag einzig unter dem Druck einer, wenn auch noch so allgemein gehaltenen Anklage, da es den Unterschied zwischen einem Zeugen und dem direkt Angeklagten nicht immer sofort begreift, befangen zu werden und in Tränen auszubrechen. Da ist denn milder Takt, ruhiges Zureden und besänftigende Leidenschaftslosigkeit doppelt am Platze — wie denn überhaupt die richtige Führung einer solchen Untersuchung an die Geschicklichkeit und an Kopf und Herz der Eltern die höchsten Anforderungen stellt, sicher nicht geringere, als an den wirklichen Untersuchungsrichter. Dem öffentlichen Gerichtsverfahren entnehmen wir nun auch die Beantwortung der Frage, ob Öffentlichkeit und Gemeinsamkeit der Zeugenvernehmungen geboten sei, oder ein Sonderverhör der Einzelnen. Die Antwort lautet hier wie dort: Beides! Wie in der Voruntersuchung jeder Zeuge erst einzeln zu Protokoll vernommen wird und dann in der eigentlichen Prozeßverhandlung die Gegenüberstellung der Zeugen erfolgt, so empfiehlt es sich, erst einmal jedes Kind einzeln zu hören und erst dann, ob sich nun Widersprüche ergeben haben, oder nicht, eine gemeinsame Aktion zur Ermittelung der Wahrheit einzuleiten. Ergeben sich nun unauflösliche Widersprüche einzelner Aussagen, so sei man ebensowenig gleich mit dem schweren Vorwurf der bewußten Lüge bei der Hand, wie es dem Staatsanwalt besonders gut ansteht, bei zweifelhaften Zeugenaussagen sofort mit der Anklage auf Meineid zu drohen. Wozu dergleichen bei Verhandlungen führt, die in ihrer Beziehung auf ein länger in der Vergangenheit zurückliegendes Ereignis bei der natürlichen Ungenauigkeit der Beobachtung und des Gedächtnisses der Wahrheitsermittelung die größten Schwierigkeiten bereiten, ist ja aus vielen Prozessen bekannt. Man setze vor allen Dingen das Mißtrauen nicht in den guten Willen der Zeugen, sondern in die eigene Fragegeschicklichkeit. Selbst abgesehen von dem schweren Verstoß der Suggestivfragen, d. h. solcher Fragen, die dem Zeugen

eine bestimmte Antwort in den Mund legen, und jeder Art von Voreingenommenheit, ist die Kunst des richtigen Fragens so schwierig, daß man oft nur durch Zufall dahinter kommt, wie ein einziger nicht ganz richtiger Ausdruck in der Frage die Antwort notwendig fälschen mußte. Es ist nicht immer Sophistik, obwohl sie sich auch gern darunter versteckt, wenn unser Oskar aus dem ersten Beispiel auf die Frage: hast Du das Pferd zerbrochen? treuherzig mit Nein antwortet — denn er hat es ja nicht zerbrechen wollen, er weiß sich frei von aller absichtlichen Zerstörungslust, versteht unter Zerbrechen nur die angestrengte, auf Vernichtung hinzielende Arbeit und kann das „Vonselbstzergehen" nicht unter den Begriff Zerbrechen einordnen. Er hat es also „nicht zerbrochen", wenn es ihm auch unter den Fingern entzwei gegangen ist. Mangel an sprachlicher und logischer Genauigkeit, der uns ja allen mehr oder weniger anhaftet, ist also sehr häufig der Erklärungsgrund für solche Widersprüche. Wie stark verbreitet Beobachtungsfehler sind, besonders in Beziehung auf zeitliche Vorgänge, braucht kaum erwähnt zu werden, ist doch nach Beobachtungen Preyers und anderer Kinderpsychologen selbst für vier- bis fünfjährige Kinder die Bedeutung von gestern, morgen, heute, noch oft schwankend. Daß eine, meist völlig unberechtigte, nervöse Angst häufig zu objektiv falschen Aussagen verleitet, ferner der Leichtsinn, der sich nicht die Zeit zu ernster Überlegung der Tragweite der Aussage nimmt, auch jener Trotz, der den Vorgang des Ausgefragtwerdens schon als Mißtrauensbeweis betrachtet und endlich eine falsche Kameradschaftlichkeit, ein verkehrtes Solidaritätsgefühl mit an sich ganz achtungswerten Motiven zu dem gleichen Resultat führt, sei hier nur kurz bemerkt, weil wir bei der Beurteilung dieser Art von Unwahrheiten noch darauf zurückkommen müssen.

Bei einem Motiv der Unwahrheit, nämlich dem Angstmotiv, sei noch zunächst einen Augenblick verweilt, weil oft gerade dies Motiv vom Erwachsenen aus sehr natürlichen Gründen verkannt wird. Wer jetzt zurückblickt auf die kleinen Freuden und Leiden

seines Schullebens, der lächelt wohl unwillkürlich, wenn er sich mancher hochnotpeinlichen Untersuchung erinnert, die sich um ganze Kleinigkeiten, das Abschreiben einer Aufgabe, einen despektierlichen Klex, einen übermütigen Schabernack u. dgl. erhob. Damals aber hat er nicht gelächelt! Damals wurden blutige Tränen geweint und sehr reale Furcht- und Schreckensgefühle bewegten das kindliche Herz. Mögen sie übertrieben gewesen sein, mag die rückschauende Betrachtung den Anlaß für noch so kleinlich und unbedeutend erklären, mag auch der Lehrende sich völlig frei wissen von jeder Überschätzung der Bedeutung derartiger Kleinigkeiten — ganz vermögen sich nur wenige in die Enge des damaligen Kindergemütes zurückzuversetzen, das in der Tat durch die hohlgeschliffenen Gläser seiner kleinen Weltbrille die Gegenstände in ungeheuerlicher Vergrößerung erblickt. Da nun aber die subjektiven Angst- und Schreckensgefühle sich keineswegs nach der wirklichen Größe und Bedeutsamkeit der befürchteten Gefahr richten, sondern nur nach der Vorstellung davon, so ist es nicht übertrieben, wenn man die geistige Not eines dergestalt in Untersuchung geratenen Kindes in Parallele stellt mit den Empfindungen des schweren Verbrechers, der da weiß, daß es sich für ihn um Kopf und Kragen handelt. Daß der Erzieher die Sache gar nicht so tragisch auffaßt, das erfährt das Kind erst zu spät, wenn es selbst als Erwachsener den richtigen Maßstab für jene Leiden gewonnen hat; außerdem fühlt sich der Erzieher zumeist in übel beratenem Eifer, wenn auch in guter Absicht, veranlaßt, die Schwere des Vergehens gegen die Schuldisziplin möglichst schwarz zu malen. Es ist dies vielleicht der letzte Ausläufer jener veralteten Abschreckungstheorie, die in unserer Strafrechtspflege solange ihr Unwesen getrieben hat und allmählich einer humaneren Abmessung von Verschuldung und Strafe das Feld lassen muß. Die Selbstmorde von Kindern aus Furcht vor Strafe liefern dazu einen deutlichen Kommentar.

Nun aber müssen wir noch mit einer anderen Schwierigkeit rechnen. Wie der Richter wohl einmal auf einen hartnäckigen

Zeugen stößt, der die Zeugnispflicht auch da verweigert, wo ihm gesetzlich kein Recht dazu eingeräumt werden kann, so begegnen wir auch wohl hie und da dem, der Gemütsruhe des Fragenden so gefährlichen, trotzigen oder verstockten Schweigen des Kindes auf alle Fragen. Der Staat versucht, allerdings meist mit negativem Erfolge, die Zeugenaussagen durch Disziplinarstrafen zu erzwingen. Hat nun der Erzieher das Recht, hat er ferner die Mittel, den stummen Mund zu öffnen? Beides ist m. E. zu verneinen. Er hat nicht das Recht, so sehr auch unser Empfinden sich zunächst dagegen sträuben mag. Zweifellos ist der Erzieher dem Zögling gegenüber in einer viel günstigeren Lage, als der Untersuchungsrichter dem Bürger gegenüber. Muß der Richter, sollte er doch wenigstens, vor dem freien Willensentschluß einer rechtlich mündigen Persönlichkeit Halt machen und es ihr, natürlich auf ihre eigene Gefahr, überlassen, welche Schlußfolgerungen sie den Gerichtshof aus der Zeugnisverweigerung ziehen lassen will, so steht der Erzieher noch keiner in sich geschlossenen sittlichen Persönlichkeit gegenüber. Dort ist ein Rechts-, hier ein Autoritätsverhältnis. Es scheint also, als ob dem Unmündigen kraft der Autorität ein Rechtsanspruch auf Schonung seines Eigenwillens nicht zustehe. Und tatsächlich versuchen auch die meisten Erzieher durch strenge Strafen die angebliche Verstocktheit des Antwortverweigerers zu brechen. Nun ist gewiß das Autoritätsverhältnis die notwendige erste Stufe aller erzieherischen Einwirkung und überall da angebracht, wo die tatsächliche und selbstverständliche Unterordnung des Kinderwillens unter den des Erziehers das rein Natürliche ist, also in den ersten Lebensjahren, wo die physische Abhängigkeit mit der geistigen parallel geht. Aber es hat den Fehler, daß es an der ersten bewußten Auflehnung dagegen innerlich rettungslos zugrunde geht. Wohl mag es möglich sein, auch später noch Gehorsam zu erzwingen, aber das sind erlistete Siege; es ist nicht mehr das: Sic volo, sic jubeo, dem in einfacher Selbstverständlichkeit gehorcht wird, sondern andere Gründe physischer oder psychischer Beeinflussung

beseelen den Leichnam der Autorität noch eine Zeitlang mit dem täuschenden Schein des Lebens. Autorität, die in Frage gestellt wird, ist keine mehr. Man mag das beklagen, man wird dem Erzieher nachfühlen, wie überraschend, wie undankbar und trotzig ihm ein solches plötzliches Versagen seines Einflusses vorkommen muß, man wird mit ihm wünschen, daß sich das Autoritätsverhältnis möglichst lange heil erhalten ließe — aber man darf ihm nicht das Recht zusprechen, die einfache Tatsache, daß es nun einmal in diesem Falle versagt, nicht zu beachten und es mit Gewalt aufrecht erhalten zu wollen. Der Zweck aller Erziehung ist doch, sittlich freie, selbständig wollende und denkende Persönlichkeiten zu schaffen und mag auch der Eigensinn nur eine Karikatur des Eigenwillens, seine Frühgeburt etwa, bedeuten, ist er deshalb doch nicht einfach zum Tode zu verurteilen. Auch Frühgeburten können, in richtiger Pflege, zu normalen Wesen heranwachsen. Wenn also ein Kind trotz verständigen Zuspruchs, trotz der ganz berechtigten Vorhaltung, daß sein Schweigen, solange es nicht vernünftig begründet werde, notwendig eine ungünstige Auffassung seiner Beteiligung an dem Vergehen hervorrufen müsse, in seiner Verstockungspolitik verharrt, so mag man es zunächst ohne Strafe gewähren lassen. Vielleicht löst man ihm den Mund mit der schon erwähnten Einräumung, daß es nur erklären möge, es wolle sein Zeugnis verweigern, weil es sich selbst dadurch belasten würde oder auch aus irgend einem andern Grunde, den man nur kennen möchte, um es gewähren zu lassen; aber hilft auch das nichts, dann mag der Erzieher vorläufig sein Spiel verloren geben. Denn nun kommt hinzu, daß ihm eigentliche Mittel zum Erzwingen des Zeugnisses nicht zu Gebote stehen. Erzwingen lassen sich nämlich, streng genommen, nur Unterlassungen, aber nicht Handlungen. Wenn das, wie jede Mutter, aber auch jeder Irrenhauswärter weiß, sogar von den mehr vegetativen Tätigkeiten des Essens und Trinkens gilt, (denn künstliche Nahrungszufuhr bei Gefesselten kann man nicht Essen nennen,) so noch viel mehr von freien

Handlungen, wie eine Aussage dessen ist, was das Kind weiß. Es ist aber ein erstes Gebot aller pädagogischen Klugheit, nicht etwas zu unternehmen, was man nicht durchführen kann. Wohl mögen Einsperrung, Hunger, Kälte, Schläge, Drohungen oft genug den Trotz eines Kindes scheinbar gebrochen haben, eine Gewähr dafür, daß sie wirken müssen, vermag niemand zu übernehmen. Außerdem ist der pädagogische Wert eines solchen Verfahrens sehr gering. Worauf es ankäme, das wäre, ein Motiv in der Kindesseele zu wecken, das mit überwiegender Macht von innen heraus zu der gewünschten Handlung führte; statt dessen sind nur eine Reihe anderer, dem ursprünglichen Verlangen ganz fremder, äußerlicher Motive hinzugekommen, wie der Wunsch, jene Strafen aufhören zu sehen, die dann den Schein eines erzwungenen Gehorsams vorzaubern, der von allen Erziehern längst als wertlos erkannt ist. Wenn das englische Sprichwort mit Recht sagt: „wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg", so kann man das variieren und sagen: wo ein fester Wille ist, da ist kein Weg für den entgegengesetzten Willen. Zudem sind alle Strafmittel nur bis zu einer gewissen Grenze anwendbar, die das Kind sehr wohl kennt. Der Erzieher also, der eine Aussage erzwingen will, statt zu ihr zu überreden, setzt sich genau so wie der Staat es dem Redakteur gegenüber tut, ohne alle Not einer Niederlage aus. — Nach allen diesen Erörterungen kann es nun nicht überraschen, wenn die Untersuchung auch öfter mit einem non liquet endigen muß (ergebnislos bleibt). Es gelingt wirklich nicht immer, den großen Unbekannten zu entlarven. Die Widersprüche in den Zeugenaussagen mögen sich wie ja und nein und schwarz und weiß gegenüberstehen — wenn beide Zeugen gleich glaubwürdig sind und keiner seine Aussage ändert trotz der augenscheinlichen Unmöglichkeit, daß beide recht haben, so wird der Richter wohl oder übel die Ohnmacht des Gerichtes proklamieren müssen, zur Aufhellung der Wahrheit zu kommen.

Sollen wir aber überhaupt die Glaubwürdigkeit der Zeugen gegen einander abwägen? Dürfen wir einem Kinde vorhalten,

daß es schon früher bei anderer Gelegenheit die Unwahrheit gesagt habe, und darum nicht mehr vertrauenswürdig sei? Eine unbedingte Verneinung scheint nicht am Platze, wenn auch große Vorsicht dabei geboten ist. Die ewigen Höllenstrafen passen nicht mehr in unser Empfinden und es ist ein Stückchen Ewigkeit, wenn dem einmal schwach gewesenen Kinde sein Vergehen immer noch am Halse hängt. Übertriebene Strenge in diesem Nachtragen hat gewiß oft Kinder erst recht auf die Bahn der Lüge gedrängt. Jedenfalls möchte ich auf diese unsicheren Schlüsse hier nicht zu einer Verurteilung raten; die Gefahr der Täuschung und damit der Erschütterung des Rechtsgefühls der Kinder, des Ansehens der Eltern, liegt zu nahe. Gerade auf pädagogischem Gebiet, wo der gute Wille des Kindes ängstlich vor Schädigung gehütet werden muß, gilt der Satz: lieber zehn Schuldige entwischen lassen, als einen Unschuldigen strafen. Freilich ist auch die Anerkennung der Tatsache, daß nicht genug Wahrheitssinn in unserm Kinderkreise herrsche, um einen einfachen Vorgang vollständig aufzuklären, nicht gerade erfreulich. Die Erzieher mögen ihrem Bedauern und Schmerz darüber nur deutlich Ausdruck geben, ja sogar mag da, wo der Täter sich notwendig in dem kleinen Kreise der Vernommenen befinden muß, eine leichte Gesamtstrafe für alle zu empfehlen sein, nicht wegen jener Tat, sondern weil noch so wenig Gemeinschaftsgefühl unter ihnen ist, daß einer die anderen unter der Anklage mit leiden läßt. Zwar werden hier scheinbar auch Unschuldige mitgestraft, aber diese Bestrafung hat nicht den aufreizenden Einfluß, wie da, wo ein Unschuldiger einer Tat bezichtigt wird, die er nicht begangen hat. Die Vielen büßen die Schwachheit eines einzelnen; das Gesetz der Solidarität der Interessen aller mit dem sittlichen Zustand des Einzelgewissens wird nachdrücklich eingeschärft, und es wird, natürlich ohne das Angebertum zu ermutigen, die Schaffung einer inneren Geheimpolizei oder besser Gemeinschaftsrechtspflege im Kinderkreise vorbereitet. Wie die beste Arzneiwissenschaft durch Stärkung der vorbeugenden Hygiene

die Therapie unnötig zu machen strebt, wie eine vernünftige Sozialgesetzgebung der Rechtspflege ihre Fälle zu entziehen sucht, so muß auch die vernünftige Erziehungskunst an ihrer eigenen Überflüssigmachung arbeiten, dadurch, daß sie die sittlichen Kräfte in der Kindesseele zu eigner freier Betätigung weckt.

Zum Schlusse noch einige Worte über die richtige Beurteilung der Unwahrheiten, auf die wir bei unserer Suche nach dem großen Unbekannten notwendig stoßen. Mit schematischen Begriffen, wie Lüge, mögen sie immerhin den Schein katonischer Sittenstrenge tragen, ist hier nichts getan, oder vielmehr es wird oft sogar zu viel getan, nämlich geschadet. Es ist verkehrt, wenn Eltern, verzweifelnd über die ganz ungeahnt große Verbreitung der Unwahrheiten, die einzige Rettung in erbarmungsloser Härte gegen alles, was sie Lüge nennen, sehen. Es ist nicht verkehrt, sondern das einzige wirklich helfende Mittel, wenn man auch in diesem Falle individualisiert, scharf logisch und psychologisch die verschiedenen Arten von Unwahrhaftigkeit auseinanderhält und vor allem die Wurzeln abgräbt, aus denen jene sog. Lügen hervorsprießen. Wir scheiden zunächst aus: alle jene objektiv falschen Aussagen, die aus sprachlicher und logischer Ungenauigkeit, ja auch aus Befangenheit und unüberlegtem Leichtsinn gemacht werden. Hier ist die intellektuelle Kraft, die sprachliche Geschicklichkeit, die scharfe Denkfähigkeit zu üben und zu stärken; Befangenheit weicht der vertrauenheischenden Liebe, Leichtsinn dem strengen Ruf zur Selbstbesinnung. Wirkliche Lüge liegt vor, wenn ausdrücklich die Sprache mit dolus d. h. bewußter Absicht, zum Betruge, zur Täuschung benutzt wird. Aber auch hier sollte nach den Motiven geforscht werden; es gibt deren verzeihliche und unverzeihliche. Zu den verzeihlichen zählt vor allem die Angstlüge. Hier ist nicht sowohl die Lüge zu bekämpfen, als die Angst. Es ist eine sehr häßliche und gefährliche Verirrung, aber doch eine Verirrung, nicht ein bewußtes Umkehren von dem Wege der Sittlichkeit. Hier ist die Methode am Platze, die Tat selbst, und sei sie noch so angreifbar,

ohne Strafe zu lassen, wenn nur ihre Begehung ehrlich gebeichtet wird. Der Erzieher tut damit nichts anderes, als was der Religiöse der Gottheit als oberste Erlösungsweisheit zuschreibt. Das Böse selbst kann nicht immer verhindert werden; es ist, weder physisch noch intellektuell, wenn einmal geschehen, aus dem Kausalitätsverlauf des Geschehens wieder herauszubringen, aber wohl kann es ethisch überwunden werden, überwunden nur dadurch, daß es der Täter als böse erkennt, sittlich von sich abweist und in dem rückhaltslosen Bekenntnis seiner Schuld als das Nichtseinsollende verurteilt. Der Erzieher verzeiht in diesem Falle um der in diesem Bekenntnis sich ausdrückenden guten Gesinnung willen, wie Gott aus Gnaden um des Glaubens an seine Liebe willen die Sünden vergibt. Um die Lüge zu beseitigen, muß die Angst fallen — gerade wie die ängstliche Gesetzesreligion der Freiheit der Kinder Gottes, die ihm mit aufrichtigem Herzen und wahrhaftigen Lippen nahen, weichen muß. Verzeihlich ist auch sogar die Trotzlüge. Sie ist ein — wiederum karikierter, verzerrter — aber doch ein Abdruck von jenem Hochgefühl der Autonomie im Menschen, das ihn nur sich selbst Rechenschaft über sein innerstes Wollen ablegen lassen möchte, ein Protest gegen das Eindringen Fremder, und seien es selbst die eigenen Eltern, in das Heiligtum der Ichheit. Beseitigen wir hier die verfrühte Überspannung des eigenen Wertgefühls, verstehen wir es, dem Selbstbewußtsein des Kindes seinen richtigen Platz im Weltbewußtsein anzuweisen, so fällt jeder Anlaß zur Lüge weg. Verzeihlich ist endlich auch die — wenn der Ausdruck gestattet ist — altruistische Lüge. Hundertmal lügt das Kind aus echt ethischem, aber noch nicht ganz geklärtem Solidaritätsgefühl; es lügt, weil es den Verrat an seinen Kameraden für unsittlich hält, es lügt, um einem geliebten oder gar vorbildlich angeschwärmten Freund oder Freundin seine Freundschaftspflicht zu beweisen, es lügt aus Geselligkeitstrieb, um nicht Spielverderber zu sein. Trennen wir hier Motiv und Tat, loben wir jenes und weisen wir nach, wie töricht und

unsittlich dieses ist, so verstopfen wir eine Hauptquelle der Unwahrhaftigkeit, speziell der Schullüge. —

Unverzeihlich, d. h. natürlich nicht im theologischen Sinne der Sünde wider den heiligen Geist, die nie vergeben werden könnte, sondern mit allen Mitteln zu bekämpfen ist nur die vom brutalen Egoismus diktierte Lüge, die weder vor Verleumdung noch vor absichtlicher Fälschung der Sprache und Verdunkelung des Tatbestandes zurückschrickt und die in wahrhaft satanischer Bosheit das Verständigungsmittel der Menschheit zu einem Entzweiungsmittel machen wollte. Mag die Entlarvung des „großen Unbekannten“ als Täters läßlicher Kindervergehen auch nicht stets gelingen — dieser Dämon sei und bleibe unserer Kinderwelt stets der wahrhaft Unbekannte. —

Endlich noch einige Bemerkungen über das Verhältnis des Kindes zu den Dienstboten. Wir wollen hier nicht auf den oft gerügten sittlichen Übelstand eingehen, daß Eltern ihre Erzieherpflicht so häufig aus Bequemlichkeit, Gedankenlosigkeit oder gar Genußsucht auf die Schultern anderer, und meist nicht gerade dazu besonders befähigter Personen abwälzen, sondern nur die eine Frage behandeln, die uns am besten in das ganz schwierige Gebiet hineinführt. Unsere Kinder stellen sie selbst. Sie lautet:

Warum ißt Minna nicht mit am Tische?

Es gibt ein Sprichwort, das besagt, an nichts gewöhne man sich so leicht, als an das Reichsein. Setzen wir an Stelle der einseitigen nur finanziellen Überlegenheit das Wort „Besserhaben“, so dürfte schwerlich etwas dagegen eingewandt werden können; denn an das Reichsein gewöhnen sich manche so wenig, daß sie entweder nicht eher ruhen, bis sie wieder arm geworden, oder daß sie vor lauter Reicher werden wollen nicht zum Bewußtsein ihres Reichtums kommen. Aber daran, daß er es besser habe und haben müsse als Hinz und Kunz, gewöhnt sich auch der Bescheidenste mit merkwürdiger Schnelligkeit. Selbst die

Vertreter der allgemeinen Gleichberechtigung der Menschen an den Produkten von Erde und Arbeit finden wohl hier und da einen Grund, warum gerade ihr bescheidenes „es besser haben“ mit den Grundsätzen der reinsten Gerechtigkeit nicht streite. Nun ist hier natürlich ganz und gar nicht der Ort, über die Vorteile und Nachteile der ständischen Gliederung oder gar des Kastenwesens grundsätzliche Untersuchungen anzustellen. Man möge theoretisch der Meinung sein, der Stand der Dienstboten, überhaupt der Lohnarbeiter, müsse durchaus verschwinden, die Maschine müsse die grobe Arbeit übernehmen, an die Stelle der völlig irrationellen privaten Haushaltführung mit Gesinde und Dienstboten solle der einzig rationelle Großbetrieb der Nahrungs-, Kleidungs-, Wohnungs-Versorgung aller treten — oder aber man preise die ständische Gliederung als Gottesordnung und gleichzeitig als vernünftigste und sittlichste Gestalt einer Herrenmoral — gleichviel! Vor der Hand haben wir einmal diese faktische Über- und Unterordnung noch, und jedenfalls solange es noch Dienstboten geben wird, wird man auch die oben stehende Frage von Kinderlippen immer wieder hören können: Warum ißt Minna, oder Luise, oder der Diener Johann, oder der Kutscher nicht mit bei uns am Tische?

Die Frage ist ganz natürlich. Ich möchte um vieles nicht, daß meine Kinder sie lächerlich fänden oder gar nicht darauf gekommen wären. Das Kind kennt ja glücklicherweise im Anfang nur Menschen, gleichviel ob diese im seidenen Kleide oder im Kattunrocke, im schwarzen Frack oder in der Livrée stecken. Auch die Menschen selbst kommen dem Kinde zunächst ja ohne all den Tand ihrer „gesellschaftlichen Stellung“ rein als Menschen entgegen. Fast scheint es mir sogar, daß Dienstboten, Arbeiter usw., weil sie weniger an ihre „Würde“ zu denken haben, vielfach freundlicher und herzlicher mit dem Kinde umzugehen verstehen, als die Bekannten der „Herrschaft“; eine Liebe, die, wie alle Welt weiß, von den Kindern meist ausgiebig erwidert wird, so daß hier und da die „inkonvenable

Familiarität“ mit den dienenden Geistern künstlich unterdrückt werden muß. — Die Frage wird nun allerdings in dieser Form nur im „Vorderhaus“ gestellt, oder im Schloß, kurz von Kindern, die eben Gelegenheit haben, Dienstbarkeit zu sehen; sie ist aber deshalb doch nicht nur eine Bourgeoisfrage, mit deren Beantwortung sich ein redlicher Proletarier keine Mühe zu geben brauchte. Sie erscheint auch im Hinterhause, in der Dachkammer, im Gesindehause — nur lautet sie dort wohl etwas anders. Da die Kinder von Bediensteten doch meist am eigenen Tisch essen und niemanden haben, der noch „mit am Tische“ sitzen sollte, so kleidet sich die Frage hier eher in die Erkundigung darüber: warum wohl Mama oder Papa dort oben (bei der Herrschaft) dies und jenes tun müssen, warum die Kinder von oben allein dies oder jenes dürfen, was sie, die Kinder der Angestellten, nicht dürfen u. a. Die Form ist eine andere, im wesentlichen aber ist die Kinderfrage eine Aufforderung an die Eltern, gehören sie nun zur Herrschaft oder zu den Dienstboten, die Berechtigung oder Nichtberechtigung dieser Trennung von Menschen, dieses Unterschiedes in der Lebenshaltung den Kindern zu erklären.

Die bequemen Antworten sind, wie wir das nun schon oft gefunden haben, nicht gerade die richtigsten. Das gilt hier von der üblichen konservativen, wie von der radikalen Antwort. Dem Kinde sagen: das gehört sich so; es muß immer höhere Klassen und niedere Klassen, Herrschaft und Dienende, Gebildete und Ungebildete geben, weil es immer dergleichen gegeben habe, heißt doch das schlimmste und häßlichste Klassenvorurteil seinem Kinde einimpfen und es außerdem zur Gedankenlosigkeit erziehen, denn aus dem „immer so gewesen sein“ folgt noch lange nicht ein „so sein müssen“; andernfalls hätte es nie weder Reform noch Revolution gegeben. Andererseits wird aber auch der trotzige Proletarier, der grimmig lächelnd auf die Frage seines Kindes seinem Zorn gegen die Vornehmen, die sich etwas besser dünken, als er selbst ist, der ihnen alle Arbeit leiste,

während sie in Wohlleben und Faulheit schwelgten, Luft macht — wird also dieser kaum der richtige Erzieher für das vertrauensvolle und das Beste glaubende Kinderherz sein. Daß die Erwachsenen, der Aristokrat, der Arbeiter, so denken und nach ihren Lebenserfahrungen leider so denken müssen, ist vielleicht eine bedauerliche Tatsache — aber daß sie ihren Kindern nicht diese einseitige optimistische oder pessimistische Theorie beibringen dürfen, das sollte ihnen die einfache pädagogische Erwägung sagen, daß Erziehen nicht heißt: die Knorren und Narben des eigenen Lebensstammes auf den jungen glatten Schaft übertragen, sondern ihn vielmehr möglichst vor den Mißbildungen, denen die Eltern unterlegen sind, bewahren. Der Wahn, der jahrtausendelang die Menschen gegeneinander gehetzt hat, jener Wahn, als gäbe es Menschen, die Nichtmenschen, die Wenigermenschen wären, die, ob sie nun Livrée oder Gehrock tragen, schwarz oder weiß sind, Semiten oder Arier usw., anders empfinden, anders denken und handeln müßten, als ihre Ankläger, muß allmählich aus der sich erneuernden Menschheit schwinden. Wenn wir uns doch nur verstehen wollten! Wie unsinnig, wie geschraubt, wie stelzbeinig ist die Annahme (und so muß sie unseren Kindern vorkommen, ehe die Gewöhnung sie enthirnt hat), daß in der dienenden Klasse nicht dieselben Leidenschaften, dieselbe Freud- und Leid-Empfänglichkeit, dieselben menschlich-schönen Vorzüge, auch dieselben Fehler herrschen könnten, wie in unserem Kreise! Theoretisch geben wir das zwar alle zu, aber mit dem jesuitischen Vorbehalt: ja, das mag als Ausnahme immerhin einmal vorkommen, aber meine Dienstboten wenigstens muß ich kurz halten, die große Masse taugt doch nichts und zu ihr gehört merkwürdigerweise gerade immer mein Gesinde. Wie übertrieben, kurzsichtig und gehässig ist auf der anderen Seite das Vorurteil, das alle Leute mit besserem Rock zu Schuften macht, die nichts tun, als die Dummheit und Gutmütigkeit der Arbeitenden ausbeuten, die in blödsinniger Vornehmtuerei herabblicken auf alles, was schwielige Hände

hat und denen der „Mensch erst beim Baron anfängt". Karikaturen aus der Posse — dergleichen sollten ernste Menschen nicht länger für Abbilder der Wirklichkeit nehmen! Sollte uns aber wirklich einmal bei unseren verschrobenen Verhältnissen ein Individuum über den Weg laufen, das tatsächlich so ganz Karikatur geworden wäre (ich habe bis heute weder das „Gigerl" aus den Witzblättern noch den nach Aristokratenblut lechzenden Jacobiner im Leben angetroffen) — warum sollen wir sie nicht lieber als Abnormität, als Ausnahme ansehen, als daß wir nach ihnen unser Allgemeinurteil bilden? Wir brauchen uns, Arbeiter wie Herren, nur einmal, Hand aufs Herz, zu fragen: hat sich nicht jedesmal, sagen wir auch nur in hundert Fällen neunzig mal, der Vertreter der Gegenpartei ganz anders erwiesen, als wir ihn uns vorgestellt, sobald wir mit ihm als Menschen zusammenkamen? War er dann nicht einfach Mensch, vielleicht mit manchen Eigenheiten, wie wir sie ja alle, Hoch oder Niedrig, an uns haben, aber fühlte er nicht wie wir, litt er nicht, ganz wie wir leiden, und freute er sich nicht in unserer Weise? Bei allen großen Katastrophen, bei Unglücksfällen, die eine Mehrzahl von Menschen betroffen, müssen wir immer wieder von neuem die Beobachtung machen, wie vor unserem Menschentum, unserem Brüder- und Schwesterntum alle konventionellen Lappen und Masken abfallen; wir sehen in jedem Mitbetroffenen nur den armen, leidenden Menschen — aber wir können und können uns nicht dazu aufschwingen, diese Augenblicksstimmung zur dauernden werden zu lassen, zu erkennen, daß der Theateraufputz unserer lächerlichen Klassentrennung Maske ist, nicht aber jenes warme Gefühl menschlicher Zusammengehörigkeit, in dem vielmehr unser wahres Gesicht zum Vorschein kommt. Indessen es braucht nicht einmal der großen Katastrophen. Wieviele Dienstherrschaften haben nicht auch in kleinerem Maßstabe die Erfahrung gemacht, wie bei Krankheit, Tod eines der Familienangehörigen sich Zartsinn, Mitleid, Zuvorkommenheit, Dienstbeflissenheit auch bei sonst widerspenstigen Dienstboten zur Geltung

bringen — nur daß die meisten Menschen unter dem Druck der großen Sorge kein Auge dafür haben. Auf der anderen Seite müßten Dienstboten schon ein ausgesuchtes Pech gehabt haben, wenn ihnen bei unvorhergesehenen Schicksalsschlägen niemals Freundlichkeit und Teilnahme von seiten ihrer Herrschaft erwiesen worden wäre. Auch heute noch, trotz Großstadtleben, trotz Freizügigkeit, trotz der Verwandlung des alten patriarchalischen Verhältnisses in einfaches Kontraktverhältnis!

Früher — es ist noch gar nicht so lange her — aß Minna mit bei Tische. Wir brauchen nicht in die Halle des Ritters zurückzugehen, wo am gewaltigen Herdfeuer Herr und Knecht, Frau und Magd ihren festen Platz hatten. Noch das 17. und 18. Jahrhundert kannte die Tischgenossenschaft der Hausleute; in Bauernkreisen ist sie wohl auch noch im 19. Jahrhundert nicht ganz verschwunden, und mancher Pastor auf dem Lande weiß, daß er nur reine Christenpflicht erfüllt, wenn er die Hausgenossen am gemeinsamen Morgen-, Tisch- und Abendgebet teilnehmen läßt. Die unglückselige Nachahmung französischer Sitten im 18. Jahrhundert aber hat die Allgemeinheit des Brauches getötet. Was tot ist, kann nicht wieder lebendig gemacht werden. Vergebens werden alle Versuche sein, unter den sozialen Gegensätzen unserer Zeit ein solches Idyll wieder hervorzaubern zu wollen. Es wäre nicht einmal wünschenswert, weder für die Herrschaft, noch für die Dienenden. Und doch fragen unsere Kinder hartnäckig: Warum ißt Minna nicht mit am Tische? Antworten wir.

Zunächst diktiert uns unsere „Minna“ selbst die Antwort. Ist sie grob, ungeschlacht und roh in Benehmen und Ausdrücken, so tritt die Frage kaum an uns heran, oder sie erledigt sich einfach durch den Hinweis auf ihr Benehmen. Dabei darf uns auch die menschenfreundliche, oder vielmehr einfach verständige Überlegung nicht stören, daß jene Grobheit, Ungeschliffenheit und Roheit nicht immer die Schuld des Mädchens ist. Sie ist da — das genügt für die Eltern, ein solches Vorbild nicht im

Familienkreise erscheinen zu lassen; das genügt für die Kinder, denen dieselben Unarten oft genug verwiesen worden sind. „Sie paßt nicht an unseren Tisch", habe ich meinen Kindern in solchen Fällen geantwortet. Möge der Hausherr und die Hausfrau in angestrengter sozialer Tätigkeit einen Zustand anstreben, in dem diese unliebenswürdigen Eigenschaften einer verwahrlosten Jugend möglichst verschwinden, sodaß jedes Dienstmädchen freundlich, willig, geschickt und auch in Sprache und Denken gebildet in ein fremdes Haus eintrete — für den praktischen Augenblick ist das gleichgültig, in dem eine ungefüge Köchin im Hause waltet und die Kinder doch fragen, wo sie denn bleibe zur Tischzeit. Auch der Gutmütigste kann nicht die von ihm erhoffte und erstrebte Zukunft vergnüglich zur Gegenwart umstempeln. Übrigens handelt es sich ja gar nicht um Schuld oder Nichtschuld. Trotz der festesten Überzeugung davon, daß der Verbrecher nur ein Opfer der Gesellschaft ist, hält sich der Lombrosos Spuren folgende Jurist ihn doch persönlich vom Halse; trotz der Gewißheit, daß Roheit häufig nur unverschuldeter Mangel an Erziehung ist, haben wir es doch nicht nötig, sie in unseren Kreis als berechtigt eintreten zu lassen. Der einzelne kann nichts anderes tun, als nach bestem ernsten Wollen und Können an seinem Teile dafür sorgen, daß unverschuldete Klassengegensätze in Erziehung und Lebenshaltung für die Zukunft möglichst zum Verschwinden kommen, aber er ist machtlos dem augenblicklichen Zustande gegenüber, und nicht Großmut, Wohlwollen, Menschenfreundlichkeit wäre es, wenn er die Gegensätze bloß, weil sie nicht persönlich verschuldet sind, übersehen wollte, sondern Don Quichoterie.

So auch, wenn nicht Grobheit, Roheit u. dgl. vorliegt, sondern einfach Mangel an Bildung, sei es nun jene wahre Bildung, wie sie durch Erziehung und Unterricht erworben wird, oder jene oberflächlichere konventionelle Tünche, die für den Verkehr der Menschen untereinander die ausgleichende und Gegensätze verhüllende und mildernde Decke hergibt. In jenen älteren Zeiten, wo der Verkehr der Herren mit dem Gesinde die Form

der Familiengemeinschaft nachahmte, war dieser Unterschied nicht so gewaltig, wie in unserer Zeit der Arbeitsteilung. Der Ritter stand seinem Knechte, die Magd der Herrin auch in geistiger Beziehung näher; sie hatten wirklich gemeinsame Interessen und gemeinsames Verständnis für die Enge ihrer Lebensbeziehungen. Das ist heute völlig anders. Den Handarbeiter trennt eine fast unüberbrückbare Kluft vom Geistesarbeiter; der eine versteht die Sprache des anderen nicht mehr; was des einen lebhaftestes und wärmstes Interesse hervorruft, ist dem anderen unverständlich und fremd. Wir sehen diese durch die weitgehende Arbeitsteilung hervorgerufene Entfremdung ja auch nicht nur beim Hand- und Kopfarbeiter, sondern auch im Kreise der einzelnen Klassen selbst wiederum, wenn auch nicht in so schroffer Form. Der Gelehrte, der in eine Gesellschaft von Landwirten oder Kaufleuten gerät, fühlt sich dort unbehaglich; was hier den Gesprächsgegenstand bildet, das allgemeine Interesse hervorruft, ist ihm mehr oder weniger unbekannt; was ihn interessiert, wo er mitsprechen könnte und dürfte, das ist jenen wieder etwas völlig Fernliegendes. Und so in vielen Fällen. Man wird das bedauern können, aber schwerlich ungeschehen machen wollen. Auch eine kommunistische Gesellschaftsordnung wird das Prinzip der Arbeitsteilung nicht verwerfen können. Existieren aber nun diese Bildungsunterschiede, so kann keine wohlwollende, gutmütige oder auch erzwungene Gleichheitsmacherei sie verwischen. Es ist dabei festzuhalten, daß die Unbequemlichkeit eines intimeren Verkehrs beiden Teilen gleich fühlbar, daß sie gegenseitig ist. Der Gebildete fühlt sich nicht wohl im Kreise der Ungebildeten, aber auch der Ungebildete empfindet den Abstand von dem Gebildeten unbehaglich. Wenn jemand an äußeren Anstand und korrekte Gabel- und Messerführung gewöhnt ist und in die Formlosigkeit eines Arbeiterhaushaltes hineingerät, so ist es zweifelhaft, wem die Sache peinlicher ist. Darum mag man ruhig dem Kinde auch antworten: Minna ißt nicht mit bei uns, weil es ihr und uns peinlich wäre. Fügt man noch hinzu, daß die Art der

Dienstleistungen einmal die Tätigkeit gerade des Dienstpersonals während der Mahlzeit verlangt, andererseits die unbedingt nötige Reinlichkeit bei Tische von den Dienstboten nicht zu verlangen wäre, so wird das Kind kaum mehr eine Ungerechtigkeit darin sehen, daß Minna lieber nach unserer Mahlzeit mit den übrigen Bediensteten ihr Essen einnimmt, als mit uns. Das Kind muß verstehen lernen, daß dies nicht eine Zurücksetzung oder Herabwürdigung bedeutet, sondern eine einfache im Interesse aller getroffene praktische Anordnung.

In diesem Punkte der Zurücksetzung machen leider viele Eltern Fehler, und zwar gerade nicht die vornehmsten, sondern der sogenannte Mittelstand. Ein anderes ist es, die Unterschiede der Klassen, da, wo sie vernünftig sind, aufrechterhalten, ein anderes wieder, die Klassen gegeneinander abzuwerten. Die alten Ausdrücke: Herrschaft und Dienerschaft, Hausherr und Hausfrau und Dienstboten, Wirt und Gesinde (das in so bedenklicher sprachlicher Nähe zum Gesindel steht) oder „die Leute" üben auf uns noch immer ihren unbewußten Einfluß, als sei das eine mehr wert als das andere. Die meisten „Herrschaften" sind froh, daß an Stelle des alten Unterordnungsverhältnisses der freie Arbeitskontrakt getreten ist, und dennoch können sie sich nicht in die natürlichen Konsequenzen hineindenken, daß bei einem solchen Kontrakt, wo der eine Teil Arbeitskraft und guten Willen, der andere Natural- und Geldbeitrag einschießt, von einem Wertverhältnis der Kontrahierenden gar nicht gesprochen werden darf. Die Jahrtausende alte europäische Erziehung, die in der groben Handarbeit etwas Banausisches, Unwürdiges sieht, die den Gehorchenden (Hörigen) niederer wertet als den Befehlenden, läßt sich eben nicht mit einemmal aus den Köpfen bringen. Daß es jenseits des Ozeans mit der unbefangenen Beurteilung jeder Arbeitsleistung besser steht, ist ja allgemein bekannt. Aber auch dort, wie überall, wird sich unwillkürlich manches unvorsichtige Wörtchen über das Verhältnis der gebietenden zur dienenden Klasse einschleichen. Ein nicht böse

gemeintes, gar nicht weiter unterstrichenes „nur“ genügt zum Beispiel schon unseren feinfühligen Kindern gegenüber, einen Abgrund zwischen uns und jenen zu öffnen. „Laß das stehen, das ist nur für die Leute!“ sagt die Mutter dem Kinde, das nach Küchenobst, statt nach Tafelobst greift, und ahnt nicht, daß sie mit diesem „nur für die Leute“ ihr Kind sozial verbildet. Für die Dienstboten grobe Wäsche, für die Familie feine Laken; für die Leute „Küchenbutter“ oder Schmalz, für den Familientisch Rahmbutter — ich habe an sich gar nichts dagegen, und auch kein Kind wird das mißbilligend bemerken; aber sagt nicht wegwerfend: „das ist für die Leute noch gut genug“ oder „es ist ja nur für die Dienstboten!“. Macht ruhig Unterschiede, solange eben Unterschiede da sind und das Gesinde eben anders ausschaut, als die Herrschaft, aber unterstreicht die Unterschiede nicht unnötig vor euren Kindern; laßt aus dem Anderssein nicht willkürlich ein Schlechtersein werden; drückt nicht eure Minna oder Luise, der ihr doch eure Kinder stundenlang anvertraut, zu Menschen zweiten Grades hinab. Das Kind ist wohl demokratisch, human, gerechtigkeitsliebend, aber es ist keineswegs Gleichheitsfanatiker. Es verlangt nicht, daß Johann auch eben so einen Rock trage, wie der Vater, oder daß die Mutter ihren Umhang der Köchin leihe, und es versteht es sogar, wenn ihm auf die Frage, warum Minna nicht mit am Tische esse, einfach geantwortet wird: weil sie nicht zur Familie gehört, weil sie in unserem Dienste steht.

Will dann eine Mutter, die ein wenig weitersieht, als bis zu ihrem Küchenschrank und Wäschespind, die Gelegenheit wahrnehmen, so wird sie am Abend den Kindern einmal die einfache Geschichte Minnas erzählen: wie ihre Eltern leider arm gewesen seien, vielleicht der Vater verstorben; wie es ihnen so nicht möglich gewesen sei, ihre Tochter länger in die Schule zu schicken; sie habe eben schon in frühen Jahren mithelfen müssen, zu verdienen. Sie zeigt dann den Kindern, wie schwer es ist, anderen Leuten um Geld und Unterhalt zu Willen zu sein, und läßt sie

etwas ahnen von dem stummen Heroismus, der sich so oft in den unscheinbaren Gestalten unserer „Leute" verkörpert. Sie vertuscht nicht die Bildungs- und Sittenunterschiede, die jene von uns trennen, aber sie weist nach, wie sie sich haben bilden müssen, ohne ihre Schuld, und zeigt hinter dem Dienstbotenantlitz das Menschengesicht, den Bruder oder die Schwester. Sie beruft sich auf die ruhige, bestimmte, aber doch freundliche Art, in der sie selbst und der Vater den Dienstboten einen Befehl erteilen, und hält ihre Kinder an, solange sie nicht selbst „Herrschaft" seien, die Leute um ihre Dienstleistungen zu bitten; unnachsichtlich unterdrückt sie die kleinen Tyrannengelüste, die in jedem, auch noch so gut gearteten Kinde schlummern, wenn es Gelegenheit zu haben glaubt, jemanden „kommandieren" zu können.

Aber vielleicht hat sie eine ruhige, bescheidene, gebildete, höfliche, freundliche Minna, die sich peinlich sauber hält, richtig spricht, und wenn auch nicht gelehrt, doch verständig denkt, der sie ihre Kinder zum Spazierengehen, zum Spielen usw. gern anvertraut. Unsere Hausfrauen schütteln den Kopf und rufen einstimmig: „So etwas gibt es gar nicht! Wenn auch einmal eine ‚Perle' vorkommen sollte, die Fassung ist jedenfalls minderwertig". Nun, ich will nicht dagegen streiten, obwohl ich heimlich den Ketzerglauben hege, daß die Zahl der guten Dienstboten in konstantem geraden Verhältnis zur Zahl der guten Herrschaften stehen mag — aber gesetzt den Fall, diese Minna existierte einmal irgendwo und irgendwann; ja, dann frage ich ruhig mit den Kindern: Warum sollte denn diese Minna nicht mit uns am Tisch essen dürfen?

Fünftes Kapitel.

Das Kind und die Schule. Anzeigerecht und Anzeigepflicht.

Auf bescheidene sechs Jahre ist in Preußen, wo ja der einzelne von der Wiege bis zum Grabe mit Reglementen und Ordnungsmaßregeln eingehegt ist, die Zeitdauer des Aufenthalts im Kindheitsparadiese eingeschränkt. Dann muß das sechsjährige Kind hinaus ins feindliche Leben und seine erste Staatspflicht erfüllen mit dem Gang zur Schule. So über alle Maßen herrlich brauchen wir uns das erste Kindheitsparadies übrigens nicht vorzustellen; nichts wird von der Erinnerung mehr mit täuschenden Farben vergoldet, als dieses. Sondern wir noch die ersten achtzehn Monate mit ihren zweifelhaften Genüssen ab, so bleiben etwa vier und ein halb Jahre, die auch mit sehr realen Schmerzen und Freuden angefüllt sind. Kindertränen trocknen zwar leicht, aber sie fließen auch leicht, und der Umstand, daß wir ihren Grund als sehr unbedeutend, ja vielleicht lächerlich ansehen, macht sie nicht um das Mindeste weniger ernsthaft gemeint. Das Kind fühlt eben intensiver, und die Erfahrung, die wohl alle Erwachsene einmal machen, daß einer ihrer beängstigendsten Träume sie in die Schulstube mit ihrem vielfältigen Leid zurückträgt, sollte uns davor bewahren, die Schmerzen des Kindes zu sehr von oben herab zu behandeln.

Aber da sind wir schon in die Schulstube geraten — etwas früh, wie im Leben leider auch. Es sind wohl eben Rücksichten auf die leidige Erwerbsarbeit von Vater, Mutter und Kind, die dieses frühe Lebensalter haben festsetzen lassen. An und für

sich und in einer normalen Familie, wo die Mutter vor allem Zeit und Frische genug behält, ihre Kinder in die eigene Schule zu nehmen und mit leichter Hand vom Spiel zur Pflicht hinüberzuleiten, dürfte die Vollendung des siebenten Lebensjahres passender erscheinen aus vielen Gründen hygienischer und praktischer Bedeutung. Nur angedeutet mag werden, daß der Arzt die Periode der vollendeten Stofferneuerung im menschlichen Körper auf sieben Jahre berechnet, daß normal dann erst der Ersatz der Milchzähne durch das bleibende Gebiß stattgefunden hat, ferner daß praktisch die biblische Berechnung unserer Lebenszeit auf zehn mal sieben Jahre sich sehr ungezwungen in unsere tatsächlichen Verhältnisse einfügt, die auf zwei mal sieben Jahre den Abschluß der obligatorischen Schulzeit, auf drei mal sieben Jahre die Mündigkeit ansetzt, daß endlich kaum ein Lehrer den Erfahrungssatz bestreiten wird, wie selten ein Kind für seine geistige Entwickelung zu spät, wie oft aber leider zu früh in den Schulzwang kommt. Doch mag dies der Schultechnik und dem Schularzte, der endlich doch einmal überall wird kommen müssen, überlassen bleiben.

In welche Schule aber schicken wir nun unsere Kinder? Natürlich in die beste, die wir haben können. Da sehe ich manchen Vater unzufrieden den Kopf schütteln und denken: ja, so ein Schriftsteller schreibt dergleichen wohl hin und denkt, das ginge nur so, als ob nicht die beste Schule auch immer die teuerste wäre! Mit Verlaub, nein: die beste Schule, die wir haben können, ist auch die billigste; sie kostet nämlich gar nichts. Oder doch, sie kostet — einen Entschluß, daß wir unsere Kinder nur dorthin schicken wollen; dann aber, und nur dann, wird sie auch die beste sein. Ich meine natürlich die Volksschule, die bisher ihren schönen Namen, in Preußen wenigstens, nur mißbräuchlich trägt. Aber so wenig wie der Geheimrat, der Bankier, der Offizier, der Professor, der Minister eine besondere Kaste bilden, die vom „Volke" völlig verschieden wäre, so wenig dürfte die Volksschule eine Schule für die Kinder der unbemittelten Kreise, der Arbeiter,

Handwerker, kleinen Kaufleute, vorstellen, in die niemand, der es dazu haben kann, seine eigenen Kinder schickt. Die Forderung der gemeinsamen Elementarschule, der Volkseinheitsschule, ist ja längst gestellt worden, aber zu ihrer Verwirklichung reicht es nicht aus, daß der Staat in der Einrichtung der Volksschule den Grundsatz der Unentgeltlichkeit des Unterrichts, einschließlich der Lehrmittel, zur Durchführung bringt — damit gewinnt er Armenschulen, die weit davon entfernt sind, die besten Schulen zu sein. Es gehört dazu vor allem eine sittliche Umgestaltung unseres öffentlichen Bewußtseins, die den Satz der preußischen Verfassung: „Standesvorrechte finden nicht statt“ in die Kinderwelt hineinträgt und die den Egoismus einer Familie, die ihre Kinder aus der Berührung mit anderen Volkskreisen absondern möchte, als einen Verrat an der Nation empfindet.*) Wer seine Kinder in die Vorschule eines Gymnasiums, in eine Privatschule, in eine „höhere Mädchenschule“ schickt, der erklärt damit praktisch, daß er für die Verbesserung der gemeinsamen Volksschule kein Interesse habe, der macht sich zum Vertreter des unsittlichen Satzes: Was geht mich die große Menge an, wenn ich nur mein eigen Fleisch und Blut abseits in Sicherheit bringe — und er handelt unklug, weil eben seine Zurückhaltung es verhindert, daß durchgreifende Besserungen in der Volksbildung platzgreifen, daß also die Generation, in der seine eigenen Kinder werden leben müssen, eine sittliche und intellektuell höherstehende werde. Es ist geradezu auffallend, wie zäh die Menschen an Vorurteilen festhangen, deren Ungrund ihnen fortwährend bewiesen wird. Die Hygiene beweist es von jedem unserer täglichen Gebrauchsgegenstände, daß sie Träger von Krankheitserregern sein

---

*) Hingewiesen sei hier auf die vortrefflichen Ausführungen von Dr. Leopold Besser: „Der Schulunterricht für die Kinder der arbeitenden Klassen und die drei preußischen Regulative vom 1., 2. und 3. Okt. 1854“, die zwar schon 1861 erschienen (Zeitschrift des Zentralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen, herausgeg. von Dr. Guido Weiß, Leipzig 1861, III. Band, III. Heft), aber noch heute nicht veraltet sind.

können, und in dem Maße mehr sein müssen, als die Wohnungs- und Arbeitsverhältnisse derer, die sie anfertigen, schlecht, unzureichend gelüftet und belichtet usw. sind. Das eigene Interesse also, die Menschenliebe ganz beiseite, müßte die Mehrheit zu gesetzlicher Regelung und Besserung der Arbeiterwohnungen, der Werkstätten u. dergl. veranlassen — und doch ist dergleichen selbst für das delikate Bäckereigewerbe, wo noch ästhetische Rücksichten dazu kommen, kaum zu erreichen. Die Statistik der Kriminalität beweist, daß das Verbrechertum mit den Maßnahmen gegen die Vernachlässigung der Jugend, mit der Hebung des Volksunterrichts, mit der Minderung der Arbeitslosigkeit u. a. m. abnimmt. Die Wahrscheinlichkeit also, daß ich oder eines meiner Familienmitglieder zum Opfer eines Verbrechens werde, sinkt augenscheinlich mit der Vermehrung unserer Fürsorge für die „Enterbten", mit der Besserung der Volksschule, mit der Einrichtung von Erziehungsgelegenheit für die verwahrloste Jugend — und doch glauben viele diese Fragen als eine Sonderaufgabe der unteren Volksschichten ansehen zu dürfen, die sie persönlich nur soweit angingen, als sie sich freiwillig, „aus Humanität", damit befaßten. So ist die Frage nach der Besserung der Volksschule gerade ein Gegenstand, der jeden Bürger, wo er auch seine Kinder unterrichten lasse, aufs tiefste angeht. Das soziale Vorurteil, das heute noch oft unselbständig denkende Eltern veranlaßt, mit Rücksicht auf die „Stellung" oder die Vermögenslage des Vaters die Kinder der allgemeinen Volksschule zu entziehen, ist nicht einmal die schlimmste Gefahr; das Beispiel Bayerns und Österreichs zeigt, daß, wo staatlich anerkannte Vorschulen oder Bürgerschulen nicht der Volksschule den Makel der Minderwertigkeit aufdrücken, da das Publikum sich bald an die Gemeinsamkeit der ersten Unterweisung gewöhnt. Eine erste, zweite und dritte Klasse wird nur da benützt, wo sie existiert — aber im Tramway sitzt der Offizier neben dem Arbeiter, die Geheimrätin neben der Hökerin. Ernster sind die Bedenken, die sich gegen die vermeintlichen Gefahren der Volksschule richten,

besonders in den Großstädten. Es läßt sich wohl vorstellen, daß ein Vater zwar die Existenz des Proletariats aufs tiefste bedauert, daß die Mutter Mitleid hat mit der großen Menge körperlich und sittlich ungepflegter armer Kinder, die das rauhe Leben der Großstadt in verkümmernde Verhältnisse hineingestellt hat, daß aber beide darum eben ihren größten Schatz, die Kinder, nicht der physischen und seelischen Ansteckung, die ihnen hier drohen könnte, aussetzen möchten — von anderen Bedenken, wie der Überfüllung der Klassen u. ä., einmal abgesehen. Niemand wird den sittlichen Ernst, der in derartigen Bedenken liegt, verkennen wollen — und doch gilt auch hier das alte Wort: Niemand darf erwarten, daß es besser werde, wenn er nicht selbst Hand daran anlegt. Sittlich verwahrloste und kranke, unreinliche Kinder gehören allerdings nicht in die Volksschule; sie werden aber dort erst herausgedrängt und in Besserungsschulen eingeführt werden, wenn die Kinder aus den besten Familien in die Volksschule einziehen werden. Im übrigen läuft hier sehr häufig die Selbsttäuschung unter, die ich schon bei den „Straßenjungen“ bekämpfte, als ob ärmlich gekleidete, nicht immer ganz saubere, zeitig der Familie entrissene Kinder auch sittlich minderwertig wären. Die Lehrer in den Volksschulen bezeugen es einmütig, daß ein besonderer Geist der Roheit oder Unsittlichkeit in diesen Kinderkreisen nicht zu finden ist, daß verderbte Kinder nicht öfter unter ihnen vorkommen, als unter denen, die in reichen Häusern dem Verkehr mit den Dienstboten überlassen bleiben, daß ein anständiger Junge mit reinen Händen und besserem Rock eine ganze Klasse zu bessern imstande ist. Eine Bürgschaft dafür, daß der Kameradenkreis in der Vorschule des Gymnasiums keine sittlich anstößigen Elemente enthalte, kann ebensowenig gegeben werden. Mit dem Augenblick, wo wir das Kind aus dem Schoße der Familie in einen größeren Kreis hinaustreten lassen — und wir müssen das, weil die Schule für das Leben vorbereiten soll, das noch ganz andere Menschengruppen dem einzelnen näher bringt — wissen wir, daß es einer

Reihe von nicht zu kontrollierenden Einflüssen ausgesetzt sein wird. Wohl können wir oberflächlich seinen Umgang überwachen, ihm bis zu einem gewissen Grade vorschreiben, welchen Freundeskreis es sich aussuche, aber in die Intimität des Freundschafts- und Kameradenlebens blicken wir doch nur selten hinein. Da müssen wir vertrauen, daß die erste Erziehung, die das Kind in der Mutterschule genossen hat, die Gewöhnung an ein bestimmtes sittliches Benehmen und Verhalten, als regulierendes Prinzip auch bei der Wahl seiner Genossen wirke. Unwillkürlich werden sich gleichartige Kinder anziehen; und wenn es auch natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß einmal Unarten von dem einen zum andern übergehen, so darf man doch getrost behaupten, daß sie nicht mehr Ansteckungskraft besitzen, als gesittetes Benehmen, Wahrhaftigkeit, Fleiß und andere Tugenden — nur daß die Eltern stets geneigt sind, Unarten bei ihren Kindern als etwas ihnen von außen Angeflogenes zu betrachten, während sie sich gern der Selbsttäuschung hingeben, als ob alle guten Eigenschaften ihrer Kinder aus deren Wesen und aus der genossenen Familienerziehung herrühren. Wer bürgt uns denn dafür, daß andere Eltern unsere Kinder nicht mit dem gleichen zweifelnden Argwohn daraufhin mustern, ob sie wohl die geeigneten Gefährten für ihre Sprößlinge abgeben, wie wir es mit jenen tun? Tatsächlich sind doch überall die Familien in der Mehrzahl, die ernsthaft das Wohl ihrer Kinder im Auge haben, und mit der kleinen Minderheit von verwahrlosten Kindern, soweit sie nicht bereits einer Besserungsschule übergeben werden müssen, werden Schüler und Lehrer leicht fertig. Das Mißtrauen, das viele Eltern ihre Kinder von der Berührung mit der Volksschule fern halten läßt, ist im Grunde stets auf einen Satz zurückzuführen, den in dieser Schärfe und Nacktheit nicht leicht jemand aufrechterhalten möchte, auf den Satz: daß die Sittlichkeit der Familien in direktem Verhältnis zu ihrer Bildung und zu ihrem Besitze stehe. Nun soll nicht schönfärberisch geleugnet werden, daß die Armut sehr häufig die Verführerin zur

Unsittlichkeit ist, daß Mangel an Bildung auch die Feinheit sittlichen und ästhetischen Empfindens beeinträchtigt — aber haben nicht Bildung und Besitz auch gefährliche Wirkungen auf unser sittliches Urteil? Ist nicht das Protzentum, das sich in ihnen breit macht und auch die Kinder in seinen Dunstkreis zieht, nur die Kehrseite zu jener Bettelhaftigkeit des Denkens und der äußeren Haltung, die in einigen Familien des Proletariats durch die Not des Lebens groß gezogen worden ist? Wenn ich die Wahl hätte, ob ich meine Kinder mit denen eines Professors, die im Stolz auf die Stellung ihres Vaters sich für etwas Besonderes halten, und mit denen eines reich gewordenen Kaufmanns, die hochmütig die Nase rümpfen über das Bettelvolk, umgehen lassen will, oder mit denen eines Tagelöhners, die freilich sich nicht zu benehmen wissen, und mit denen einer Höckerfrau, die rohe Ausdrücke im Munde führen, dann werde ich für das eine nicht mehr als für das andere danken. Aber mischt die Kinder, bringt sie zusammen auf eine Schulbank, ich setze die meinigen dazu — und es müßte sonderbar zugehen, wenn sich nicht die Untugenden der einen an denen der anderen stießen und abschliffen — und das Resultat wäre eine leidlich gute Mitte.

Versucht es doch, dem Kinde zu antworten auf die Frage: warum gehe ich nicht in die Volksschule, wie Portiers Karl? Wollt ihr ihnen sagen: Dort gehen nur die Kinder armer Leute hin — und wir sind reich? Oder: Dort ist nur ungebildetes Pack, ihr aber seid etwas Feineres? Könnt ihr mit reinem Gewissen sagen, die Volksschule sei unfähig, eure Kinder, die vielleicht einmal studieren sollen, in den ersten Elementen alles Wissens zu unterrichten, obwohl sie doch imstande sein soll, 95 Prozent der kommenden Generation die ganze Schulbildung zu geben, die diese zu erwarten haben? Und muß euch nicht dann der Gedanke zentnerschwer aufs Herz fallen: was habe ich dazu getan, um diese Schule zur besten zu machen? Ihr zahlt eure Kommunalsteuern, sagt ihr, aus denen die Stadt unter anderem

auch die Volksschulen erhält. Gut. Aber zahlt ihr nicht das Vielfache des Betrages eurer Kommunalsteuer freiwillig zur Erhaltung der Vorschule, der höheren Mädchenschule, deren Existenz — nichts als ihre Existenz — die Volksschule auf das Niveau der Armenschule hinabdrückt? Ihr sprecht von der Überfüllung der Volksschulklassen und munkelt von der Unmöglichkeit, in Klassen von 80—100 Schülern individuelle Pädagogik zu treiben. Wie sehr habt ihr recht! Aber was für eure Kinder nicht gut ist, ist doch wohl auch für die Volksschulkinder nicht gut. Wessen Schuld ist es denn, daß die Volksschulklassen überfüllt sind? Überfüllt sie nur weiter: der Herr Stadtverordnete, der Bezirksarzt, der Rechtsanwalt, der Herr Konsistorialrat, der Gymnasialdirektor, der Landgerichtsrat, der Herr Unterrichtsminister — sie mögen nur ihre Kinder zu den 80 Volksschülern senden — dann wollen wir sehen, wie lange es dauern wird, bis helle, luftige, reinliche Klassen mit höchstens 30—40 Kindern und frischen, nicht überbürdeten, gut gebildeten und anständig bezahlten Lehrkräften da sind! Ihr sagt, daß euch die Unterrichtsmethode nicht gefällt, daß eure Kinder in diesem zarten Alter nicht vier wöchentliche Religionsstunden brauchen, daß der ganze Zuschnitt nach dem Muster der Stiehl'schen Regulative (trotz der Falk'schen allgemeinen Bestimmungen) nicht nach eurem Geschmack ist, daß die Vorbildung und die Lebenshaltung der Volksschullehrer euch keine Garantie bietet für wirklich tüchtige pädagogische Unterweisung — ja, wem gefällt denn das alles? Den Eltern der Volksschüler gewiß nicht. Wem denn? Wer sitzt denn in der Stadtverordnetenversammlung, in der Schuldeputation, im Ministerium, im Parlament, als ihr oder die Männer, die ihr hineingeschickt habt? Also muß euch diese Art von Unterweisung doch wohl gefallen — sie gefällt euch auch, sonst wäre sie nicht da — aber nur für eure Kinder nicht. Für das Volk ist sie noch gerade gut genug! Vergeblich gelebt und gewirkt haben also die Männer, die ihr mit Worten, die nichts kosten, und Denkmälern, die zu nichts verpflichten, preist — die Comenius,

Pestalozzi, Fichte, Freiherr von Stein! Umsonst hat der letztere in seinem Sendschreiben an die oberste Verwaltungsbehörde des preußischen Staates vom 24. November 1808 bereits die Umwandlung des Militärstaates Preußen in einen Erziehungsstaat gefordert*). Der Wind hat die ernsten Worte Fichtes verweht: „Wir wollen durch die neue Erziehung die Deutschen zu einer Gesamtheit bilden, die in allen ihren Gliedern getrieben und belebt sind durch dieselbe eine Angelegenheit; so wir aber etwa hierbei abermals einen gebildeten Stand absondern wollten von einem ungebildeten, so würde dieser letztere . . . von uns abfallen und verloren gehen. Es bleibt sonach uns nichts übrig, als schlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutsch ist, die neue Bildung zu bringen, so daß dieselbe Bildung nicht Bildung eine besonderen Standes, sondern daß sie Bildung der Nation schlechthin als solcher, und ohne alle Ausnahme einzelner Glieder derselben werde, in welcher . . . aller Unterschied der Stände . . . völlig aufgehoben sei und verschwinde.“**) Und fast scheint es, als ob auch die Erfüllung der Prophezeiung jener weitblickenden Männer, die den Untergang des Staates durch Vernichtung der Volkssolidarität voraussagten, wie sie heute in der verderblichen Zerklüftung des Volkes in leidenschaftlich sich bekämpfenden Interessentengruppen zutage liegt, noch nicht eindringliche Kraft genug besitze, um wenigstens für das kommende Geschlecht die Volkseinheitsschule zu sichern. „Nie ist der Fortbestand einer Kultur in höherem Maße gefährdet“, sagt Lujo Brentano, „als wenn Reiche und Arme kein gemeinsames Interesse, keine gemeinsamen Beschwerden, keine gemeinsamen Angelegenheiten mehr haben, wenn ein verschiedener Ideengang den Geist des einen den anderen verbirgt.“

Aber für das Gute gibt es glücklicherweise kein: Zu

*) Vgl. Joh. Langermann, Stein-Pestalozzi-Fichte in ihrer Beziehung zur sozialen Frage der Gegenwart. Barmen, Steinborn und Co., 1896.

**) Reden an die deutsche Nation, 1807.

spät! Nur anfangen muß einer. Derselbe unglückselige Zirkel, der die Parteiführer im politischen Leben sagen läßt: „Wir wollen gern die Hand bieten zu einer ruhigen, leidenschaftslosen und anständigen Erörterung unserer Differenzpunkte, wenn nur die Gegner einmal damit den Anfang machen" — derselbe Zirkel verhindert heute, daß die Volksschule die gemeinsame Einheitsschule der künftigen Generation werde. Es nützt nichts zu sagen: ich will gern meine Kinder in die Volksschule schicken, aber erst muß diese die beste sein. Nein, es bleibt nur der starrköpfige Entschluß des einzelnen: Mögen andere Eltern tun, was sie verantworten können; meine Kinder sollen einmal zum Volke gehören („nicht in dem Sinne niederen und gemeinen Pöbels, den wir gar nicht länger haben wollen, noch der für die deutschen Nationalangelegenheiten ferner ertragen werden kann", sagt Fichte), also gehören sie in die Volksschule. Was ich tun kann, diese zu bessern, soll geschehen — und dazu gehört vor allem, daß mein Fleisch und Blut dort mit lerne, spiele und — wenn es heute noch nicht anders geht, leide. Kinder sind nicht mein Spielzeug, sie sind auch nicht mein Eigentum, sondern sie haben ihre Mission, ihre Aufgabe; mögen sie schon im jugendlichen Alter lernen, diese Aufgabe, Volksgenossen zu werden, zu erfüllen.

Kehren wir zurück zu dem Kinde, wie es mit dem Eintritt in die Schule sich einem neuen Pflichten- und Versuchungskreise gegenübersieht. Daß die Autorität des Lehrers dort an Stelle der Elternautorität tritt, daß statt der Geschwister, Nachbarkinder und Freunde dort die Bank- und Klassengenossen die nächsten Teilnehmer an Freud und Leid des Kindes werden, das hat nichts besonders Bemerkenswertes. Aber das Kind ist jetzt Teil eines sozialen Körpers geworden, eines Ganzen, das seine eigenen Gesetze und — gute oder schlimme — Traditionen hat; es lernt zum erstenmale die Süßigkeit und die Verantwortlichkeit eines Verhältnisses seines individuellen Wollens zu einem Majoritätswillen kennen — und daraus erwachsen ganz eigene Konflikte. Ich will hier nur vom Anzeigerecht und der Anzeigepflicht sprechen.

In der Nähe der Volksschule, die mein Junge besucht, ist eine Plankenwand, ein Bauzaun, der von der deutschen Jugend offenbar ähnlich angesehen wird, wie vom Altreichskanzler z. B. das bekannte „Stück weißen Papiers“ in der „Norddeutschen Allgemeinen“. Sie benützen dieselbe nämlich mit Hilfe von „gefundenen“ Kreidestückchen aus dem Inventar des Ministeriums der geistlichen zc. Angelegenheiten, Abteilung Schulen, zu offiziellen wie offiziösen Anzeigen an die Öffentlichkeit. Ich gehe gerne dort vorbei, denn ein Schriftsteller hat allen Anlaß, die publizistische Entwickelung der allerjüngsten Schule aufmerksam zu beobachten. Wenn nun auch, glücklicherweise für die Alten, leider für die Kommenden, die meisten dort stehenden Epigramme weder nach der ästhetischen noch nach der ethischen Seite überschwängliche Hoffnungen auf die Leistungen eines besonders künstlerischen oder charaktervollen Nachwuchses zu wecken vermögen, so bieten doch manche Inschriften, zumal die oft wiederholten, ein besonderes kulturhistorisches Interesse. So bin ich völlig sicher, im April und im Oktober, nämlich bald nach der Einschulung neuer Zöglinge, eine inhaltsschwere Notiz zu erblicken, die, wenn sie mit dem Namen des Autors unterzeichnet wäre, zweifellos auf Grund des Beleidigungs- oder auch des groben Unfugsparagraphen zum Gegenstand der Klage gemacht werden könnte. Sie lautet mit unwesentlichen Varianten meistens lakonisch: „N. N. ist ein Petzer!“, auch wohl mit verächtlicherer weiblicher Wendung, die besonders dann herzkränkend wirkt, wenn der vorstehende Name ein männlicher ist: „N. N. ist eine Petze!“ In richtiger Würdigung des Anschauungsunterrichts und der Wichtigkeit des Steckbriefes ist gewöhnlich das Porträt des verächtlichen Subjekts in realistisch-holbeinisch-symbolistischer Malweise hinzugefügt.

Nur wer selbst als ein Teil des damals hoffnungsvollen Jungdeutschlands die harten Bänke öffentlicher Schulen gedrückt hat, kann ermessen, welch' eine Fülle von Haß und Verachtung in diesem Ekelnamen, der mit dem liebenswürdigen, groben, aber

gradsinnigen Meister Petz nichts zu tun hat, aufgespeichert ist: Haß gegen den hinterlistigen Angeber und Verräter lustiger dummer Jungenstreiche, gegen die pharisäische Moral oder Unmoral, die jedes Vergehen sofort erbarmungslos der zeitlichen Strafe überliefern möchte, Verachtung gegen den jammervollen Streber, der unter Mißachtung der Kameradschaft sich beim Lehrer „lieb' Kind" zu machen versucht. Aber gleichfalls wird er sich erinnern, wenigstens wenn er ein Kind aus sog. „gutem Hause", d. h. einem von liebevoller Elternfürsorge behüteten Heim war, in welchen schwierigen Konflikt der Pflichten ihn der Eintritt in das Schulleben gestürzt hat. Auf der einen Seite die liebevolle Ermahnung der Eltern: kein Unrecht zu tun, keines zu dulden, den Lehrer immer als den Stellvertreter des Vaters, als Freund anzusehen, und überall mutig die Wahrheit zu sagen — auf der anderen Seite die Verfehmung des Muttersöhnchens und Schürzenhängers, des schlechten Kameraden und schließlich — des Petzers! Und dabei ist man 6—7 Jahre alt! — Wie unendlich kurzsichtig die Meinung ist, daß der wahre und ernste Kampf mit dem Leben, der Konflikt der Pflichten erst mit dem Moment beginne, wo der Jüngling und die Jungfrau nach Beendigung der Schule „ins Leben treten", dafür ist der hier behandelte Fall ein klassischer Zeuge. Es ist nichts mehr und nichts weniger, als das Zusammenstoßen zweier völlig heterogener Moralprinzipien, des Prinzips der Autoritätsmoral und desjenigen der Solidarität, was wir hier in der Seele eines unfertigen, unmündigen Kindes beobachten können, ein Kampf, der oft genug tragisch endet, weil das eine oder andere auf dem Platze bleibt, der aber glücklicherweise und dank der inneren Gesundheit eines normalen Menschenkindes öfter und meist glücklich verläuft.

Ich erblicke alte Lehrergesichter mit drohend zusammengezogenen Brauen, die mich aus der Vergangenheit entsetzt und entrüstet anstarren und sagen wollen: Du wirst doch nicht auf die Seite der scham- und ehrlosen Rotte treten, die uns das

Leben so schwer gemacht hat, die zusammenhingen wie die Kletten, wenn wir einen von ihnen zur gerechten Bestrafung herausholen wollten, die uns belogen und betrogen, nur um nicht Angeber zu heißen, die den Schulbetrug als einen lustigen Sport ansahen, bei dem es darauf ankam, wer der Schlauere sei, Lehrer oder Schüler? Ich sehe ihnen freimütig in die alten, ehrlichen, strengen und doch guten Augen und sage: ja, das will ich, d. h. ich will versuchen, aus dem, was euch das Leben sauer gemacht hat, den berechtigten, sittlichen Kern zu schälen; ich will nicht den Schulbetrug verteidigen, aber ich will euch sagen, wie es dazu kommen mußte, und warum die Jungen, die euch hundertmal belogen und betrogen, doch anständige, ehrenfeste Männer geworden sind, warum das Gift der Lüge bei ihnen damals nicht haften bleiben konnte; ich will euch die Augen öffnen darüber, daß ihr ungefestigte und haltlose Seelen in eine Gewissensbedrängnis gestürzt habt — sicher nicht absichtlich, aber doch tatsächlich — in der der Irrtum ebenso wahrscheinlich war, als die Wahrheit. Ihr meint, die Frage läge ganz einfach und völlig klar, es handele sich nur darum, ob Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit unter unserer Jugend herrsche, oder Lüge und Schwachheit? Wollt ihr ein Referendum, eine Volksabstimmung darüber, d. h. eine Schülerabstimmung? Dann fragt einmal bei den Hunderttausenden unserer deutschen Schüler nach, aber stellt die Frage richtig. Fragt nicht: Soll der Schüler dem Lehrer immer die Wahrheit sagen? Denn darauf bekommt ihr die Katechismusantwort, die Antwort der Eltern durch den Mund der Schüler, die angelernte und unüberlegte Antwort: ja. Fragt auch nicht: Kann der Schüler dem Lehrer immer die Wahrheit sagen? Denn ihr würdet ebensoviel gedankenlose Ja wie schlecht begründete Nein erhalten. Aber schiebt die Frage dem Schüler in sein Gewissen und fragt: Darf der Schüler dem Lehrer immer die Wahrheit sagen? Dann werdet ihr mit Verwunderung sehen, daß sittliche Mächte in eurer Schule wirksam sind, die ein unbedingtes Nein mit

derselben Überzeugungstreue antworten, wie jene euch bekannten sittlichen Mächte das Ja hervorrufen. Der Schüler, wenn er ist, wie er sein soll, darf wirklich dem Lehrer nicht immer die Wahrheit sagen, weil ihn sein Gewissen daran hindert; der Lehrer, wenn er ist, wie er sein soll, darf nicht immer die Wahrheit vom Schüler verlangen, weil er den Gewissenskonflikt seines Schülers kennen muß. Nur der Idealschüler in einer Idealklasse soll dem Ideallehrer immer die Wahrheit sagen. Die sind aber nicht von dieser Welt!

Das bedarf einer näheren Erörterung.

Ich gehe im Nadelwalde spazieren und stoße auf zwei Nadelhäufchen. Mechanisch werfe ich das eine mit meinem Stock auseinander und glätte den Boden, ohne Widerstand zu finden. Ich nahe mich dem zweiten ebenso — aber mit dem Augenblicke, wo mein Stock eindringt, ist er übersäet von zornigen Ameisen; rings um die zerstörte Festung krabbelt es von fleißigen Arbeitern, wehrhaften Soldaten, sorgsamen Freiwilligen, die die gefährdeten Puppen in Sicherheit zu bringen trachten. Was ist geschehen? Für mich nichts besonderes, für die Ameisen sehr viel. Ich habe ihr sorgsam ausgebautes Gemeinwesen für einen Spreuhaufen gehalten! An dies Bild gemahnt mich das Verhalten mancher Lehrer, die in der vom Osterwind ihnen zugewehten neuen Klasse nur einen Haufen von Individuen sehen, den sie beliebig auseinanderwerfen könnten, um sich ein Exemplar zur Bestrafung oder Untersuchung herauszuholen. Die Klasse ist kein Spreuhaufen, sollte es wenigstens nicht sein, sondern sie ist ein kleiner Organismus mit einem inneren Leben, das alle ihre Glieder durchflutet. Wir freuen uns der Anhänglichkeit alter Schüler an ihre Anstalt, wir haben Verständnis dafür, wenn der Engländer auf sein Eaton oder Rugby mit derselben Pietät zurückblickt, wie der Portenser oder der Schüler des grauen Klosters auf ihre altberühmte Lernstätte. Das heißt: wir geben zu, daß ein besonderer Geist in diesen Schulen weht, dem der einzelne zuerst vielleicht wider-

willig, später dankbar sich hingibt. Wir ehren die alten, nicht immer gerade besonders ehrwürdigen, Traditionen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht dort fortpflanzen und über die jeder Schüler eifersüchtig wacht. Wir halten es für gut und erstrebenswert, daß nicht nur diese altberühmten Bildungsstätten, sondern womöglich eine jede Schule einen derartigen Korpsgeist entwickele und begrüßen die Bildung von Vereinen ehemaliger Schüler dieser oder jener Anstalt mit Freude. Natürlich ist diese Entwickelung nicht anders möglich, als daß jede Klasse zunächst für sich ein organisches Ganzes bilde. Welcher Art ihr Geist sein wird, wollen wir hier noch nicht untersuchen; das wird zum großen Teil von dem Leiter des Ganzen, speziell auch von den Klassenlehrern, abhängen. Es wäre möglich, daß es auch einmal ein schlechter Geist wäre; aber diese Möglichkeit, die ihre Grenze daran hat, daß das Schlechte auf die Dauer nicht verbindend und organisierend zu wirken vermag, darf uns nicht hindern, die Bildung eines Korpsgeistes schlechthin als wünschenswert zu betrachten.

Nun liegt es im Wesen des Autoritätsverhältnisses, daß in den jungen Seelen zunächst das Bewußtsein der Solidarität mit den das gleiche Unterordnungslos tragenden Schülern im Gegensatz zum Lehrer erwacht. Nicht etwa, daß die Schüler den Lehrer als ihren geborenen Feind ansehen — wenn dergleichen leider ja vorkommt, so trägt gewiß auch der Lehrer einen Teil der Schuld —, aber sie fühlen sich untereinander doch ganz anders verbunden, als mit dem Lehrer, und es bilden sich feste Traditionen darüber aus, wie der einzelne Schüler mit dem Lehrer verkehren dürfe, ohne die Gemeinschaft mit den übrigen Schülern zu verraten. Hier ist die Quelle für die große Menge von Schülerfehlern und Schuluntugenden, aber, setzen wir es nur gleich hinzu, auch die Quelle alles sittlichen Gemeinschaftsgefühls. Die Erziehung hat die Aufgabe, jene zu vermeiden und doch dieses nicht zu schädigen.

Die ideale Forderung, die das Kind aus dem Hause mit-

bringt, ist: Wo ich Unrecht sehe, habe ich die Pflicht, es zu verhüten. Nun sehe ich, daß Kamerad X. Unrecht tut — er schreibt vielleicht seine Schularbeit ab, oder er sagt vor, oder spielt unter dem Tisch —, das darf nicht sein; ich gehe also zum Lehrer und melde ihm die Sache. Der Lehrer glaubt eine solche Anzeige nicht unbeachtet lassen zu dürfen und straft; aber unser gutgläubiges, idealgesinntes Kind, das vielleicht sogar seine Märtyrerschaft voraussah, ist für lange Zeit geächtet, es ist ein „Petzer“. Es hat die Gemeinschaft mit den Kameraden verleugnet und sich in ihren Augen zum Gehilfen des Lehrers gemacht; für die ideale Seite seines Vorgehens hat wenigstens der von der Strafe Betroffene kein Verständnis oder will es nicht haben: er schiebt an Stelle dieses Motivs lieber ehrenrührige Motive, wie Liebedienerei, Strebertum u. a., unter. Nun ist es ja bequem, sich auf den strengen Sittlichkeitsstandpunkt zu stellen und zu sagen: eine gegen den Lehrer gerichtete Solidarität der Schüler ist unsittlich, es können also aus ihr keine Verpflichtungen abgeleitet werden, und geschieht dies doch, so ist mit den strengsten Strafen gegen die Ächtung einzelner guter Schüler einzugreifen. Wenn diese Strafen nur hälfen und nicht vielmehr erst recht erbitternd wirkten! Der unglückliche, so in Schutz genommene Knabe wird seines Lebens unter den Kameraden nie mehr froh werden und die ganze erziehliche Wirkung eines intimen Freundesverkehrs muß er entbehren. Das ist zu teuer bezahlt. Wir müssen es also anders versuchen. Da helfen sich manche Lehrer mit dem entgegengesetzten Extrem und erklären von vornherein: Anzeigen von Schülern gegen Kameraden nehme ich nicht an und bestrafe vielleicht noch den Angeber. Das hat wiederum zwei schwere Bedenken. Erstlich wird auf diese Weise allerdings der Korpsgeist der Schüler gerettet, aber es wird ihm gleichzeitig seine sittliche Qualität, die der Freiwilligkeit, genommen. Es ist kein Verdienst mehr dabei, wenn man es mit den anderen hält, bloß weil der Lehrer Anzeigen nicht entgegennimmt. Zweitens aber kann der Lehrer, auch beim besten Willen, das Prinzip

nicht glatt durchführen. Wohl mag er alle die leichten Fälle von Schulbetrügerei u. dgl. geflissentlich übersehen; aber wie, wenn es sich um Anzeige einer ernsten Verfehlung, eines Diebstahls, eines Sittlichkeitsvergehens, handelt? Darf er es verantworten, durch seinen Ukas die Entdeckung von dergleichen zu verhindern, oder im Falle der Anzeige den Dingen ihren Lauf zu lassen?

Es bleibt also nur ein Mittelweg übrig, der freilich auch seine großen Schwierigkeiten hat. Der Lehrer erkläre in den ersten Stunden den Kindern nach ihrer Fassungskraft die beiden sittlichen Pflichten, die sie mit dem Eintritt in eine Schulgemeinschaft auf sich nehmen. Die eine geht dahin, dem Lehrer, der ja an Stelle der Eltern steht, nichts unrechtes zu verheimlichen, vor allen Dingen ihm, wenn er fragt, die reine Wahrheit zu sagen und sogar von selbst unrechte Dinge zu seiner Kenntnis zu bringen. Er fahre aber dann weiter fort und sage: Ihr sollt aber nicht nur vom Lehrer etwas lernen, sondern ihr sollt auch lernen, wie man sich in Gemeinschaft mit anderen betragen soll; ihr sollt untereinander nicht nur Klassengenossen, sondern Freunde sein. Wenn aber ein Freund an seinem Freunde etwas unrechtes sieht, so läuft er nicht gleich zum Lehrer klagen, sondern er bittet seinen Kameraden, das Unrecht zu lassen. Tut dieser das nicht, so ruft er andere Kameraden dazu und diese wirken gemeinsam auf den ersten ein. Hilft aber das alles nichts, so teile er dem Freunde mit, daß er Anzeige werde erstatten müssen. Erst dann komme er zu mir. Ich werde jedesmal fragen, ob ihr es erst so gemacht habt und werde auf Anzeigen, die ihr aus Bosheit oder Rachsucht macht, nichts geben, auch wenn die Sache wahr sein sollte. Am liebsten wäre mir natürlich, es käme überhaupt nichts unrechtes vor. Da ihr aber alle ja hier erst lernen sollt, Unrecht zu meiden und recht zu tun, so wird hier und da dergleichen auftauchen. Dann wäre das zweite Liebe, was ihr mir tun könntet, wenn der Täter des Unrechts selbst es mir meldete. Ich kann ihm

natürlich nicht versprechen, daß er dann straflos bleiben würde, — denn auf einen richtigen Dummenjungenstreich gehört auch die richtige Strafe —, aber ich werde ihn dann wenigstens für einen mutigen und ehrlichen Jungen halten, der sich nicht feige vor den Folgen seines Tuns versteckt. Sollte er aber nicht den richtigen Mut haben, nun, so sähe ich es gern, wenn alle anderen, die ganze Klasse, oder doch wenigstens mehrere von euch gleichzeitig den Fall zur Anzeige bringen, nachdem sie in der beschriebenen freundschaftlichen Weise versucht haben, ohne meine Mitwirkung das Unrecht zu verhindern. Erst, wenn wirklich die Sache so traurig wäre — ein Fall, der hoffentlich nie eintreten wird —, daß nur ein einziger von euch das Bewußtsein hätte, Unrecht müsse unter allen Umständen verhindert werden, dann mag er auch allein zu mir kommen und Anzeige machen. Ich werde dann seine Aussage genau prüfen und danach entscheiden. Eine Belohnung hat kein Angeber von mir zu erwarten, aber ich werde auch dafür sorgen, daß er möglichst keinen Nachteil von seiner Aufrichtigkeit erfahre und diejenigen als Mittäter strafen, die durch ihr Verschweigenwollen das Unrecht ihres Kameraden billigten. Eine gute Klasse übt selbst Polizei und Justiz, ohne immer an den Lehrer zu appellieren.

Eine solche Ansprache, die natürlich dem Lebensalter der Schüler anzupassen ist, hat mir in langjähriger Lehrtätigkeit fast immer die besten Früchte getragen. Der Appell an die ehrenhafte Gesinnung der Mehrheit täuscht fast nie, und es wird das erhebende Gefühl einer Selbstverantwortlichkeit des einzelnen für sich und für seine ganze Klassengemeinschaft geweckt. Bedenken könnten sich nur erheben gegen die weitgehende Freiheit, die der Lehrer der Mehrheit im Verhältnis zu den Kameraden erteilt, und es könnte die Befürchtung ausgesprocheu werden, daß man den Teufel des Angebertums durch den Beelzebub des Pennalismus austreibe. Nun muß zugegeben werden, daß die Jugend eine strenge Richterin ist und daß Altersgenossen in der Beurteilung und Verurteilung von einander oft über das

richtige Maß hinausgehen. Es entwickelt sich leicht eine Art von Selbstgerechtigkeit, die jeden Verstoß mit grausamer Härte zu strafen liebt. Da muß denn der Lehrer die Augen offen halten und unmerklich, aber aufmerksam die Strafjustiz der Klasse überwachen, um im gegebenen Fall als strafmildernder und verzeihungsfreudiger Vermittler dazwischen zu treten. Immerhin ist das Unglück, da der Strafexzeß von Kameraden ausgeht, nicht allzu tragisch zu nehmen. Ich habe Fälle bemerkt, wo einzelne Schüler von ihren Kameraden wegen des Versuchs, den Lehrer zu belügen, windelweich geprügelt wurden, und habe mich blind und taub dazu gestellt, weil der Schuldige schwerlich das Übermaß der Strafe als solches empfand, sondern nur die kräftige Reaktion des Sittlichkeitsbewußtseins seiner Kameraden. Merkt man, daß eine bestimmte Gruppe von Knaben — meist sind es die Stärkeren der Klasse — sich als Wohlfahrtsausschuß zu sehr zu fühlen beginnt, so spreche man gelegentlich einzeln unter vier Augen mit ihnen, um einerseits die Autorität, die sie unter den Kameraden gewonnen haben, nicht zu schmälern, aber andererseits ihnen die Verantwortlichkeit, die jede Art von Übergewicht mit sich bringt, energisch einzuschärfen. Solange die geheime Nebenregierung der Schüler selbst auf die Erhaltung sittlichen Geistes gerichtet ist, braucht man eine Übertreibung ihrer Strenge nicht allzu ängstlich zu fürchten; im Guten übertreibt es sich nicht so leicht. Tritt man aber in eine Klasse, wo der Pennalismus sich direkt gegen die erzieherische Arbeit des Lehrers wendet, wo also eine geheime Tyrannei mit Gewalt und Drohungen das Fortbestehen einer geheiligten Tradition von Schulbetrug. z. B. die Benutzung von unerlaubten Übersetzungen, das Abschreiben von Aufgaben u. dgl. zu erzwingen sucht, so wird der tüchtige Lehrer seine Hauptaufgabe nicht darin erblicken dürfen, diese Tyrannei, in der doch der sittliche Kern des Solidaritätsbewußtseins, wenn auch arg entstellt, steckt, abzuschaffen und es etwa durch drakonische Strafen dahin zu bringen, daß eine kleine Minderheit von Gutgesinnten absplittere — sie würde

von der Mehrheit als die Streberpartei doch geächtet werden —, sondern er wird versuchen müssen, die Träger der Autorität selbst durch geeignete individuelle erzieherische Einwirkung umzustimmen, ihnen das Verächtliche einer solchen Massenbetrügerei klar zu machen und unter direktem Appell an den Einfluß, den sie bei den Kameraden haben, eine Umlenkung des Klassengeistes in Angriff zu nehmen.

Es wäre noch zu überlegen, ob der Lehrer etwa, wie das auch wohl geschieht, gewisse Vergehen für die absolute Anzeigepflicht vorbehielte, dagegen für die geringeren Verstöße gegen die Schulordnung das Verbot der Angeberei ausspräche. So könnten Lüge, Diebstahl (einschließlich des „Mausens", „Klemmens" und wie der Schülerwitz derartige Handlungen auch beschönigend benenne), Unsittlichkeit im engeren Sinne u. a. als Verbrechen gelten, die unter allen Umständen dem Lehrer zur Bestrafung gemeldet werden müßten, dagegen Prügelei, Vorsagen, Ablesen, Abschreiben usw. zur Kategorie der läßlichen Schulsünden gerechnet werden. Aber es leuchtet ein, daß diese Unterscheidung, abgesehen davon, daß der Lehrer gewissermaßen die Aufmerksamkeit erst auf manche Dinge direkt lenkte, die sonst nicht an jeden Schüler heranträten, den sittlichen Geist schwächen müßte. Betrug, in welcher Form er auch geübt werden möge, ist doch nichts als Lüge durch Handlungen, bewußte Täuschung der anderen, und nicht jede Prügelei kann als Entladung des Kraftüberschusses im jugendlichen Körper betrachtet werden. Der Gedanke, daß Handlungen, über die der Lehrer keine Anzeige entgegennehme, gewissermaßen erlaubt und zugelassen würden, würde sich sehr bald in den jugendlichen Köpfen festsetzen, und es hieße eine Prämie aussetzen auf die größte Geschicklichkeit, den Lehrer zu täuschen, wenn der Lehrer in allzu großer Sicherheit es ausspräche: ihr braucht mir gar nicht zu erzählen, ob dieser oder jener seine Aufgaben richtig mache; das werde ich schon selbst beurteilen können! Aus seiner Schulzeit hat wohl jeder von uns noch das Bild eines solchen Lehrers im Ge-

dächtnis, der im Gefühl seiner Unfehlbarkeit doch aufs grausamste von der lieben Jugend hintergangen wurde. Denn sie ist streng, diese liebe Jugend, streng auch gegen den Lehrer, und beutet jede seiner Schwächen mit grausamer Beharrlichkeit aus.

Was den Schulbetrug selbst angeht, so ist die Frage seiner Beseitigung geradezu ein Prüfstein für das pädagogische Geschick des Lehrers. Man kann beinahe sagen, ein jeder Lehrer hat in dieser Beziehung genau die Klasse, die er verdient. Wir wissen es alle aus der Erinnerung, daß manchen Lehrern gegenüber von dem Versuche irgend einer Täuschung gar keine Rede war, die anderen Lehrern derselben Schule gegenüber unbedenklich geübt wurde, nicht nur etwa wegen des Scharfsinns, mit dem ein solcher Versuch immer entdeckt worden wäre, sondern aus Achtung und Liebe zu dem Lehrer. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die Verurteilung eines etwa entdeckten Schulbetrugs mit sittlichem Pathos, also unter nachdrücklicher Hervorkehrung des unsittlichen Täuschungsversuches, in der Regel *keinen* großen Erfolg hat. Der Lehrer mag noch so sehr wettern: der Umstand, daß alle es so machten, sei keine Entschuldigung für den einzelnen, Betrug bleibe Betrug im Kleinen, wie im Größten, Lüge sei verächtlich, ob sie nun durch das Wort oder die Tat begangen würde — die Schüler werden stets geneigt sein, der Erregung des Betrogenen über den Versuch, gerade ihn zu überlisten, einen großen Teil der sittlichen Entrüstung zuzuschreiben. Jenes scharfe sittliche Gefühl, das den auch in zahlreicher guter Gesellschaft begangenen Betrug nicht weniger hart verurteilt, als jeden anderen, steht offenbar nicht am Anfang, sondern am Ende der sittlichen Entwickelung des Schülers. Allzu verwickelt ist anfänglich der Konflikt verschiedener sittlicher Pflichten, als daß man ohne weiteres hoffen dürfte, das jugendliche Gemüt würde gerade den rechten Ausweg treffen. Die Schultradition, die dergleichen Betrügereien für erlaubt hält, steht in der ganzen unmittelbaren Frische ihrer ersten Einwirkung vor dem Neuaufgenommenen;

was alle anderen tun, scheint doch nicht so völlig unerlaubt sein zu können; das Bestreben, ein guter Kamerad zu heißen, die Gutmütigkeit, die dem bedrängten Mitschüler aus der Verlegenheit helfen möchte, die eigene Angst und Not vor den Folgen einer schlechten Vorbereitung zur Stunde, die geheime Lust an der Überlistung des Gewaltigen auf dem Katheder — alles das stürmt verwirrend und trübend auf das sittliche Bewußtsein des Kleinen ein; ein Herdentierchen ist er auch — und so macht er mit, was die anderen machen, und ist geneigt, in der sittlichen Entrüstung des Lehrers einige amtsmäßige Übertreibung zu sehen. Begeht nun, wie das auch vorkommt, der Lehrer etwa noch den Fehler, sich seiner Erfahrung, seiner Bekanntschaft mit all den hundertfältigen Schülerlisten und Praktiken zu rühmen, in der Meinung, damit anzudeuten, daß man ihm nicht so leicht ein X für ein U werde vormachen können, so zischeln sich die Jungen sicherlich in die Ohren: „Aha, er hat es als Schüler auch nicht anders gemacht und muß nur jetzt als Lehrer dagegen donnern."

Nun ist die Meinung natürlich nicht, der Lehrer sollte die sittliche Verurteilung des Betruges ganz unterlassen. Nein, in der Religionsstunde, im Moralunterricht (wenn wir den haben werden), in der Lesestunde, im Gespräch mag er ernst und unumwunden seine Meinung über Schulbetrug aussprechen, nur nicht gerade bei der Entdeckung eines solchen. Hier tut er viel besser, durch Schweigen und Nichtachtung zu strafen. Ein Schüler, der aufgerufen ist, läßt sich soufflieren: der Lehrer unterbricht seinen inspirierten Redefluß und sagt dann trocken: „da dein Hintermann für dich antwortet, so ist es viel einfacher, ich höre ihn selbst; setz' dich nieder." Und nun kommt der Souffleur an die Reihe. Ein anderer hat seine Arbeit augenscheinlich abgeschrieben. Der Lehrer korrigiert sie nicht und gibt sie mit dem Bemerken zurück, er sähe nicht ein, warum er (der Lehrer) Fleiß auf eine Arbeit wenden solle, auf die der Schüler keinen verwendet habe. Der dritte benutzt eine gedruckte Über-

setzung bei der Lektüre eines Klassikers. Der Lehrer ruft: „Genug, ich hatte deine Übersetzung, nicht die von Herrn Freund hören wollen. Der Folgende." U. s. f. Diese stille Verachtung, die sich noch verschärfen kann durch absichtliches Übergehen des Schuldigen im Wiederholungsfalle mit der kurzen Motivierung, man wisse ja nicht, ob derselbe eigenes oder fremdes vorbringen werde, wirkt sicherer gegen allen Schulbetrug, als die zornigsten Reden. Ein Bedenken dagegen scheint es zu sein, daß der Lehrer doch die Pflicht habe, alle Schüler gleichmäßig zu prüfen, zur Arbeit zu veranlassen und diese Arbeit auch pflichtmäßig zu korrigieren. Wenn er mit seiner Klasse Unglück habe, so könne es dahin kommen, daß er nur mit einer kleinen Minderheit arbeite, die Mehrzahl aber aus jenem Nichtbeachtungsprinzip heraus einfach vernachlässige und das „Ziel der Klasse" nicht erreiche. Auch würden schlechte Schüler die Erfahrung, daß sie nur Schulbetrug zu üben hätten, um von allen Anforderungen an ihre Leistungen befreit zu werden, sicherlich mißbrauchen. Das letztere gilt indes nur für eine kurze Zeit. An ein tägliches Donnerwetter, das sich über ihren Häuptern entlädt, gewöhnen sich Kinder, wie die Erfahrung lehrt, sehr bald; nicht so an das nagende Gefühl, schweigender Verachtung verfallen zu sein. Sie haben das Bedürfnis, daß sich der Lehrer, im guten oder im schlimmen, mit ihnen beschäftige, und bald werden sie reagieren, entweder durch augenfällige Unart, die Bestrafung erheischt, oder durch Besserung, die sie wieder in den Kreis der Schüler hineinzieht. Ich habe — allerdings an einer Privatschule, wo man sich dergleichen Experimente eher erlauben darf und bei einer kleinen Klasse — einmal praktisch den Strike des Lehrers gegenüber völlig unbotmäßigen Schülern mit Erfolg durchgeführt. Da die Aufgaben längere Zeit schlecht, liederlich oder gar nicht gemacht wurden, die Schüler Unlust zum Lernen zeigten, so erklärte ich meinerseits nicht länger unfruchtbare Arbeit tun zu wollen. Natürlich wurden die Schulstunden streng innegehalten; jeder Schüler auf seinem Platz, der Lehrer auf dem Katheder;

aber Unterricht wurde nicht erteilt. Der Lehrer beschäftigte sich, ohne die Ordnung der Klasse aus den Augen zu lassen, mit Privatarbeit; die Kinder hatten in gähnender Langeweile still auf ihren Plätzen zu bleiben. Es war ein Experiment — aber nach drei oder vier so verbrachten Schultagen erschien eine Klassendeputation, die mich unter der Zusicherung besseren Betragens anflehte, den Unterricht wieder aufzunehmen. Ich hatte den Versuch nicht zu bereuen, wenn ich ihn auch nicht gerade zur Nachahmung empfehlen möchte. Was aber das Bedenken betrifft, daß das Klassenziel nicht erreicht werden würde, so ist hier ein Fall, wo sich unsere Schule daran erinnern müßte, daß nicht Unterricht, sondern Erziehung durch Unterricht ihre Hauptaufgabe ist. Kann ein erzieherisches Resultat erreicht werden auf Kosten des Unterrichts, dann muß dieses Opfer gebracht werden — es kommt außerdem indirekt dem Unterricht zehnfältig wieder zugute. Gelingt es einem Lehrer, den richtigen Geist in eine Klasse zu bringen, die Schüler mit dem Bewußtsein ihrer Pflicht zu erfüllen, den Krebsschaden der Schulbetrügereien auszurotten, die niedrige Angeberei zu beseitigen, so hat er mehr für das Gedeihen der Schule und für die Wohlfahrt der Schüler getan, als die peinlichste Absolvierung des Pensums und die gleichmäßigste intellektuelle Förderung der Gesamtheit geleistet hätte. Voraussetzung ist dabei freilich auch ein tüchtiger Schulinspektor, der nicht nach dem bureaukratischen Schema, sondern unter Freigebung der Individualität von Lehrer und Schüler sein Augenmerk auf die *sittlichen Resultate* des Erziehungswerkes richtet. Ist dergleichen auch heute noch nicht durchweg und überall zu erwarten, leben wir auch noch in einem Übergangsstadium, wo das Bewußtsein von der sozial-ethischen Mission der Schule, der Volkseinheitsschule, die da frei werden muß von kirchlicher und bureaukratischer Bevormundung, erst langsam sich in den geistig führenden Schichten des Volkes emporringt — wir brauchen deshalb den Mut nicht zu verlieren. So wahr, wie Erziehung die oberste Aufgabe und das wichtigste Ziel der Ethik, der Moral-

wissenschaft ist, so sicher wird die Schule aus der Herrschaft oder doch Überordnung ihr fremder Rücksichten, wie der Religion, des Intellektualismus in der Wissenschaft, der Politik, die Patrioten, nicht Menschen zu bilden versucht, und anderen derartigen Versuchen sich entringen. Sie wird sich langsam, aber sicher, ausbauen zu einer Erziehungsschule zur Sittlichkeit für das Volk und für die Menschheit.

Sechstes Kapitel.

Das Kind und die Natur. Sein Verhältnis zur Tier- und Pflanzenwelt. Leben und Tod.

Wenn wir dem Stadtkinde von der Natur sprechen, so denkt es an das Dorf inmitten grünender Wiesen, lachender Felder oder an den rauschenden Wald mit all seinen Bewohnern in Luft, Wasser und auf der Erde; das Landleben, wie es dies einmal bei einem Ausflug oder aber — im schlimmeren Falle — nur durch seine Bücher kennen gelernt hat, repräsentiert ihm die Natur. Beim Dorfkinde ist die Definition schon schärfer zu begrenzen. Es hat eine reichere Anschauung vom Naturleben, aber geringere Erfahrungen im Kulturleben. Für das Dorfkind ist der Garten, der das Elternhaus umgibt, der Dorfteich, die Felder, auf die es den Eltern das Frühstück hinausträgt, die Viehherde schon alles nicht mehr reine Natur; ihm verschiebt sich die Grenze bis an den Waldrand, wo die Eltern vielleicht nichts mehr zu suchen haben, bis zu der „wildwachsenden" Pflanzenwelt, bis zu den Tieren, die ohne menschliche Sorge und Hilfe sich ihres Lebens in der Wildheit freuen. Keines der beiden Kinder aber kommt ohne weiteres zu dem Gedanken, daß es selbst, ebenso wie seine Eltern und seine ganze Umgebung, auch zur Natur gehören. Natur ist dem einen wie dem anderen eben der strikte Gegensatz zu Kultur, und da sie sich durchaus (wenn auch unbewußt) als Kulturwesen fühlen, so hat das Wort Natur für sie den Klang des Unbekannten, Geheimnisvollen, Draußenliegenden; es reizt sie mächtig, wie eine fremde Welt, die sie erst zu entdecken haben, und mutig machen sie sich, sobald die Glieder ihnen zu gehorchen anfangen, auf die Entdeckungsfahrt in das Reich, wo scheinbar der Mensch noch nicht gewesen ist. Mit völliger Klarheit sehe ich noch den Graben

vor mir, an dem ich als Fünf- oder Sechsjähriger bei einem Ausflug mit dem Vater die erste Entdeckerfreude kostete, als ich bei vermutlich nicht ganz erlaubter Exkursion auf eigene Faust plötzlich vor einigen Stauden blühender gelber Iris stand. Kein Botaniker, der im unerforschten Urwald eine neue Spezies findet, mag eine höhere Fülle des Entzückens empfinden, als ich damals, wo ich mit ungelenker Hand die leuchtenden Blüten, die so augenscheinlich rein aus der Hand der Natur hier gepflanzt waren, abriß und jubelnd zurückeilte, um meine Entdeckerfreude den anderen mitzuteilen. Ich hatte sicherlich schönere Blüten gesehen, im Garten, im Topf — aber hier handelte es sich gar nicht um einen Vergleich der Schönheit: sie waren unzweifelhaft „wild" gewachsen — das war das Herrliche! Einen fast melancholisch stimmenden Ausdruck gaben die „Fliegenden Blätter" einmal demselben Naturgefühl, als sie ein Stadtkind jauchzend zur Mutter laufen ließen mit dem bezeichnenden Ausruf: „Mama, Mama, sieh' mal, ein wirklicher Schmetterling, kein Pferdebahnbillett!"

Eine unbewußte Rückkehr zur Natur! Der Rückschlag einer langen Kulturentwickelung, die immer mehr dahin führt, das Kind zum Bürger einer neuen künstlichen Welt zu machen und es der Berührung mit der wilden Naturwelt zu entziehen. Unsere Kinder hören wohl noch die Märchen, wo Fuchs und Wolf eine Rolle spielen — von Meister Petz ganz zu schweigen — aber neunzig von hundert haben nie einen Fuchs im Walde gesehen, 99 Prozent ist der Wolf schon ein mythisches Tier geworden, bis die Naturgeschichtsstunde ihnen näheres, aber ziemlich gleichgültiges, über sie berichtet.*) Wie lange wird es

*) Vgl. Preuß. Schulzeitung 35. Jahrg. Nr. 22, S. 166. „Es ergab sich bei einer in mehreren Schulen Berlins veranstalteten Prüfung, daß von sämtlichen gefragten Schülern von sechs und mehr Jahren gegen 70% keine Vorstellung vom Sonnenaufgang und 54% keine vom Sonnenuntergang besaßen, daß 76% noch keinen Tau, 75% keinen lebendigen Hasen, 64% kein Eichhorn gesehen, 60% keinen Kuckuck, 82% keine Lerche gehört, 49% keinen Frosch, 53% keine Schnecke, 87% keine Birke, 59% kein Ährenfeld, 66% kein Dorf, 67% keinen Berg und 89% keinen Fluß gesehen hatten."

dauern, bis sie den hundertjährigen Eichbaum im Forste auch nur vom Hörensagen kennen und in ihrer Erfahrung nur Promenadenbäume, höchstens eine Friedens- oder Bismarckeiche vorfinden!

Das ist aber einmal der Lauf der Kultur. Das Beil des Holzfällers darf nicht halt machen vor der Klage des Romantikers, und der moderne Förster, der seinen Wald in Schläge teilt und vom Unterholz säubert, hat kein Verständnis für die Poesie des Urwaldes mit seinen durch Windbruch gestürzten faulenden Stämmen und dem Himbeergestrüpp der Lichtung. Die Poesie wird sich andere Schlupfwinkel suchen müssen, wenn einmal das Bedürfnis und die Not die großen Latifundien dem intensiven Ackerbau erschlossen haben wird, und sie wird sie finden. Hoffentlich wird ein Stückchen Natur auch dann noch unseren Kindeskindern übrig bleiben, um sich daran von der Kultur zu erholen. Denn es geht dem Menschen wie dem Riesen Antäus der Sage: um kräftig zu bleiben, muß er immer wieder zur Muttererde zurückkehren. Für unsere Kinder wenigstens möchte ich den Verkehr mit der Natur um vieles nicht missen.

Es handelt sich dabei viel weniger um Naturgenuß, als um Naturstudium. Übrigens ist auch jener ohne dieses nicht zu erreichen. Ebensowenig wie jemand ohne alle Kunstkenntnisse in einer Bildergalerie Genuß finden mag, wenigstens einen unvergleichlich geringeren, als ihn das geschulte Auge des Malers oder Kenners empfindet, so wenig ist auch die Natur in ihrer Erhabenheit wie in ihrer intimen Schöne ohne weiteres zugänglich. Man muß dazu *sehen lernen*. Diese Kunst geht freilich auch vielen Erwachsenen ab. Sehen können heißt: mit einem Blick das Ganze einer Landschaft überblicken, die erhabenen Umrisse der Gebirge, die weite Unendlichkeit des Meeres, die reizvolle Mannigfaltigkeit der Ebene mit ihren hervorragenden Bäumen, Türmen, Figuren erfassen, die Farbensymphonie nachempfinden, eine Beziehung auf den Beschauer herausfühlen und doch über dem Ganzen nicht das anziehende, anheimelnde Kleinwerk übersehen, im Luftmeer die Schwalbe auf dem

glänzenden Hintergrund des Abendhimmels, den Mückenschwarm über dem Teiche und auf der Wiese das Vielerlei der Pflanzenwelt entdecken, ja für den Käfer, der uns umschwirrt, noch einen Blick übrigbehalten. Das will im einzelnen geübt sein. Die Welt des Kleinsten wie die des Größten, die Unendlichkeit, die sich vor dem Fernrohr wie vor dem Mikroskop ausdehnt, sollten uns beide bekannt sein, ohne daß wir gerade beim Anblick des Teiches an die Infusorien, bei der Betrachtung des Mondes an die Kraterbildungen dort denken müßten. Wir zählen zwar nicht pedantisch die Wiesenkräuter von Anthoxanthum odoratum L. bis zu Verbascum nigrum L. auf, aber wir sehen lauter alte, intime, gute Bekannte, und darum sehen wir unendlich viel mehr, als der ungeschulte Blick; uns entgeht nicht der Raupenfraß am Blatt und die am Stamme platt angedrückte Schmetterlingseule, während wir doch die ganze Baumkrone mit dem Licht- und Schattenspiel ihrer bewegten Blätter auf die Netzhaut aufnehmen, und wenn wir selbst etwas nicht sehen, wie die graziöse Insektenwelt am Ufer des fernen Baches und die in seinen Wellen glänzenden Fische — da wissen wir doch davon und glauben zu sehen; unsere innere Anschauung, die durch Erfahrung mancherlei Art geübt ist, kommt der äußeren zu Hilfe — und so vermag uns auch ein bescheidenes Landschaftsbild durch all die in uns erregten Erinnerungsbilder aus der unerschöpflichen Fülle des Naturlebens, gleichsam eine ganze Harmonie von Ober-, Unter- und Nebentönen, innig zu fesseln. Es gibt nichts — ich wiederhole es immer wieder — was Kinder gerade in der kritischen Periode der Jugend am sichersten und besten vor allen Verirrungen zu bewahren vermag, als ein intimer Verkehr mit der Natur, und um diesen zu ermöglichen: die Anleitung zur Sammlung von Pflanzen, Moosen, Pilzen, Schmetterlingen, Käfern, Hautflüglern u. dgl. Wo die Verhältnisse es gestatten, ist auch die eigentliche Jagd und der Fischfang trotz manchen sittlichen und praktischen Bedenken der heranwachsenden Jugend durchaus zu gönnen. Zunächst fürchtet man wohl sittliche Verrohung bei

der Notwendigkeit des Tötens; auch der beste Jäger kommt einmal in den Fall, einem angeschossenen Tier den Gnadenstoß zu geben; das Angeln ist nur solange schön, bis der Fisch herausgezogen ist, und die Jagd mit der Meute erzieht freilich nicht gerade zum Mitgefühl mit dem Wild. Man entschuldigt wohl dergleichen damit, daß die Passion darüber hinweghelfe — mit Unrecht. Die Passion, die Leidenschaft ist an sich gar kein Entschuldigungsgrund; der erzogene Mensch soll eben Herr seiner Leidenschaft sein, aber ihr nicht nachgeben. Es ist vielmehr die Aktion, die angespannte Tätigkeit, die einzig die Berechtigung auch zu dem roheren Töten verleiht. Der Jäger und Fischer, der in einen aufregenden Wettkampf der List, Geschicklichkeit, Schnelligkeit, Ausdauer mit dem Wilde oder dem Wasserbewohner eingetreten ist, denkt nicht an die Notwendigkeit des Tötens als solche; das Töten ist nur der Schlußakt des die ganze Energie des Menschen in Anspruch nehmenden Kampfes — und dieser Kampf selber ist, solange wir dem Menschen ein Recht über die Natur zusprechen, nichts Unsittliches. Jedenfalls überwiegt das Erziehliche, das in der Nötigung zur steten Aufmerksamkeit, der Bekämpfung der Bequemlichkeit, der körperlichen Übung und Schulung aller Sinne liegt, weitaus diese Bedenken. Nur im Vorübergehen sei darauf hingewiesen, daß wohl niemand in so enger Berührung mit der Natur lebt, als der Jäger. Das andere Bedenken bezieht sich auf die Gefährlichkeit des Umgehens mit Waffen. Es liegt aber auf der Hand, daß gerade ein vorsichtiges und umsichtiges Vertrautmachen mit dem Gewehr die beste Abwehr aller Gefahren in sich schließt. Unglücksfälle völlig auszuschließen, ist freilich unmöglich, solange eben Kinder leichtsinnig und unvorsichtig sind — aber es gibt kein anderes Mittel, sie zur Vorsicht und Überlegung zu erziehen, als indem man sie den Gefahren des Gegenteils aussetzt. Für die große Mehrheit unserer Jugend wird ja leider diese ganze Erörterung überflüssig sein, da sie nicht in die Lage kommt, an der Jagd teilzunehmen; um so eifriger möge

man jene anderen Arten der intensiven Beschäftigung mit den Naturwesen pflegen.

Nun zeigt die Natur, wie bekannt, ein Janusantlitz. Der oberflächlichen Betrachtung ist sie eine Fülle von Leben, Schönheit und Güte, Zweckmäßigkeit und Ordnung; der pessimistisch geschärfte Blick sieht, wie sich alles Leben auf dem Tode anderer entfaltet, wie Grausamkeit und Härte überall herrschen, wie das einzelne nur als Durchgangspunkt der Gattung betrachtet wird, wie auch die Gattung nicht Zweck an sich ist, sondern im Kampf mit anderen Gattungen von Lebewesen zwecklos untergeht; wie die Ordnung und Zweckmäßigkeit nur gerade bis zu dem Bestehenkönnen der Naturwelt reicht, dagegen im einzelnen vielmehr unordentliche Verschwendung von Lebenskeimen und Zwecklosigkeit waltet. Beide Ansichten tragen den Stempel der Übertreibung an sich. Wenn man also fragt, welche von den beiden man den Kindern zeigen solle, so muß die Antwort lauten: beide oder keine. Es geht nicht an, immer in dem erhabenen Ton der Psalmen von der Herrlichkeit der Natur zu reden, von der Schönheit der Lilien auf dem Felde und der Fürsorge des Höchsten für den Sperling auf dem Dache; es ist aber ebenso falsch, nur immer die Nachtseiten des Naturlebens aufzusuchen, den grausamen Daseinskampf in aller seiner Roheit vorzuführen und über Fäulnis und Tod die Auferstehung und das Leben zu vergessen. Besonders die erste Mahnung ist nötig. Das Christentum mit seinem Bedürfnis der Theodicee, d. h. des Nachweises, daß diese Welt trotz ihrer Übel und trotz alles Bösen die beste ist, die romantische Naturvergötterung aus dem Anfang unseres Jahrhunderts wirken noch nach in der Jugendliteratur. Eine weichliche Bewunderungssucht scheint die Mehrzahl unserer Jugendschriftsteller ergriffen zu haben. Die Natur will aber nicht bewundert, sie will verstanden werden; kritiklose Bewunderung fußt meistens auf dem törichten anthropozentrischen Vorurteil und bewertet die Naturordnung nach Maßgabe des Nutzens, den ihre einzelnen Objekte dem Menschen

bringen; kein Wunder, daß sie dann vor Kinderfragen: wozu denn das „Ungeziefer“ da sei? verlegen schweigen muß und auf Schritt und Tritt mit der harten Wirklichkeit zusammenstößt. Das Verständnis der Natur führt aber allerdings zunächst von der engen menschlichen Ethik ab und öffnet den Blick in eine Weite, wo die kleinen Menschensatzungen zu verschwinden scheinen — daher jene instinktive Angst der Kirche und reaktionärer Staatsmänner (es ist erst wenige Jahrzehnte her) vor der Naturwissenschaft und Naturerkenntnis der großen Menge. Und doch legen sie damit nur Zeugnis davon ab, daß sie nie zu Ende gedacht, daß sie, trotz der stets wiederholten Behauptung, daß wahre Naturbeobachtung wieder zu Gott zurückführen müsse, die eigentliche ethische Beseligung des Naturforschers nie kennen gelernt haben. An der Hand der ewigen Betrachtungen über die Allmacht und Güte des Schöpfers lernt sie sich nicht; der Mensch muß sich erst an die Natur verloren haben, muß die Einsamkeit und Hilflosigkeit des bloßen Naturwesens ganz durchgekostet haben, um sich in ihr mit seliger Freude als Teil des Universums, als Glied an der richtigen Stelle in der Kette der Lebewesen wiederzufinden und das Naturgesetz als identisch mit seinem Vernunftgesetz zu erkennen. Dieses Sich an die Natur verlieren ist an sich leicht; schwer wird es nur für Menschen, die von Jugend auf belehrt worden sind, sich für etwas Höheres, als Naturwesen, zu halten, die ihre Individualität in der Form einer unsterblichen Seele selbst über das Vergehen des Naturlaufes erhaben zu denken gelernt haben. Zeuge dafür ist der außerordentliche Todesmut — oder, wie es die Missionäre lieber nennen, die brutale Gleichgültigkeit und Stumpfsinnigkeit gegen das Sterben, die wir bei so vielen Naturvölkern mit Verwunderung bemerken. Es sind keineswegs, wie man vielleicht einwenden könnte, stets Vorstellungen von einem besseren jenseitigen Leben, die dieses leichtsinnige Sichhinwegsetzen über das Todesrätsel bedingen, wenn auch hier und da ähnliche Gedankengänge vorhanden sind. Weitaus die meisten Naturvölker be-

trachten doch das jenseitige Dasein, wenn sie davon überhaupt träumen, als ein minderwertiges Schattenleben uud geben die Stetigkeit des Bewußtseins dabei preis; wir brauchen nur an die Semiten mit ihrer Vorstellung vom Scheol zu denken,*) die doch „alt und lebenssatt“ starben, an die daseinsfreudigen Griechen, die die Existenz des Bettlers auf der Erde der des Königs im Schattenreiche vorzogen (lieber ein lebendiger Hund, als ein toter Löwe!) an die Jünger Buddha's, die an die Stelle bewußten Fortlebens in anderer Welt das unbewußte Weitervegetieren auf dieser Erde in anderer Lebensform setzen**) — und doch bei ihnen allen ein naiv-gemütliches Auffassen des Lebensendes ohne alle Sentimentalität. Man kann nicht ohne Bewunderung die gemütlichen Worte lesen, mit denen bei Homer (Il. XXI, 106 ff.) der männermordende Achilleus den um sein Leben jammernden Lykaon vor dem Todesstreich tröstet:

„Freundchen, so stirb denn auch Du! Warum denn jammert Dich Deiner?
Starb doch sogar Patroklos, der ja viel besser, als Du, war.
Siehst Du nicht, wie auch ich so groß und herrlich gewachsen —
Sohn eines trefflichen Vaters, von göttlicher Mutter geboren —
Aber so mir, wie Dir droht Tod und herbes Verhängnis.
Kommen wird's, sei's am Morgen, am Mittag oder am Abend,
Daß auch mir irgend einer im Kampf das Leben dahin nimmt,
Schleudernd den wuchtigen Speer oder schnellend den Pfeil von der Sehne.“

Es ist in der Tat der Gegensatz zwischen der von der Kultur aufs höchste gesteigerten Schätzung des individuellen Lebens beim Menschen und der erhabenen Gleichgültigkeit der

---

*) Vgl. a. des Verf. Aufsatz „Am Sterbebette“ i. d. Schweiz. Reformblättern Bern N. 24, 25. 1892. Wieder abgedruckt im „Sonntagsblatt für freie Gemeinden“, Jahrg. VIII N. 1, 2. Breslau 1899.

**) Vgl. J. J. Hagmann, Wanderungen in Vorderindien (St. Galler Bl. 1887, 18 ff.) „Der Orientale ist fast immer in dem Gefühle etwa wie einer in der Feldschlacht oder in einem Trauerspiele, wo alles Geschaffene in seiner Vergänglichkeit empfunden wird; ihm deucht das Leben ein Nichts, und darum hat er es ganz und voll, darum bebt er nicht europäisch vor dem Tode zurück, sondern nimmt ihn und jede Unvermeidlichkeit gelassen hin.“

Natur über das Schicksal des einzelnen, der das unbefangene Gemüt am schmerzlichsten und erschreckendsten ergreift. Weit gefehlt, daß sich die Vorsehung um das Leben des Sperlings auf dem Dache kümmerte, scheint sie ihn vielmehr nur geschaffen zu haben, um der Katze bei ihren nächtlichen Raubzügen und dem Stößer eine willkommene Beute zu bereiten oder ihn im Winter an Hunger und Kälte umkommen zu lassen. Das ganze Naturreich scheint sich aufzulösen in ein disharmonisches Gewimmel von Einzelwesen, die einander tötlich befehden, einen eklen Knäuel von Würgenden und Gewürgten, ein zweckloses Chaos ohne Fortschritt, aber in ewiger Bewegung, in dem Welten so gut wie Infusorien, Tiere, Menschen und Pflanzen, wie die Steinchen einer Mosaik durcheinander gewirbelt werden. Die schüchterne Wozufrage des Kindes verdichtet sich hier zu dem quälenden Rätsel aller Philosophie:

> Ich komme, und weiß nicht woher?
> Ich wandle, und weiß nicht wie lang?
> Ich gehe, und weiß nicht wohin?
> Wie kommt's nur, daß ich noch fröhlich bin.

und sie wird von der Enge des menschlichen Daseins auf die Existenz des ganzen Alls übertragen. Freilich nicht gleich vom Kinde, auch nicht von jedem Kinde. Wie schon früher angedeutet, begnügt sich das Fragebedürfnis zunächst mit den naheliegenden Antworten, und das Kind ist anfänglich befriedigt, wenn es erfährt, daß die Erde dazu da sei, um der Pflanzenwelt als Nährboden zu dienen, der Regen, um sie zu wässern, daß die Kräuter dem Vieh, die Mücke der Schwalbe zur Nahrung dienen, daß endlich der Mensch die ganze Naturwelt in seinen Dienst zwinge. Es hat noch zu viel zu tun, die nächste Welt selbst kennen zu lernen, als daß ihm der Zweck des unübersehbaren Weltgetriebes Kopfschmerzen machte. Nur hie und da, an Stellen, wo besondere Sympathie die Herabwürdigung einer Einzelexistenz vom Selbstzweck zum Gebrauchsgegenstand besonders empfindlich macht, bäumt sich auch sein Gefühl da-

gegen auf. So kann das Landkind nicht einsehen, warum seine Hühnchen oder Täubchen dem Fuchs oder Marder zur Beute fallen sollen, weil es sie liebt, und das Stadtkind bedauert das Lämmchen oder Kälbchen, das zum Schlächter geführt wird. Ja, wie nachdenkliche Kinder gelegentlich fragen, was denn dort sei, wo die Welt zu Ende ist, so gehen sie wohl auch der zeitlichen Unendlichkeit nach und möchten wissen, ob „es nun immer so sein würde."

Die religiöse Weltanschauung weiß Antworten zu geben; sie setzt eine Ewigkeit für die andere und ist mit der Unendlichkeit scheinbar vertrauter, als mit der Endlichkeit. Sie weiß von einer neuen Welt und neuen Erde zu erzählen; die „Wiederbringung aller Dinge", obwohl von der offiziellen Dogmatik nicht anerkannt, spielt eine große Rolle bei allen poetisch veranlagten Kirchenlehrern, und auf die Frage, was denn die unsterblichen Seelen in der Ewigkeit anfangen würden, weist sie hin auf den unerschöpflichen Sternenhimmel mit der Gegenfrage, ob wohl zur Betrachtung dieser unzähligen Welten eine Ewigkeit ausreichen würde. Die Naturwissenschaft wäre hier in ähnlicher Lage, wie die Kirche, wenn sie einmal der poetischen Einbildungskraft die Zügel wollte schießen lassen. Auf ein paar Jahresmilliarden kommt es ihr auch nicht an und es kostet ihr nichts, wenn sie die Erde nach ihrer Vergletscherung und allem Erlöschen organischen Lebens wieder in den Sonnenball stürzen läßt, um sie nach Jahresmillionen von neuem in den Weltraum zu schleudern zu anmutiger Wiederholung des alten Spiels. Eine Ewigkeit der Zukunft ist hier, wie dort, vorhanden, und tröstet die religiöse Weltanschauung das Gemüt mit der Vorstellung eines seligen Lebens in der Vollkommenheit, so hat die Naturwissenschaft doch das voraus, daß sie von etwas Bekanntem redet, daß sie auch den künftigen Welten noch ein Entwickelungsziel setzt und nicht mit der Vollkommenheit auch den uns einzig bekannten Begriff des Lebens als Strebens ausleert. Wollen das aber die Religiösen nicht gelten lassen und sprechen auch sie, wie es wohl vorkommt, wenn man sie mit der

Vorstellung von der Seligkeit in die Enge treibt, von unendlich vielen Stufen der Gottesgemeinschaft, von einer Hierarchie der Engel u. a. — nun wir haben nichts dagegen: hier ist künstlerische Dichtung und dort ist künstlerische Dichtung; gemütsbefriedigend sind beide — denn wer hindert auch den phantasierenden Naturforscher, seine neue Welten immer vollkommener auszustatten? Ja das Gesetz der Erhaltung der Kraft zwingt ihn dazu, auch kein Tüpfelchen von allen idealen Bestrebungen, die je auf der Erde menschliches Handeln bewegt haben, verloren zu geben. Organische Materie freilich kann und muß der Desorganisation verfallen, das lehrt eindringlich der Tod alles Lebenden; aber was organische Materie geleistet hat, das kann ebensowenig ins Nichts verschwinden, wie die Zeit den Wellenschlag ungeschehen machen kann, den in diesem Augenblick ein Windstoß auf der Fläche des Genfer Sees hervorruft. Oder wollte man überhaupt leugnen, daß Einwirkung des Geistes auf die Materie möglich sei? Das hieße überhaupt alle Entwickelung leugnen, denn Entwickelung ist ja nichts anderes, als Umwandlung eines Seienden zu einem Werdenden, Umgestaltung des Rohstoffes nach ihm innewohnenden Zielen, die nur der Geist nachzubegreifen imstande ist. Dann wäre nicht einzusehen, warum das Chaos nicht Chaos geblieben, warum die Elemente sich geschieden, warum die Erde nicht in ihrer Vergletscherung verharrt habe, warum die Protozoen die einfache Zellengestalt verlassen, warum sich im Kampf ums Dasein die Millionen von Pflanzen- und Tierformen entwickelt hätten, warum in der am feinsten differenzierten Tiergestalt Menschengeist aufgetaucht wäre. Das ist doch aber geschehen, und wir Menschen müssen diese Entwickelung, die ja für einen Nichtmenschen vielleicht das Aussehen eines sinnlosen Spiels von Kräften, vielleicht sogar einer Entartung haben könnte, von unserem Standpunkte aus als Vervollkommnung auffassen; denn vollkommener werden heißt gar nichts anderes, da Vollkommenheit unser Vernunftideal ist, als vernunftentsprechender werden. Selbst Pessimisten wie Schopen-

hauer und Hartmann können die Umwandlung der Willenswelt in die Vorstellungswelt, den Gang vom Unbewußten zum Bewußten, nicht anders, denn als tatsächlichen Fortschritt ansprechen, da nur diese Entwickelung imstande sei, dem Daseinselend ein Ende zu machen. Ist also diese Vervollkommnung — ich sage bescheiden nicht eine Tatsache — sondern eine notwendige Forderung des Menschengeistes, so kann er beim Denken über Zukünftiges sie nicht mehr fallen lassen. Ziellose Entwickelung ist ein Unding, sagt freilich Tolstoi und Kleinere haben es ihm vor- und nachgesprochen, aber sie ist nicht mehr Unding als endlose Zeit und unendlicher Raum. Immer hat Entwickelung ein nächstes Ziel, und wenn dies erreicht ist, schiebt sich ein weiteres, ferneres Ziel am Horizonte herauf, genau, wie es die Begrenzung ist, die uns Zeit und Raum erst merklich macht. Gibt man zu, daß es ein Fortschritt war — und man wird nicht wohl umhin können, es zugeben zu müssen — daß organisches Leben sich aus dem Anorganischen entwickelt hat, daß der Mensch mit Selbstbewußtsein in die bewußtseinsleere Welt trat, dann wird man auch der Phantasie nicht wehren können, die weitere Entwickelung des Alls und des Menschengeistes im Sinne des Fortschritts zu erhoffen.

Diese Gedanken scheinen ja dem kindlichen Geiste noch zu fern zu liegen, weit über seine Bedürfnisse und sein Fragen hinauszugehen — aber was hindert uns denn, sie in die Kindersprache zu übersetzen und dem Kinde, wenn es einmal nachdenklich die Frage nach dem Wozu der Natur und des Menschen, wenn auch unbeholfen, ausspricht, unsere Weisheit mit einem kindlichen Worte zu geben? Das Wort heißt „Besser werden“ und es paßt in der Unbestimmtheit seines überreichen Inhalts vortrefflich zu einer Antwort, die jeden Fragenden herausnehmen läßt, was er verstehen kann. Das Kind weiß, daß es selbst „besser werden“ soll, es sieht die Erwachsenen sich mühen, besser zu werden oder doch dafür sorgen, daß ihre Verhältnisse besser werden; es lernt Geschichte kennen als das rastlose Bemühen der Völker nach besseren Lebensbedingungen; es blickt in die Naturgeschichte und sieht die

Stufenleiter der Lebewesen, wie sie es immer besser lernen, sich den Verhältnissen, in denen sie leben, anzupassen und es wird sich vielleicht kindliche, aber sicher bestimmte Vorstellungen bilden, wenn es auf die Frage, wozu denn die Welt da sei, die Antwort erhält: um besser zu werden. Hat nicht die Religion selbst dieses Besserwerden in ihre Grundvorstellungen aufgenommen? Wohl läßt sie Gott nach der Schöpfung sein Werk betrachten und alles sehr gut finden, unähnlich unseren Künstlern, denen an ihren besten Werken stets das beste noch zu fehlen scheint: aber bei der Zensur: sehr gut war jede Steigerung ausgeschlossen. Sollte Leben in die Schöpfung kommen, so mußte der Sündenfall das Paradies in die unvollkommene Erde, dieses Tal des Jammers und der Tränen, verwandeln. An die Stelle der Heiligkeit trat das Bedürfnis der Heiligung: für die tote Vollkommenheit tauschten wir die Vervollkommnung ein.*)

An diesem Punkte indessen ist der Materialismus biblischer, als die Orthodoxie selbst; er möchte bei der Welt vor dem Apfelbiß stehen bleiben und fragt entrüstet: ist euch denn die Natur nicht gut genug, daß ihr auch sie besser machen wollt? Ist nicht alles in ihr aufs vortrefflichste eingerichtet und kann nicht höchstens menschliches ewiges Besserwissenwollen daran kritteln? Oder er weist den Menschen mit seinen aufdringlichen Werturteilen ganz von der Schwelle des Naturtempels und behauptet: gut und böse seien gar keine Urteile, die der Natur gegenüber irgendwelchen Sinn hätten. Was in der Natur geschehe, geschehe notwendig; was aber notwendig sein müsse, könne nicht nach dem Begriff des Seinsollens gerichtet werden. — Das letztere ist falsch, andernfalls wäre jede Wertbeurteilung, ja jede ästhetische Betrachtung der Natur unmöglich — und doch fällen wir täglich über Dinge, Handlungen und Geschehnisse, ganz gleich, ob sie notwendig bedingt sind oder nicht, Urteile, die aus dem

*) Vgl. des Verf. „Sünde und Erlösung“ Berlin 1895. Verlag der Deutschen Gesellschaft f. ethische Kultur. 30 S. 50 Pf.

logischen, ästhetischen oder ethischen Begriff des Seinsollens herfließen, d. h. wir kritisieren alles nach dem Maßstabe des Wahren, Schönen und Guten. Der konsequente Materialismus hätte also einfach auch die Wahrheit und Schönheit aus der Natur zu streichen — was ja schließlich ebenso leicht geht, da diese auch nur Beziehungen zum menschlichen Geist ausdrücken, und die Natur geistlos betrachtet, oder vielmehr gar nicht betrachtet, natürlich an sich weder böse, noch häßlich, noch falsch sein kann. Aber man sieht, daß damit gar nichts gewonnen wäre. Die Frage ist ja eben die, ob, wenn wir einmal unsere sittliche Beurteilung an die Natur anlegen, das Resultat sei, daß wir sie gut und nicht besserungsfähig finden, oder nicht. Und da ist doch wohl, ohne alles Besserwissenwollen und Korrigieren der Schöpfung frei heraus zu sagen, daß die Natur nicht nur nicht gut, sondern im höchsten Maße besserungsbedürftig ist. Es handelt sich dabei nicht um das lächerliche Unterfangen eines Umstoßens der Naturgesetze, sondern um ihre Weiterbildung in der Richtung, die sie selbst schon eingeschlagen haben. Unser Geist ist ja diesen Naturgesetzen gegenüber nichts Fremdes, sondern wie er auf natürlichem Wege in der menschlichen Organisation entstanden ist, so folgt er auch weiter dem Bildungsgesetze der Natur selbst, auch dann, wenn er kritisierend und auf die Reihe der Lebewesen zurückschauend erkennen sollte, daß ihre Gesetze von ehemals nicht mehr seine Gesetze von heute sein dürfen. Es ist nicht das erste Mal, daß er diese Entdeckung macht. Als der Mensch auf den Gedanken kam, zwischen seinen vier Gliedmaßen die Arbeitsteilung in der Weise einzuführen, daß nur die unteren zum Stehen und zur Fortbewegung, die oberen aber zum Greifen dienen sollten, als er sein Haupt aufrecht erhob und die Augen zum Himmel aufschlug, als er das erste Werkzeug, den Hebel, erfand, als er den glühenden Sonnenbrand, die Regengüsse, den schneidenden Wind — alles Naturereignisse — unerträglich findend, die erste Hütte baute, als er das Feuer zum Bereiten seiner Fleischnahrung heranzog, weil seine Zähne leider nicht die Schärfe und Kraft

des Raubtiergebisses hatten — da korrigierte er jedesmal die mangelhafte Natur, und wir nennen diese Korrektur der Natur von der Erfindung der Feuersteinwaffen an bis zur Entdeckung der Röntgenstrahlen mit einem Worte: Kultur, im gewollten Gegensatz zur Natur. Daraus ist ohne weiteres klar, daß Kultur wohl ein Gegensatz der Natur ist, daß sie aber ohne die Natur ganz und gar nicht existieren könnte; sie ist die Fortbildung der Natur über die Umschlagsgrenze hinaus, wo Natur eben nicht mehr nur Natur, sondern auch Geist wird — wollten wir hegelisch sprechen: sie ist die Synthese der Antithesen Kraft und Stoff, Geist und Materie.

Nur im Vorbeigehen sei darauf hingewiesen, wie in der Geschichte der Philosophie die unberechtigte Entfernung des Menschen aus der Natur durch den Spiritualismus die Reaktion des Materialismus hervorrief, der sich damit rächte, daß er den Geist ganz zum Produkt der Materie machte und so den Menschen ganz in die Gefangenschaft der Natur zurückführte — eine Übertreibung, die gegen die Kraft- und Stofflehre wieder alle Vorkämpfer der Kultur auf den Plan rief. —

Aber mit der Kultur allein ist es nicht getan, soweit sie die augenfälligen Mängel in der natürlichen Ausrüstung des Menschen zum Daseinskampfe auch verbessert. Sie mußte sich auch der Korrektur der Natur im weiteren Sinne annehmen. Die unerträglich sinnlose Verschwendung, die diese mit Lebenskeimen trieb, die niemals zur Entfaltung kommen konnten, weil unzählige andere Lebenskeime, denen die Mutter Natur betrügerischerweise auch Entfaltung versprochen, sie daran hinderten. konnte dem jüngsten Sohne derselben Mutter nicht verborgen bleiben. Er stellte sie also unter Vormundschaft und es ist kein Gedanke daran, daß diese wieder aufgehoben werden könnte. Er dämmte das Meer und die Flüsse ein, die alljährlich unendliches Leben unter ihren Wogen begruben; er lichtete den Urwald, in dem sich die Vegetation untereinander erstickte; er rang dem Moor, das bisher nur wenigen niederen Pflanzen-

formen zum Wohnsitz diente, fruchtbares Land ab; er führte lebenspendende Wasseradern in die Steppe; er holte aus der Erde das Metall, das ihn zum Herren der Welt machte; er sichtete die Pflanzen- und Tierwelt — daß er dies nach den Gesichtspunkten seines Nutzens tat, wird ihm niemand verargen wollen — und setzte das Weizenfeld an die Stelle des Gestrüpps, die Rinderherde an die Stelle des einsam schweifenden Raubwildes; er veredelte Baum und Tier — kurz er schuf die Oberfläche der Welt in kurzer Zeit so völlig um, daß die tausendfache Menge von lebenden Wesen jetzt auf demselben Grundstück gedeihen kann als früher. Noch mehr, er erhöhte nicht nur das Existenzmaximum, sondern auch das Glücksmaximum, indem er überall der höheren Organisationsform, die dieses Empfindens fähig ist, seine Hand zur Überwindung der stumpf und dumpf dahinvegetierenden niederen Lebensform reichte. Das alles tat er gegen die Natur — wenn nicht etwa Mutter Natur innerlich lächelnd und befriedigt ihrem braven Sohn zunickt und sich freut, wie gut er ihre stillen Absichten, mit denen sie ihm den Verstand gab, begriffen hat! Auch das ist Kultur — und noch lange nicht ist er damit fertig, vielleicht erst am Anfange.

Wie jammervoll hatte nun wieder die Natur für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts gesorgt! Waffenlos, hilflos, eine leichte Beute jedes Tiers, jeder Krankheit, kommt der Herr der Erde auf ihr an. Was sollte aus ihm werden, wenn er der Natur überlassen bliebe? Körperliche und geistige Erziehung muß ihn über die ersten Jahrzehnte seines Lebens künstlich hinwegbringen. Aber auch die einzelne Familie war in ihrer Isolierung der gewaltigen Tierwelt nicht gewachsen; zum Kampf gegen die Natur schien sich der Kampf gegen die konkurrierende Menschenwelt zu gesellen — bis der menschliche Geist das Mittel der Vereinigung erfand, die Sprache. Aus der Vereinsamung herausgetreten und in Stämme vereinigt, mußte das Menschengeschlecht von neuem die grausame Natur zu täuschen unternehmen. Ließ diese unbekümmert um die Nachkommenden die

Lebenserfahrung jedes einzelnen, die er in mühseligem Ringen und Denken erworben, ins Grab sinken, so mußte der Zusammenhang der späteren Geschlechter mit ihren Voreltern solider geknüpft werden, als die bloße Gedächtniskraft es zuließ. Es erwuchs das Schrifttum und mit ihm bewußte Geschichte. Die intellektuelle Kultur nahm, das beste aus dem Denken der Väter den Enkeln treu bewahrend und zur Weiterarbeit überliefernd, ihren gewaltigen Aufschwung. Es ist überflüssig, den Weiterflug des menschlichen Gedankens durch die Jahrhunderte zu begleiten, stets war er übernatürlich im Vergleich zur Natur im engeren Sinne und doch menschlich natürlich in der Überwindung von Raum und Zeit.

Noch bleibt die Entwickelung einer anderen Kultur zu erwähnen, die mit der vorigen sich vielfach innig berührt und doch ihren eigenen Lauf verfolgt. Wilder rücksichtsloser Kampf durchtobt die ganze Natur. Alles einzelne, gleichviel ob anorganisches Konglomerat, chemisches Element, Pflanze oder Tier, behauptet seinen Platz nur durch schonungsloses Geltendmachen seiner Kraft. Nur der Starke behält Existenzrecht. Zu Boden getreten, erdrückt, erstickt wird alles, was sich nicht selbst zu behaupten vermag. Das feiner Organisierte vermag sich nicht vor dem Gröberen zu retten; nicht das beste, sondern das kräftigste, gewandteste, schlaueste, tückischste, mit einem Wort für rücksichtslosen Lebenskampf am reichsten ausgerüstete Exemplar trägt den Preis der Erhaltung und Fortpflanzung davon. Auch in der Menschenwelt waltete kein anderes Gesetz. Der „Übermensch", Nietzsche nachzusprechen, unterdrückte, tötete, versklavte den Knechtsmenschen; Barbarenhorden schlugen die Zivilisation alter Völker in Trümmer, die über der intellektuellen Kultur die physische Spannkraft eingebüßt hatten. Durch den Gang der Jahrtausende hin triumphierte Gewalt über Schwäche, Macht über Recht, Tyrannei über Sittlichkeit, Autorität über Freiheit, Praxis über Theorie, sogenannte Weltklugheit über Schwärmerei, Realpolitik über Idealismus usw. Man sieht, die Namen wandelten sich, die

Sache blieb dieselbe. Stets drapierten sich die Anhänger der siegenden Sache mit den Fetzen des Naturgesetzes, das die Erhaltung des Kräftigeren und den Untergang des Schwächeren wolle — aber stets waren auch Katone da, denen die besiegte Sache besser gefiel. Gegen diese brutale Naturordnung, die den höchsten Preis der skrupellosen Rücksichtslosigkeit verordnete, begann die Menschheit sich aufzulehnen. Auch hier mußte die Natur wiederum verbessert werden, und verbessert durch die Pflege und Weiterbildung natürlicher menschlicher Anlagen. Rechtsgefühl und Mitgefühl waren die beiden Quellen, aus denen sich der Strom *ethischer Kultur* über die Menschheit ergoß. Die beiden Waldmenschen, die zuerst, statt mit Keulen zu erproben, wer den anderen zu erlegen imstande wäre, sich verbanden, das Urwild zu jagen, schufen unbewußt, indem sie ihre Raubtierfreiheit zugunsten gegenseitiger Lebensgarantie einschränkten, das *Recht*; sie übten, der eine des anderen Schlaf bewachend, die erste soziale Tugend, die *Treue*. Dunkel erst, ungewiß und schwankend, erwuchs das Bewußtsein, daß es auch noch ein höheres Gut gebe, als die bloße Auslebung aller Kräfte; daß der Mensch nicht nur stark, sondern auch gut sein könne; daß zwischen dem Mächtigsten und dem Besten ein Unterschied gemacht werden solle. Mit machtvollem Vermögen, die Einzelhandlungen des Individuums zu regeln, errang die Sitte allgemeine Anerkennung, verdichtete sich zur Rechtsordnung und sandte ihre Ausläufer, die Grundsätze bewußter Sittlichkeit, in die Menschheit. In der Natur war sie nirgends anzutreffen — so wurde sie übernatürlich. Den Göttern, die die dichtende Phantasie des Menschen den Naturkräften unterschob, wurde auch die Hut des übernatürlichen Schatzes der werdenden Gesellschaft anvertraut. Tausendfach verstärkt durch die Resonanz der Ehrfurcht vor der Gottheit schallte die Stimme des Menschheitsgewissens an das Ohr des einzelnen und beugte auch das widerstrebende Herz unter seine unüberwindliche Macht. Unüberwindlich, denn in jedem Einzelherzen erwuchsen seinen Forderungen Verbündete; so wenig wie

der Verstand des Individuums sich rebellisch auflehnen konnte gegen die einfachen Sätze der Mathematik, sowenig konnte auch das Einzelgewissen die vielleicht widerwillige, aber unbedingte Anerkennung des der Gemeinschaft Nützlichen als Guten versagen. Tausendmal irrte das Gewissen der Menschheit, indem es Böses als gut verkündete; milliardenfach irrte das Einzelgewissen — aber niemals, seit der Mensch Mensch ist, verschwand die Idee des Guten wieder aus seinem Bewußtsein. Sie hatte ihre Entwickelung — denn sie lebt ja. Sie rang sich durch Kannibalismus, Barbarenmord, Fremdenhaß, Stammesfeindschaft, Blutrache, zur Einsetzung von Wergeld und Friedensgeld, Verbot der Privatfehde, Duldung des Fremdlings, Gastfreundschaft, Anerkennung der Menscheneigenschaft, ja zur Bruderliebe hindurch; aus Frauenraub, Polygamie, Polyandrie, Witwenverbrennung zur Anerkennung der Ehe neben dem Kebsweibertum, zur Monogamie, zur rechtlichen und sittlichen Gleichstellung der Frau empor — um beispielsweise nur zwei sittengeschichtliche Entwickelungen zu nennen: was eigentlich gut oder sittlich zu nennen sei, wechselte, und was früher als sittlich galt, wurde von der Folgezeit als unsittlich erkannt, aber immer galt die Übereinstimmung des Handelns des einzelnen mit dem jeweiligen Sittlichkeitsbewußtsein der Gesamtheit als verpflichtend, als unbedingte Anerkennung fordernd, als gut. Recht und Sitte wurden der Hort des Schwächeren, die Schranke des Stärkeren. Als Stärkstes war der einheitliche, in der Rechts- und Sittenordnung sich verkörpernde Wille der Gesamtheit erkannt. Der Zwiespalt des Einzelwillens mit ihm wurde als Sünde vom Gewissen empfunden, als Vergehen oder Verbrechen von der organisierten Gesellschaft geahndet. Dieser Gemeinwille aber forderte gerade den Schutz des Individuums in allen seinen Beziehungen; die Natur hatte es sich selbst überlassen, die Gemeinschaft trat schützend an ihre Stelle, mußte aber eben, um Gemeinschaft aller zu bleiben, auch das Opfer der anarchistischen Willkürfreiheit vom einzelnen verlangen. So wiederholt die staatliche Gesell-

schaft im vollen Lichte des Bewußtseins den Vorgang, der in der bewußtlosen Natur gang und gäbe ist und dort unser Entsetzen hervorruft: nämlich die Einbeziehung und Opferung des Einzelwesens in und für die Gattung, die Unterordnung des Individualzweckes unter den Gattungszweck.

In rein mathematisch-mechanischer Weise sichert die Natur der Gattung ihre Existenz, indem sie, je niedriger organisiert ein Lebewesen ist, desto zahlreichere Fortpflanzungskeime entstehen läßt, um von hunderttausenden, die sie zur Vernichtung bestimmte, einen lebenskräftigen Nachkommen zu erzielen. Man denke nur an die milliardenhafte Vermehrung der Bakterien, die millionenhafte der Pilzsporen, Samenkörnchen, Fischrogen usw. bis zu Maus und Kaninchen hinauf. Ob die naturnotwendig untergehenden Wesen die Vernichtung als Schmerz empfinden, ist ihr völlig gleichgültig. Das einzelne ist wertlos, weil beliebig oft zu reproduzieren. Darum konnte sie ihre Harmonie auch auf den Kampf aller gegen alle stützen und nach dem Grundsatz: der Stärkere behält Recht, verfahren. Die Wahrscheinlichkeit der Erhaltung einer Gattung wuchs doch mit der Vermehrung der Einzelindividuen, wenn auch von vornherein der zweckwidrige Untergang der großen Mehrzahl in Rechnung gezogen wurde, und die dem Daseinszweck widerstreitende Benutzung des Überschusses ermöglichte wiederum einer andern Gattung die Existenz. So mußte sich ein labiles (schwankendes) Gleichgewicht unter den ums Dasein Streitenden mit Notwendigkeit ergeben. Verschwindet dann auch wirklich einmal eine ganze Gattung, wie wir dies von den vorgeschichtlichen Tieren und Pflanzen wissen — die Natur brauchte ihnen keine Träne nachzuweinen, denn an ihre Stelle waren eben lebenskräftigere, besser angepaßte Familien getreten. Sie verlor auch an den vielen nichts, die untergehen mußten; denn der eine, der am Leben blieb, war ein vollkommenes Exemplar der Gattung: der eine lebte für alle. Je höher aber nun die Organisation des Lebenden wurde, desto weniger konnte ein Individuum das

Ideal der Gattung erschöpfen. Die Natur differenzierte ihre Lebewesen und führte gewissermaßen Arbeitsteilung ein; um so höher mußte der Prozentsatz der zur Fortpflanzung kommenden Gattungsexemplare werden. Die arithmetische Steigerung der Fortpflanzungskeime hatte schließlich ihre Grenze gefunden in der Gefahr einer Störung des Gleichgewichts für die anderen Lebewesen; es mußte also ein anderes Prinzip in die Rechnung eingeführt werden. Das neue Prinzip war das des Intellekts. Je klüger ein Wesen war, desto eher verstand es, die seine Existenz bedrohenden Gefahren zu vermeiden, desto geringer brauchte aber nun auch die Menge seiner Nachkommen zu sein. Gleichzeitig wirkte der Intellekt, der ja den einzelnen in verschiedenem Grade selbst innerhalb der Gattung zu Gebote steht, von neuem differenzierend und verlangte so wiederum eine größere Anzahl von überlebenden Einzelindividuen, um den Gattungstypus voll zu repräsentieren. So mußte der Intellekt zur Schonung des Individuums führen — und dahin hat er, wie wir sahen, in der Menschheit tatsächlich geführt. Neben das Prinzip: *einer für alle* stellte sich das andere: auch *alle für einen*. An die Stelle des Vernichtungskampfes aller gegen alle mußte das Bewußtsein der Solidarität aller mit dem einen treten. Der rücksichtslose Kampf ums Dasein findet in der Menschheit sein natürliches Ende — oder sollte es doch finden — sobald die Menschheit sozial zu empfinden anfängt. Jetzt weiß sie sich als höchste ihr bekannte Organisationsstufe der Natur einig; jeder Einzelmensch ist ihr relativ unersetzlich und *nicht mehr wertlos*, weil unendlich oft zu reproduzieren, sondern *einzig und vom höchsten Werte*, weil niemals wieder so zu finden. Das ahnte die Religion, indem sie dem Individuum die unsterbliche in alle Ewigkeit unverlierbare Seele zuerkannte; das weiß die humane Sittlichkeit, weil sie in jedem einzelnen ein historisch einmal so oder so gewordenes, nicht wiederholbares, also für das Gattungsideal notwendiges Exemplar erblickt. Daß es innerhalb der Menschheit wiederum eine unzählige Mannigfaltigkeit und Abstufung der Werte der einzelnen

gibt, ist selbstverständlich. Die menschliche Gattung formuliert ihren Willen, indem sie ein Ideal der Schönheit, der Wahrheit und der Güte aufstellt. Nach dem Maße, wie der einzelne an diese Ideale heranreicht, mißt sie ihm seinen Wert zu und feiert die Höchststehenden als Genien der Menschheit; aber auch vom niedrigsten verlangt sie ein Minimum der Übereinstimmung mit dem im Ideal ausgedrückten Willen der Gesamtheit und bietet ihm als Gegengabe dafür die Anerkennung seiner Menschenwürde. Das ist der Gang der ethischen Kultur in der Menschheit, der Weg, den die Natur selbst eingeschlagen hat, um besser zu werden. Blicken wir doch nur zurück. Es ist das Werk der Natur selbst, das der Mensch, als ihr Beauftragter, auf sich genommen hat. Neben alles Lebende stellte die Natur den Schmerz als wohlmeinenden Eckehart, als Warner, falls sich das Einzelwesen von den Lebensgesetzen seiner Gattung entfernte. Er ist der eilende Bote, um dem Individuum anzukündigen, daß der Weg, den es einschlagen möchte, zur Vernichtung führt. Und hat sie nicht neben den Menschen denselben Schmerz gestellt, nicht nur, soweit auch er den physischen Gesetzen untertan ist, sondern den Gewissensschmerz: das Sündenbewußtsein, wenn der Mensch seinen Eigenwillen haben will neben dem Gesamtwillen, der Sittlichkeit? „Die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret sie den Tod!“ So ist Kultur wieder Erfüllung der Natur geworden, und Kultur wie Natur rufen dem Menschen eindringlich zu: bessere dich!

Es wird nunmehr verständlich sein (und diese längere Ausführung entschuldigen), was die Eltern meinen, wenn sie dem Kinde das Entwickelungsziel der ganzen Natur mit dem kindlichen Worte „besser werden“ bezeichneten. Gleichzeitig ist damit für verständige Eltern der Weg gewiesen, wie sie dem Kindergemüte ohne beschönigende Verschleierung der Grausamkeit und Härte der Naturgesetze doch den freudigen Glauben an die immanente Güte und Zweckmäßigkeit des Naturverlaufs erhalten können. Bei einer richtigen Ausführung der oben

meist nur angedeuteten Gedankengänge im einzelnen wird auch der scheinbare Gegensatz zwischen dem rücksichtslosen Naturgesetz und den sittlichen Gesetzen der Menschheit verschwinden. Es liegt schon in dem Darwinschen Gesetze der Zuchtwahl und Auslese des Passendsten unleugbar etwas Versöhnendes, das die früher scheinbar so unsinnige und zwecklose Massenvernichtung von Einzelexistenzen in das Licht eines verständlichen Zweckgesetzes rückt. Um so williger wird dann der Geist auch den zweiten Schritt der Natur begreifen, wenn sie die Auslese des Stärkeren in der Menschenwelt zunächst selbst durch die ethische Kultur in die Auslese des Besseren verwandelt. Aber freilich nicht ohne die energische Mithilfe der Menschheit selbst. Es war wohl der folgenreichste Irrtum der letzten fünfzig Jahre, daß man in der ersten Begeisterung über die neuentdeckte Zweckmäßigkeit des Naturlebens einfach das Gesetz von der natürlichen Zuchtwahl ohne weiteres auf das Kulturleben der Menschheit übertrug und auf wirtschaftlichem Gebiete aus dem Kampf aller ums Dasein die Entstehung der nationalökonomischen und sittlichen Harmonie erwartete. Man vergaß eben, daß der gerade Passendere durchaus nicht immer der Bessere ist, daß Kultur nicht Natur, sondern Verbesserung der Natur durch Geist bedeutet. Eine Art von Harmonie, d. h. ein labiles Gleichgewicht der Kräfte, wird ja allerdings auch dadurch erreicht, aber eine Harmonie, wo der Ausbeuter genau so weit gehen kann, wie das Maximum der Widerstandskraft der Ausgebeuteten anzeigt, eine Harmonie, die heute Millionen von Menschen, und zwar nicht nur aus der Zahl der Unterdrückten, die Schamröte ins Gesicht treibt! —

Hundertfältig hat ja die Menschheit die Erfahrung gemacht, daß nicht der Tyrann an der Spitze von tausenden von Sklaven der Mächtigere ist, sei es nun auf dem Schlachtfelde oder auf dem Felde friedlichen Wettbewerbs, sondern die wohldisziplinierte kleine Schar von selbstbewußten und ihrer Würde frohen freiwilligen Kämpfern — und trotzdem muß der Gedanke

der Volkssolidarität, der jeden Menschen nach seinen Fähigkeiten bewertet, in ihm die Menschenwürde schont und ihm nach dem Grundsatze strenger Gerechtigkeit seinen Lebensanteil zumißt, noch immer kämpfen gegen die kurzsichtige Meinung, als könne eine Minderheit, die sich gewaltsam die Arbeit der Mehrheit sichert, den Existenzkampf leichter führen. Schon jener Begriff des Lebens, den wir unsern Kindern zumuten aus der Betrachtung der Natur zu ziehen, könnte eines Besseren belehren. Denn den Zweck alles Lebens im Besserwerden sehen, heißt nichts anderes, als jene bereits früher genannte Definition Herbert Spencers vom Leben wiederholen, die umfassendste und gründlichste, die ich kenne: „Leben ist Anpassung innerer Relationen (Beziehungen) an äußere Relationen.“ Wie daraus für das Tier, für die Pflanze folgt, daß ein jedes um so vollkommener lebt, je genauer es diese Anpassung vollzogen hat, so folgt für den Menschen, daß er, um sich der Vollkommenheit des Lebens zu nähern, sein Inneres in engste Beziehung zu setzen hat mit seiner Außenwelt. Diese ist aber nicht nur, wie bei Pflanze und Tier, erschöpft mit der Aufzählung der klimatischen, geologischen, meteorologischen, geographischen, floristischen und faunistischen Umgebung, sondern seine Außenwelt ist vor allen Dingen die menschliche Gesellschaft, in die er hineingeboren wird, der Kreis von Sprache, Sitten und Gebräuchen, von Geschichte, Vererbung und Erziehung, von geistiger und ethischer Kultur, dem er, auch wenn er wollte, nicht entrinnen kann. Als gesellschaftbildendes Wesen ist er der Herr der Natur, sonst bleibt er der Schwachen Schwächster. Das ABC aller Gesellschaftsbildung aber ist Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetz der Gemeinschaft. Daß diese Gleichheit wirkliche Ungleichheit in Körper- und Geisteskräften der Individuen nicht ausschließt, sondern eben voraussetzt — denn sonst wäre ja ihre Forderung gar nicht nötig — ist selbstverständlich, ebenso wie sie nicht gleichen Anteil an den Gütern der Erde garantieren kann. Je inniger der einzelne sein inneres Wollen an den Willen der Gesamtheit anpaßt, je

sittlicher er ist, desto intensiver wird er leben. In dem Maße, als die Menschheit die Pflicht begreift, daß alle für einen einzutreten haben, daß das schwächste Individuum das größte Recht auf Schutz der Gesamtheit hat, in dem Maße wird sie selbst mächtiger werden. Aller Fortschritt in der Beherrschung der Natur ist unweigerlich an die Kultur gebunden. Möge die Menschheit einmal die unzähligen menschlichen Kräfte entfesseln, die heute noch unter der blöden Nachahmung des Gesetzes vom Kampf ums Dasein, vom Recht des Stärkeren millionenfach verloren gehen ohne Frucht für die Kultur — und es wird eine Ära fast übernatürlich erscheinenden Fortschritts anbrechen, wenn auch von der Natur selbst dafür gesorgt ist, daß die Bäume der Kultur nicht in den Himmel wachsen.

Schon längst mahnt wohl mancher Leser ungeduldig, wozu alle diese weitausschauenden Betrachtungen, die doch für das Kind ganz und gar nicht in Betracht kommen. Weder fragte es nach dergleichen, noch würde es das Geringste davon verstehen. Ich bin es ihm schuldig, diesen Einwand zu widerlegen. Er begleite mich mit meinen Kindern auf einem Spaziergange. Der Älteste hat soeben eine Raupe gefunden, die vom Auge des Vaters sofort als untauglich zur Schmetterlingsaufzucht erkannt wird, weil eine Schlupfwespe ihre Eier hineingelegt hat. Er erkläre dem Knaben den Vorgang. Wird dieser nicht den Verlust des erhofften, vielleicht seltenen, Schmetterlings bedauern? Wird er nicht auf das Ungeziefer schelten? Das ist kindlich; daß es auch kindisch ist, wird der Vater ihm zu erklären suchen. Da ergibt sich ungesucht die Frage nach dem Recht auf Leben und dem Zwecke des Lebens jeder Kreatur. Wird nun dieser Zweck als „besser werden“ angegeben, so müßte es ein wenig begabtes Kind sein, das nicht den Einwand erhöbe: soweit wir denken können, bleiben Tiere Tiere, Pflanzen Pflanzen, Wespen Wespen rc. Der Vater wird nicht umhin können, auf die relative Geltung der Art und Gattungsunterschiede zu sprechen zu kommen. Er wird — notabene, wenn er Bescheid weiß; aber unsere Unkenntnis

entschuldigt nicht zukünftige Väter — den aufhorchenden Kindern erzählen, welcher Urahnen sich die Insekten rühmen können. Er berichtet, wie aus den Glieder- und Ringelwürmern sich die Krebs- und Spinnentiere losgelöst haben, und wie durch Umformung der überflüssig gewordenen Glieder und ihre Arbeitsteilung der Typus des mit Kauwerkzeugen ausgerüsteten und sechsbeinigen Insekts entstanden sei, wie über den Sümpfen des Schachtelhalmwaldes die Eintagsfliege spielte, noch in der Larvenform ungeflügelt, nur zum kurzen Hochzeitsfeste in die Lüfte steigend; wie mit der Sekundärzeit die Pflanzenwelt zuerst Blüten mit Nektarien, Honigbehältern, erschloß und sofort die Mehrheit der Insektenwelt den errungenen Vorteil der Hartflügler sich zu eigen machte, bis endlich der Schmetterling als lebendig gewordene Blume über den festgewachsenen Vettern gaukelt. „Ja, was kann aber jetzt noch mehr aus ihnen werden?" fragt das Kind, dem wohl der Fortschritt im Lichte der Vergangenheit einleuchtet, das aber die Zukunft nach seiner kurzen Lebenserfahrung mißt. Dann weise es der Vater hin auf die Anpassung, die sich fast vor unsern Augen vollzieht, auf Mimicry, die Fähigkeit, sich nach der Umgebung in Form und Farbe zu ändern, die Verwendung von Schutzfarben u. ä. Gewiß sollen aus Wespen keine Vögel, und aus Vögeln keine Menschen werden, aber vollkommener in ihrer Art können, wie ihre Geschichte beweist, alle Geschöpfe werden und sie werden es unter unsern Augen. Er erzähle dem Kinde doch von den Wandlungen, die menschliche Pflege bei Pflanze und Tier hervorgebracht hat, und die nun die Menschen berechtigt, ihr Produkt zum eigenen Nutzen zu verwerten. Sollte es kein Kind geben, dem dann der Jäger einfällt und das nun fragt, warum dieser denn die Tiere töten dürfe, wie der Schlächter? Dann mögen sie, ihrem Verständnis angepaßt, die Geschichte menschlicher Kultur vernehmen.

Aber die Schlupfwespe mit ihrer egoistischen Eierablagerung im Körper der lebenden Raupe gibt dem Mädchen vielleicht

Anlaß, über die Grausamkeit des Vorgangs zu klagen — wie verlegen stehen die Lobredner des allgütigen Schöpfers da! Die Raupe ist ihnen Ungeziefer, die Wespe nicht minder; warum eins durchs andere leiden müsse, ist gar nicht abzusehen, oder soll Beelzebub, der Herr der Fliegen, in den Riß treten? Der Naturkundige erklärt ihnen, daß unserem sittlichen Gefühl das notwendig Grausamkeit scheinen müsse, was zunächst alles sittlichen Beurteilungswertes bar ist; er gibt die Grausamkeit zu, aber nur um zu zeigen, wie die Natur selbst im menschlichen Bewußtsein sich über sie erhoben hat. Wie die minder vollkommenen Tiergattungen deshalb nicht völlig verschwunden sind, weil die eine Ordnung der Wirbeltiere die höhere Würde der Menschheit erklommen hat, so kann der Daseinskampf in der niederen Tierwelt nicht deshalb aufhören, weil der Mensch ihn unsittlich finden muß. Ist es so schwer, von da, auch Kindern verständlich, auf die Liebe zu kommen, die an die Stelle des tierischen Hasses tritt, auf die Gerechtigkeit an Stelle der Gewalt des Stärkeren? Oder ist dergleichen nicht nötig, unsern Kindern möglichst früh einzuflößen?

„Wer wird immer moralisieren wollen!“ sagt Ihr. Nun, ich nicht. Das ganze Geheimnis moralischer Erziehungskunst besteht ja darin, das Kind an der richtigen Stelle, im passendsten Augenblick die moralische Wahrheit *selbst entdecken* zu lassen. Und ich bin weit entfernt davon zu moralisieren, wenn ich den Kindern sie durchaus fesselnde Geschichten erzähle. Es ist möglich, daß die Kinder im Augenblick von der Gegenständlichkeit der Natur so eingenommen sind, daß sie auf meine kulturgeschichtlichen oder naturgeschichtlichen Belehrungen nicht hinhören. Schön, dann ein andermal. Es ist wahrscheinlich, daß wenigstens die jüngeren Geschwister nicht alles verstehen. Nun, Wiederholungen sind nicht verboten. Das eine Mal war's eine Raupe, die uns Anlaß zur Unterhaltung bot, das nächste Mal wird es ein abgestorbener Baum sein, den der Epheu umschlingt, eine Vogelleiche, ein Schneckenhaus, ein Ameisenhaufen, ein Pilz, oder was

ihr wollt. An der Hand der Natur läßt es sich herrlich plaudern. Sollten aber auch wirklich die Kinder nichts direkt davon haben, weder daß ihre Naturerkenntnis erweitert noch daß ihr Denken angeregt wird, nun, so wird es ihnen indirekt zugute kommen, wenn sich die Eltern einmal wieder in die Schule der Natur begeben und ihr eigenes Denken, Fühlen und Wollen an diesem Quell erfrischen und läutern. Eltern, die nicht ihr ganzes Leben lang selbst Lernende sein wollen, werden keine lernbegierigen Kinder heranziehen.

Mit dem Verständnis des Lebens wird nun auch die Ehrfurcht vor dem Leben gewonnen. Sich selbst überlassen, tappt das kleine Kind zu, unbekümmert, ob es Leben dabei zerstöre. Weniger Grausamkeit als Unwissenheit läßt die Kinder so selbstherrisch mit dem Leben anderer Geschöpfe spielen. Ein Teilchen Wißbegierde, ein Teil Zerstörungslust (d. h. Lust am Wechsel, an der Veränderung), ein Teil Tyrannenfreude, ein Teilchen Jagdlust und endlich ein kleines Teilchen von jenem seltsamen Gefühl der Mordlust, das die Nerven wollüstig kitzelt — das sind die Motive auch bei einem eingefleischten Tierquäler; aber eigentliche Freude an den Qualen eines Tieres empfindet wohl kein Kind. Wenn die Wißbegierde nun richtig befriedigt wird, so lassen sich in der Regel die anderen Motive erzieherisch beseitigen. Das Kind, das sich nicht ohne weiteres als Herrscher über die Tierwelt fühlt, sondern durch Belehrung seinen bescheidenen Platz in ihr angewiesen erhält, dem eine Veränderung zu teuer erkauft dünkt, die sich nicht mehr rückgängig machen läßt, das seiner Jagdlust unter den Augen der Eltern nachgehen darf, um Kenntnisse zu sammeln, wird schwerlich noch in die Sünde der Tierquälerei verfallen. Tut es dies dennoch, so mögen die Erzieher auf das *sexuelle Empfinden* ihres Zöglings achten, denn dann ist dort gewöhnlich die unreine Quelle des Hangs zu suchen. Im übrigen mag das im ersten Kapitel bei der Wozufrage Gesagte genügen, insbesondere auch dafür, daß nicht etwa nur das tierische Leben, sondern ebenso das

pflanzliche, ja sogar die Form beim Mineralreich, Anspruch auf erzieherischen Schutz gegen kindische Vernichtung hat.

Man sollte meinen, der Anblick des Todes selbst müßte am wirksamsten diese Verirrung beseitigen. Beim tierischen Sterben trifft das ja zum Teil zu, insofern die Verwandlung des von innen Bewegten in eine tote Masse schauerlich berührt, aber die abstumpfende Wirkung der Wiederholung darf nicht außer acht gelassen werden. Denken wir selbst denn noch daran, daß alle die Tiere eines gewaltsamen Todes gestorben sind, die wir in den Auslagen der Schlächtermeister, der Wildhändler, auf dem Markte bewundern? Wie sich der Erwachsene merkwürdig rasch und leicht an das Unglück — anderer gewöhnt, so geht es dem Kinde mit dem Tode anderer. Immerhin hat dieser, zumal da, wo Liebe den Verlust besonders schmerzlich macht, noch genug Erschreckendes. Ich denke hier zunächst nicht an die Schmerzempfindung über den Verlust eines geliebten Wesens, denn diese ist egoistischer und durchaus nicht an seinen Tod gebunden. Das Kind also, das über den Tod des Hündchens, Kätzchens oder Vögelchens weint, die ihm geliebte Spielgefährten gewesen, vergießt diese Tränen nicht aus Traurigkeit über die Vergänglichkeit alles Lebenden, sondern es würde auch weinen, wenn sie sonst irgendwie durch Verschenkung oder Verkauf an Fremde in unersetzlichen Verlust geraten wären. Aber es würde allerdings nicht ebenso weinen. Denn in diese verständliche Regung, die vielmehr den Schmerz des Überlebenden, des Zurückbleibenden berücksichtigt, mischt sich jenes Gefühl des Schreckens, daß etwas so harmonisch Gebildetes binnen kurzem zu einem Gegenstand der Starre, Empfindungs- und Bewegungslosigkeit, der Verwesung werden könne. Erst das Auge der Liebe entdeckt ja kleine Merkmale, besondere Eigentümlichkeiten des Aussehens und Verhaltens schon beim lebenden Tiere; dasselbe Auge der Liebe schaudert nun vor dem Bild des Todes an dem geliebten Gegenstande zurück, obwohl es an sich schon oft sehr ähnliche Körper gesehen haben mag, die es nichts angingen. Jetzt erst

ist der Blick scharf genug, um die grausame Verwüstung, die das Sterben an dem Geliebten vollzogen hat, zu entdecken; es fehlt uns tausenderlei, was wir, als es noch lebte, nur gerade bei diesem Wesen bemerkten; die Erinnerung vergegenwärtigt uns Situationen, in denen dieser jetzt starre Körper sich besonders freundlich an uns schmiegte und unsere Tränen fließen über die Grausamkeit des Todes als Auslöschers aller Individualität. Diese Seite des Todes ist tatsächlich die für alle lebenden Wesen erschreckendste. Wenn wir uns oft darüber wundern, wie wenig selbst hochgebildete Tiere durch den Anblick der Leiche eines Kameraden berührt werden, so ist die Erklärung dafür zwar zum Teil durch den Mangel alles Vorausdenkens und des Kausalitätstriebes gegeben, aber zum anderen Teil doch auch durch das Fehlen der innigen Beziehung gerade zu diesem Individuum. Denn andrerseits sind ja Fälle genug bezeugt, wo beim Vorhandensein einer solchen, wie im Verhältnis des Hundes oder Pferdes zum Herrn, bei inniger Kameradschaft zweier Tiere in der Gefangenschaft oder auch nur in der Ehe, der Schmerz des überlebenden Tieres den höchsten Grad erreicht. Wiederum gewöhnt sich auch der Mensch leicht an den täglichen Anblick von Leichen, die ihm mehr oder weniger fernstehen, wie jeder Soldat, jeder Arzt bei Seuchen, ja jeder Anatomiediener bezeugen kann. Daraus folgt: wer die Furcht vor dem Tode beseitigen will, muß vor allen Dingen lehren, den Wert der Individualität richtig in seiner Bedingtheit aufzufassen. Das ist aber nur möglich bei einer Anleitung zur Naturbetrachtung, wie sie im Vorstehenden versucht wurde. Der Blick, der einseitig auf den mannigfachen Beziehungen des einzelnen zu seiner Umgebung (zu der wir auch gehören) haftete und daraus eine übertriebene Wertschätzung schöpfte, muß erhoben werden auf das Ganze der Natur, auf die Gattung, und jene Überschätzung danach korrigieren. Praktisch lehren wir das, indem wir dem Kinde, das in seiner frischen Trauer gegen die Möglichkeit eines Ersatzes seines Lieblings protestiert, einen neuen Spielgefährten

geben, den es trotzdem bald von neuem lieb gewinnt; theoretisch können wir es, wenn wir dem Kinde begreiflich zu machen imstande sind, daß eben die Individualität, weil sie solche, d. h. beschränkt ist, nicht der volle Ausdruck des Gattungsideals sein kann, daß ihre Einseitigkeiten, die ebensoviele Unvollkommenheiten sind, unmöglich der Erhaltung wert, vielmehr zum Untergang bestimmt sind. Der Tod ist die Zensur, die die Natur selbst an ihrem Werke übt. Weil es noch nicht die höchste Vollkommenheit erreicht hat, muß es ausgestrichen werden aus dem Buch des Lebens. Nur der Tod schafft Platz und Möglichkeit neuen, besseren Lebens. Ist es doch derselbe Gedanke, der den Alternden am sichersten und besten über die mit sicherem Schritt nahende Vernichtung tröstet. Dem Jüngling, dem Mann in voller Kraft ist es nicht zu verargen, wenn er sich gegen diese sträubt, weil er noch die Hoffnung hat und bewahrt, seine Individualität besser werden zu sehen, weil er in seiner Arbeit nicht unterbrochen zu werden wünscht. Der Greis aber müßte sehr selbstsüchtig und eingebildet sein, der die ewige Fortdauer dieser durch ein langes Leben unzähligemale beschmutzten, von Sünde entstellten Persönlichkeit ernstlich hoffen könnte. Er möchte wohl ein neues Leben anfangen — gewiß, aber dann auch weg mit der verbrauchten und in ihrer Schwäche und Verdorbenheit erkannten Individualität. Nur Denkschwäche kann davon das Bewußtsein der Fortdauer des Ichs ausnehmen wollen. Dies Bewußtsein ist ja gerade der Träger aller der Unvollkommenheit, die wir beseitigen wollen. Und in diesem Sinne wird er ein neues Leben anfangen, so wahr Stoff nicht zu Nichts werden, Kraft nicht ein plötzliches, unbegreifliches Ende erfahren kann. Haben wir Geist, so trösten wir uns des, daß noch niemand Geist anders als lebendig zu denken vermocht hat.

Ist aber der Tod in seiner ernstesten Gestalt dem Kinde nahegetreten am Sterbebette seiner eigenen Lieben, dann wird sein Fragebedürfnis zu der unendlichen Sehnsucht nach erhebendem Trost im Unglück. Die Eltern sind die dazu berufenen

Hohenpriester. Kann doch Gott selbst im Widerhall des religiösen Bewußtseins der Vergangenheit kein besseres Bild finden als dies: „Ich will dich trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ Möge denn zum Schluß dieses Abschnitts noch ein Versuch tröstender Antwort stehen auf die ängstliche und unsichere Frage der Kinder:

Wo ist jetzt das verstorbene Schwesterchen?

Schwere Zeiten sind eingekehrt in die kleine Familie. Seit Wochen kränkelte die älteste Schwester, sie wurde bettlägerig; nur ab und zu durften die Geschwister in das dunkle Krankenzimmer, wo die Eltern abwechselnd Tag und Nacht wachten. Und dann kam das Erwachen am Morgen, wo alles so sonderbar war, so übernächtig und zerfahren, und wo die Mutter mit tränenüberströmtem Antlitz den Kindern sagte: ihr habt kein Schwesterchen mehr. Und das war sie ja auch nicht, die wir so gut gekannt hatten, sie, die dort so still und weiß zwischen den Blumen lag, ganz anders anzusehen als früher, dieselbe, und doch nicht dieselbe. „Gestorben“ ist sie. Das Wort haben die Kinder wohl schon gehört, sie haben auch totes Getier schon gesehen, aber ohne tieferen Eindruck. Manchmal sind die Tiere lebendig, dann läßt es sich nett mit ihnen spielen, oder sie ergötzen uns doch mit ihrem Springen, Fliegen, Klettern, Laufen — manchmal sind sie tot, und dann kann man höchstens Begräbnis mit ihnen spielen. Aber dies ist doch ganz etwas anderes; kaum, daß das Kind an jenes Totsein bei Tieren dabei denken kann. Ein unerhörtes, unsagbares Unglück ist hereingebrochen über eine aus unserer Mitte, über uns, die wir zagend an der Schwelle der Totenkammer stehen und gar nicht wissen, was wir von alledem denken sollen. Und nun kommen die traurigen, und doch so bewegten Tage; Kränze und Blumen füllen das Vorzimmer; merkwürdige Menschen, die wir nie gesehen haben, bewegen sich in unseren Räumen; es ist alles so feierlich und so bedrückend. Dann wird der sonderbare häßliche Kasten gebracht, in den soll unsere arme kleine Irma

gelegt werden — und endlich geht es hinaus, im Wagen oder zu Fuß, auf den Friedhof und dort in der dunklen schwarzen Grube lassen wir Schwesterchen, ganz allein in der feuchten Erde, sie, die immer an unserer Seite im warmen weichen Bettchen abends atmete. Rätsel und kein Ende — das furchtbare Todesrätsel ist dem Kinde nahe getreten; aber noch bebt die Frage zurück von der Lippe; die Eltern, die sonst auf alles Antwort geben konnten, haben keine Zeit gehabt, und man scheute sich wohl auch, die feierliche Stille zu unterbrechen. Aber wenn nun das Leben wieder seinen Gang geht, gehen muß — wenn die Mutter wieder still am Abend mit den ihr gebliebenen Kinderchen um den Tisch sitzt, dann tauchen sie hervor, die großen Fragen, die zurückgedrängt waren, und neben vielem Kindischen: was haben die Männer da gemacht und warum mußten wir alle schwarze Kleider anziehen, und wozu waren die Lichter und die Zitronen — zwischen all dem kommen auch die Fragen des tiefsten Mitgefühls: tut Schwesterchen nun nichts mehr weh? wird ihr nicht kalt sein in der Erde? und wo ist jetzt das verstorbene Schwesterchen?

Christliche, überhaupt religiöse Eltern werden nicht in Verlegenheit kommen, zu antworten. Sie ist bei den schönen Engeln im Himmel, Gott hat sie zu sich genommen; nur ihre sterbliche Hülle ruht im Grabe, ihr Geist hat sich mit dem göttlichen Geiste wieder vereint; sie lebt nun ewig, und wir werden sie einst wiedersehen in der Klarheit des Himmels. Für den Gläubigen gibt es hier keine Schwierigkeiten und der selige Trost, der die eigenen Herzen der Eltern stillt und zu friedvoller Hoffnung aufrichtet, wird auch die unruhige Frage der Kinder sicherlich beruhigen und an die Stelle des schrecklichen Rätsels die freudige Auflösung in die himmlische Harmonie setzen. Aber auch der sonst Kleingläubige, der Gleichgültige, der Zweifler läßt vor der erhabenen Majestät des Todes und vor dem angstvoll fragenden Blicke seiner Kinder wohl gern seine Zweifel, seine geheimen Bedenken beiseite, stimmt ein in das Hohelied vom unzerstörbaren Menschengeiste, von dem Glauben, der Liebe, der Hoffnung, die

das offene Grab überbrücken und tröstet sich mit dem Gedanken, daß die Unsterblichkeitshoffnung, obwohl täglich und stündlich von der grausamen Todeserfahrung seit Menschengedenken Lügen gestraft, dennoch zum ältesten unbestreitbaren Besitze des menschlichen Geistes gehört hat und gehört.

Wer wollte die Herzensroheit haben, in diese ideale Hoffnungen und Wünsche, diese Versuche, den tief innen fressenden Gram durch freundliche Vorstellungen zu lindern, mit täppischer Faust hineinzugreifen und die trostleeren Hypothesen der Philosophie an Stelle des trostvollen Glaubens zu bieten? Nicht dies ist es, was wir unter ernsten Antworten verstehen. Ernst genug ist auch jene Antwort des Gläubigen, ernst nicht nur, weil sie das zagende Kinderherz darauf vorbereitet, auch einmal vor das Lichtauge Gottes treten zu müssen, sondern ernst in unserem Sinne, soweit und inwiefern die Antwort von der glaubenden Überzeugung der Antwortenden getragen wird. Ihnen haben wir nicht anderes, nicht besseres zu bieten. — Aber der unerbittliche Tod tritt auch in die Reihen der Ungläubigen hinein, in die Familie der Eltern, die aus Ehrfurcht vor der Wahrhaftigkeit ihres Denkens der dichtenden Phantasie keinen Einfluß auf ihre Lebens- und Todesanschauung gestatten möchten, denen die Unsterblichkeit der Einzelseele ein schöner Wahn ist. Was sollen, was können sie ihren Kindern antworten?

Ernst muß die Antwort sein, also es bleibt nicht übrig, als die volle Wahrheit, wie sie die Eltern selbst verstehen. Die Frage ist dem Kinde kein Kinderspiel; zu weh hat die Trennung von dem Spielgefährten getan, zu furchtbar nahe ist Tod und Verwesung an das junge Leben herangetreten, zu schrecklich ist das Bild des offenen Grabes noch im Gedächtnisse. Und man lasse sich nicht von einem falschen Mitleid mit dem jungen Herzen verleiten, ihm die Wahrheit etwa vorenthalten oder doch unter Blumen verschleiern zu wollen. Das Kind würde die Täuschung doch merken, und ein Riß würde zwischen dem Denken der Eltern und dem des Kindes aufklaffen. Gäbe es z. B. auch ein

Elternpaar, das in streng materialistischer Weise den Geist nur als Produkt des Stoffes auffaßte, den Stoff aber in endloser Wiederholung den Kreislauf des Werdens und Vergehens durchmachen ließe, sie dürften ihre Weltanschauung dem fragenden Kinde nicht vorenthalten; sie würden es auch nicht wollen, da die Zerstörung idealistischer Illusionen nach ihrer Meinung gewiß nicht früh genug beginnen könnte. Natürlich könnte auch diese Antwort, wenn sie auch gewiß dem Kinde wenig Trost bieten dürfte, ja völlig frei bleiben von aller verletzenden Härte und gesuchten Rücksichtslosigkeit, wie sie eine Zeitlang bei den Anhängern der Kraft- und Stofflehre im Kampfe gegen idealistische Sentimentalität im Schwange war. Man braucht einen Leichnam nicht gleich Kadaver oder noch schlimmer zu nennen, wenn man auch von seiner Fühllosigkeit überzeugt sein kann, und es besteht keine Nötigung, die Erzeugnisse dichtender Phantasie über die Zukunft des Geistes sofort mit ergrimmten Namen, wie Hirngespinste, Faseleien, zu bezeichnen, so sehr man auch von ihrer Unhaltbarkeit überzeugt sein mag. Von Eltern ihren Kindern gegenüber ist dergleichen natürlich nicht im geringsten zu besorgen.

Aber wie antworten wir, die wir nicht Materialisten sind, die wir aber aus irgend einem Grunde die religiöse und die idealistische Antwort unseren Kindern nicht zu geben imstande sind?

Ich werde das Gespräch wiedergeben, das sich an den Tod einer lieben Tochter knüpfte, nach bester Erinnerung ohne Zutaten, ohne Auslassung. Nicht als wenn ich nicht wüßte und hoffte, daß es viele besser machen werden, sondern nur als ein schwaches Beispiel der Art, wie ich glaube, daß geantwortet werden könnte.

Frage: Tut Schwesterchen nun nichts mehr weh?

Antwort: Gewiß nicht. Sie weiß ja nichts mehr von sich, sie ist ganz tot. Ihr wißt doch, daß ihr im Schlafe, wo ihr nichts von euch wißt, auch keine Schmerzen mehr habt, wenn ihr auch noch am Abend vorher weintet und über Schmerzen klagtet. Sie fühlt gar nichts mehr; das Grab ist ihr nicht dunkel, die Erde nicht feucht, nicht kalt.

Frage: Aber in der Erde wird doch alles verderben, wenn es nun regnet?

Antwort: Das wird es ja, und das kann auch nicht anders sein. Eure Kleider und Schuhe sind ja auch nicht für immer gemacht und verderben allmählich; auch der Holzsarg wird langsam zu Erde zerfallen.

Frage: Aber warum legt man sie denn in die Erde?

Antwort: Liebes Kind, wo sollte man denn mit ihr hin? Sie fühlt doch nichts und kann auch nie mehr lebendig werden. Nun denke einmal: täglich sterben Menschen, wie unsere kleine Irma, und seit vielen, vielen Jahrtausenden sind immer Menschen gestorben, wenn man sie nun nicht begrübe oder auch verbrännte, so würde ja für die Lebenden gar kein Platz mehr sein.

Frage: Verbrennt man denn tote Menschen?

Antwort: O ja, früher, bei vielen Völkern, geschah das ganz allgemein. Jetzt hat man wieder damit angefangen, schon damit die Menschen, die an bestimmten Krankheiten gestorben sind, andere nicht anstecken können.

Die letzte Antwort hatte eine kleine Entgleisung des Gesprächs zur Folge, da die Kinder wissen wollten, was anstecken heiße, wie das geschehe usw., bis ziemlich unvermittelt, nach kurzer Pause, die Frage erfolgte:

„Weißt du noch, Mama, wie Irma uns zuletzt ans Bett rief und sagte: ich liebe doch meine Geschwister so!?"

Auf die bejahende Antwort, die mit kleinen Einzelheiten gerade aus dem geistigen Leben der Verstorbenen aus der letzten Zeit gegeben wurde, erfolgte die nachdenkliche Frage:

„Ist sie denn nun ganz weg?" Ich bemerke dazu, daß meine Kinder sehr wohl durch den Umgang mit anderen Kindern, insbesondere auch in Pfarrhäusern, Äußerungen über Unsterblichkeit, ewiges Leben u. dgl. hatten hören können; auch die Engellegende war ihnen nicht fremd, wenn auch nie im Hause unterstützt worden. Dieses „ist sie denn nun ganz weg" mag also z. T. entstanden sein durch die vage Erinnerung an Äußerungen über die

Unvergänglichkeit des Menschen, zum großen Teil aber auch sicherlich durch das Bewußtwerden des grauenvollen Todesrätsels, wie ein Selbstbewußtsein, das noch eben Liebe, Teilnahme, Willen und Intelligenz gezeigt hatte, plötzlich in das Nichts versinken könnte.

Antwort: Wir können nicht sagen, daß sie ganz weg ist. Darüber wissen wir nichts und können wir nichts wissen, weil Tote nicht mehr sprechen oder uns erscheinen können. Wir können nur sagen: Wahrscheinlich ist sie jetzt da, wo sie war, ehe sie auf der Welt, bei uns, war. Papa und Mama erinnern sich noch sehr gut der Zeit, wo weder ihr noch Irma schon auf der Welt wart — und doch sah es damals gerade so aus auf der Welt, wie jetzt, wo ihr es seht. Darum ist auch sonst nichts anders geworden seit dem Tode Irmas, außer daß sie die Welt nicht mehr sieht und wir sie nicht mehr in der Welt.

Frage: Ist sie denn nun außer der Welt?

Antwort: Die Frage hat keinen Sinn, liebes Kind; denn wir nennen ja alles zusammen, wovon wir etwas wissen: die Welt. Nun wissen wir sicher, daß ihr Körper in die Erde gelegt ist und dort allmählich wieder zur Erde wird; ihr Körper also bleibt in der Welt, wie denn überhaupt nichts aus der Welt herauskommt, was einmal in ihr ist. Darum können wir von etwas „außer der Welt" gar nichts sagen, nicht einmal, daß es ist, oder daß es so etwas gibt.

Frage: Du sagtest aber doch, wir sehen Irma nicht mehr in der Welt.

Antwort: Gewiß, als Irma, als kleines Mädchen, das euch alle so lieb hatte, könnt ihr sie nun nie mehr sehen; ihr Körper st tot und darum kann sie auch nicht mehr fühlen, nicht denken, nicht sprechen. Aber so wie die Teile, aus denen ihr Körper zusammengesetzt war, nicht völlig zu nichts, sondern wieder zu Erde werden, so kann auch die Kraft, die ihren Leib beseelte, die sie „Ich" sagen ließ, die euch Freundlichkeit und Liebe erwies, auch nicht aus der Welt heraus sein; nur in dieser einen Gestalt wird sie uns nicht mehr erscheinen.

Frage: Kann sie uns denn in einer anderen Gestalt erscheinen?

Antwort: Wenn du dabei vielleicht an Geistererscheinungen denkst, oder an Gespenster, von denen dir unwissende Menschen vielleicht erzählt haben, nein! Denn es gibt keine Gespenster, es gibt auch keine Geister, außer solchen, die an Körper gebunden sind, wie wir es alle sind. Sonst aber könnte man gewiß sagen: ja! Denn aus etwas muß immer wieder etwas werden, ein Etwas kann nie zu Nichts werden, so wenig wie aus nichts etwas entstehen kann. Da nun unsere liebe Irma doch gewiß etwas war, so muß sie auch etwas bleiben.

Frage: Bleibt sie nun Erde?

Antwort: Nein, gewiß nicht, mein Kind. „Erde" ist ja selbst nicht etwas Unveränderliches, Totes, das immer so bliebe, wie es einmal ist. Ihr wißt doch, daß aus der Muttererde alle Blumen hervorsprossen, alle die unzähligen Pflanzen, von dem kleinsten Pilze bis zu den größten Bäumen. Aus der Erde zieht sich das Samenkorn alle die Stoffe, die es braucht, um eine schöne große Blume zu werden. Viele Blumen verwelken nun und werden auch wieder zur Erde, viele aber dienen auch den Tieren und uns zur Nahrung, bis wir endlich auch wieder sterben und zu Erde werden. So geht nichts verloren in der Natur, und in der Erde selbst ruht die Kraft, die eine duftende Blüte hervorbringt, die die Tiere lebendig macht und uns Menschen beseelt.

Frage: Ja, war denn Irma, ehe sie zu uns kam, auch in der Erde — du sagtest doch, sie sei jetzt da, wo sie war?

Antwort: Das kann man wohl sagen, nur müßt ihr euch nicht denken, daß sie so fertig, als kleines Kind in der Erde gesteckt hätte. Nur die kleinsten Teilchen, aus denen sie später wurde, die Stoffe sind in der Erde gewesen. Ihr wißt doch, daß Mama euch geboren hat. Nun, woher hat denn Mama alle Kraft hergenommen seit der Zeit, wo sie noch klein war, bis sie eure Mutter wurde, als aus der Erde, d. h. aus den Pflanzen und Tieren, die ihr zur Nahrung gedient haben?

Frage: Kann denn Irma auch noch einmal zu einer Blume oder zu einem Tier werden?

Antwort: So mußt du nicht fragen; ich sagte dir schon, daß die ganze beseelte Gestalt, die wir Irma nannten, nun völlig dahin ist; aber gewiß können und werden Teile von ihr wieder in Pflanzen oder auch in Tierleibern enthalten sein, nicht nur Körperteilchen, sondern auch Teile von der Kraft, die wir ihre Seele oder ihren Geist nannten, werden anderes beseelen, vielleicht auch wieder einen Menschen — nur wird er nicht wissen, daß er schon einmal als Irma gelebt hat und gestorben ist. So wenig, wie etwas, was einmal geschehen ist, dadurch ungeschehen gemacht werden kann, weil Tausende von Jahren darüber hingehen, so wenig kann auch, was ein Mensch in seinem kurzen oder langen Leben geleistet hat, völlig verschwinden. Es lebt weiter in der Erinnerung zunächst derer, die ihm am nächsten standen, in der geistigen Einwirkung, die der Verstorbene auf andere überhaupt geübt hat. Unsere Irma wird, solange wir leben, die sie gekannt haben, nie völlig vergessen sein; und sind wir dann auch alle tot, so leben doch wieder die, die uns gekannt haben u. s. f. Wenn ihr das Wort Geschwisterliebe hört, so wird auch ihr Bild in eurer Erinnerung aufsteigen. Wäre sie ein zänkisches, böses Kind gewesen, dann würdet ihr unter geschwisterlichem Leben sicher etwas anderes verstehen, als jetzt, und das würde euer eigenes Verhalten untereinander sicherlich beeinflussen. Nun denkt einmal, wenn jemand länger gelebt hat, wieviel tausend gute oder böse Eindrücke hat er auf seine Mitmenschen zurückgelassen! Das sind alles Teile von seinem Wesen. Gar nicht zu reden von solchen Männern und Frauen, die in ihrem Leben durch Handlungen und nachgelassene Werke auf eine sehr große Anzahl von Menschen haben einwirken können. Sie leben wirklich in ihren Werken weiter; haben sie Kinder gehabt und erzogen, in diesen und weiter in deren Kindern; wenn aber nicht, dann doch gerade in dem, was ihr Geist geleistet hat, von den Büchern der Gelehrten bis zu den Kunstwerken ihrer Hände; ja, bis zu dem, was ihr Fleiß ge-

schaffen hat. Und es ist gerade das beste, was weiter lebt. Schon in der Erinnerung behalten wir viel mehr ihre guten Züge, als ihre Unvollkommenheiten. Was böse oder auch nur unvollkommen ist, geht ganz sicher unter; nur das Gute lebt ewig weiter.

Frage: Dann ist sie ja aber gar nicht eigentlich tot?

Antwort: Ganz recht. Tot ist nur diese eine Form, die sie einmal angenommen hatte, aber völlig kann ja nichts untergehen, also auch sie nicht. Seht, Kinder, alles, was wird, was entsteht, muß auch wieder vergehen; aber es vergeht nur darum, damit wieder Neues werden kann. Wie die Blätter im Herbst abfallen und auf der Erde verwelken müssen, damit im Frühjahr aus dieser selben Erde wieder neue Pflanzen hervorsprießen können, so ist es auch mit uns Menschen und allem, was wir kennen. Der Tod ist nicht völlige Vernichtung, sondern Übergang zu neuem Leben.

Siebentes Kapitel.

Das Kind und die Gesellschaft.

Im Kreise steht ein Häufchen Kinder und zählt ab: „Kaiser, König, Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann!“ Dasjenige, auf das zum drittenmal der verrufene Bettelmann trifft, „ist es“, d. h. es soll bei dem bevorstehenden Spiele die Rolle des Fängers, Suchers oder Versteckten, je nachdem, übernehmen. Plötzlich erhebt sich eine weinende Kinderstimme: „ich will aber nicht Bettelmann sein!“ und reichliche Tränen rollen über das Gesicht des fünfjährigen Kleinen, der mit atemloser Spannung dem Zählungsgeschäft gefolgt ist, aber noch nicht die nötige Einsicht in die Harmlosigkeit des Spiels erlangt hat und nun allen Ernstes gegen die Entwürdigung seiner sozialen Stellung protestiert. Freilich hat dies nur die Folge, daß er als „noch zu dumm zum Mitspielen“ schleunigst abgeschoben wird, was seinen Gram nicht gerade zu mildern geeignet ist, und er flüchtet nun zur Mutter, um ihr die beschimpfende Behandlung, die er erfahren, zu klagen. Vielleicht hört er hier, daß er kein „schmutziger alter Bettelmann“, sondern „mein Zuckerpüppchen, mein Goldsohn“ ist und geht schnell getröstet wieder auf die Straße, das Herz mit unendlicher Verachtung erfüllt vor dem schimpflichen Gewerbe des Bettlers an der Straßenecke — der freilich vor langen Zeiten wohl auch einmal ein Goldsöhnchen war, nur daß man ihm das nicht mehr gut ansieht.

Wie fest solche erste Eindrücke im Kindergemüte haften! Wie die Märchenwelt uns mit Königen und Prinzen vertraut macht,

die mit Krone und Szepter herumspazieren und „regieren", so heften derartige kleine persönliche Erlebnisse, Abbildungen in Lesebüchern u. dgl. das fest umgrenzte Bild der Stände in unsere Phantasie. Noch heute ist für mich der Bettler ein Mann mit weißem langen Bart und einem mit Muscheln besetzten Pilgerhut und -Gewand, der Bauer der Mann hinter dem Pfluge, über dem sich eine Lerche in den Himmel erhebt, der Edelmann ein zwickelbärtiger Herr in spanischem Kostüm mit wallender Reiherfeder auf dem Barett — und die lange Lebenserfahrung vermag ein solches Bild wohl etwas in den Hintergrund zu drängen, aber nie ganz zu verwischen. Und lächerliche Zufälligkeiten bestimmen manchmal den Haupteindruck. So fürchte ich sehr, daß meine Kinder das standesmäßige Auftreten des Edelmanns in einem — pompösen Leichenzuge für alle Zeiten erblicken werden, da zufällig der Anblick eines solchen und die daraus entspringenden Fragen ihnen die verblüffende Antwort eingetragen hatte: weil es ein Adliger gewesen, so wären sechs Pferde mit Federbüschen vor den Leichenwagen gespannt usw. Wenigstens konnten sie sich noch lange nicht über den Unterschied eines „adligen Menschen" und der anderen Kreaturen beruhigen, und mein entarteter Sohn bedauerte seine Mutter, die doch „vom Kaiser zur Adligen ernannt gewesen" und nun „viel weniger" wäre.

Ja, sollen wir denn echt demokratisch dem Kinde die Standesunterschiede verwischen? Gewiß nicht, sie sind ja da, und das Kind will Wirklichkeit sehen, und sieht sie, trotz unserer Vertuschungsversuche, auch im republikanischen Staatswesen. Aber eins können wir: wir brauchen die Unterschiede nicht zu Stufen werden zu lassen, wir dürfen nicht Wertunterschiede an die äußerlichen Unterschiede knüpfen. Daß diese Mahnung im lieben Deutschland noch immer nicht überflüssig ist, weiß jeder, der die Verhältnisse einer Kleinstadt kennt, der deutsche Titulaturen schaudernd gelernt — oder auch nicht gelernt hat, der den hochzuverehrenden Adel und das geehrte Publikum in Zeitungsannoncen liest und weiß welch' unermeß-

licher Unterschied zwischen der „Kavaliersparole“ und dem Wort des ehrlichen Kaufmanns besteht, wenn auch die Mahnung wie ein Überbleibsel aus dem 17. Jahrhundert anmutet. Die Umwandlung des öffentlichen Bewußtseins geht verzweifelt langsam, und ganz am Grunde des heutigen Interessenkampfes zwischen Agrarier und Großindustriellen, Fabrikanten und Handwerker, Stadt und Land schlummert noch ein Restchen des alten Klassenhasses, der ja übrigens nur das Gegenspiel der Klassenbewunderung ist. Freilich, am Ende lernt es ja jeder, daß der ehrliche und anständige Mensch nicht an die Klassenordnung gebunden ist, daß Schale und Kern zweierlei sind — aber warum muß erst das Leben uns so lehren, warum sieht die Erziehung untätig zu, daß unrichtige Vorstellungen sich einnisten, die später erst in der Schule der Erfahrung umgelernt werden müssen? Zweifellos ist ja schon vieles in dieser Beziehung gebessert, und unsere Lesebücher in den Schulen bis zu den Nieritzschen Jugenderzählungen hinab wählen sogar mit Vorliebe den armen Mann zum Helden ihrer Moral; aber wenn sie auch die Vorstellung eines Wertunterschiedes zwischen Edelmann, Bürger und Bauer meistens dankenswert zu beseitigen streben, so bleiben sie doch vor der obersten und untersten Sprosse der sozialen Stufenleiter unentschlossen stehen. Vor der obersten: denn die übliche Verherrlichung des Königtums macht vielfach aus den Fürsten Übermenschen, stempelt ihre einfachen sittlichen Handlungen zu besonders glorwürdigen weltgeschichtlichen Akten und umgibt auch minder entschuldbare, ja sittlich verwerfliche Taten mit dem Schein wichtiger Vorgänge im Völkerleben. Beispiele anzuführen ist wohl überflüssig angesichts des reichhaltigen Anekdotenschatzes von sehr gemischtem Werte aus der Königsgeschichte, der die Lesebücher der Volksschüler und Gymnasiasten füllt. Die überzeugten Königstreuen und die Konservativen werden überdies geradezu behaupten, daß wirklich ein gewaltiger Wertunterschied zwischen der Person des „Fürsten von Gottes Gnaden“ und dem Mann aus dem Volke bestehe. Das Hohenzollernwort vom „ersten Diener des Staates“ gilt ihnen

als liebenswürdiger Überschwang eines Philosophen auf dem Throne, und mögen sie auch unter dem Staat, dem der Fürst zu dienen habe, in erster Linie den Hofstaat und die Adelsinteressen verstehen, dem demokratischen Haufen gegenüber schließen sie sich als Leibgarde um den erhabenen Thron und wehren dem profanen Volk den Zutritt. In diesem Volke selbst aber ist die geschichtliche Überlieferung noch so mächtig, daß nicht nur der regierende Fürst, sondern auch sein ganzes Haus mit Seitenverwandten und alle dem Throne Nahestehenden bis zum fürstlichen Leibdiener hinab mit dem Nimbus einer besonderen Wertschätzung ausgezeichnet werden. Mit dem einfachen Gedanken, daß der Fürst an seiner hohen Stelle in demselben Gleichmaß von Pflichten und Rechten stehe, wie jeder Bürger an seinem besonderen Platze, war man anscheinend am Ende des vorigen Jahrhunderts vertrauter, als heut. Mit dieser, sagen wir nüchterneren, Auffassung des Königstums ist die Erziehung zur „Königstreue", zum Patriotismus überhaupt, nicht unvereinbar. Es muß freilich ausgesprochen werden, daß weder die Familie, noch die Schule an und für sich die Aufgabe haben, zur Vorliebe für eine bestimmte politische Staatsform zu erziehen. Aus diesem Gesichtspunkte ist die in vielen deutschen Volksschulgesetzen niedergelegte Programmbestimmung, die Volksschule habe zur „Liebe zum König und zum Vaterlande" zu erziehen, abgesehen von der pädagogischen Widersinnigkeit, Liebe anerziehen zu wollen, ganz ebenso zu verwerfen, wie die in dem heutigen französischen Schulprogramm geforderte Liebe zur Republik. Die herrschende Regierungsform ruht im letzten Grunde trotz ihrer zufälligen geschichtlichen Entwickelung nur auf der freien Zustimmung aller Volksgenossen, und sie mißbraucht ihre Gewalt, wenn sie sich schon unter der heranwachsenden Generation durch ihre Autorität Anhänger zu formen versucht. Es nützt außerdem nichts. König und Vaterland genießen überall nur die Liebe, die sie verdienen, ja sogar meist noch den Teil mehr, der sich aus der geschichtlichen Überlieferung und aus dem Heimatsgefühl ergibt — aber keine Erziehung ist imstande,

einen ungerechten König oder ein von Beamtenwillkür durchseuchtes Vaterland lieben zu lehren. Die von ihren Fürsten ans Ausland verkauften Untertanen und die Auswanderer aller Zeiten sind Zeugen dafür! Die Schule vermag nur durch Mitteilung der in der Geschichte des Volkes selbst liegenden Wertmomente, durch Erschließung der von den Vorfahren aufgespeicherten Schätze in Wissenschaft, Kunst und Literatur, durch unparteiische Darstellung der Verdienste, die sich einzelne um die Wohlfahrt des Ganzen erworben haben, zur Achtung und Ehrfurcht vor dem Bestehenden zu erziehen, einer Ehrfurcht, die aber nicht soweit gehen darf, jede Kritik schon als Vaterlandsverrat erscheinen zu lassen, wenn auch diese Kritik natürlich nicht in die Schule gehört. Die Schulfeier des Geburtstages des Fürsten, patriotischer Gedenktage u. a. ist dabei unbedenklich, wenn die Schulleiter es verstehen, die feine Grenzlinie zwischen Vaterlandsfreude und Hurrahpatriotismus inne zu halten. Da die Jugend an überquellender Begeisterung gern zu viel tut und sich an der Gemeinschaft vieler zum Feste leicht erhitzt, so wird eher eine zurückhaltende, mäßigende Haltung der Schulleitung angebracht sein, als ein rückhaltloses Eingehen auf die Jubelstimmung oder gar ein Vorangehen in ihr. Die lautesten Schreier des „Heil dir im Siegerkranz“ auf den Volksschulbänken sind später leicht die begeistertsten Sänger der „Arbeitermarseillaise“, weil sie es in der Schule nicht gelernt haben, dem berauschenden Einflusse einer festesfrohen Menge Selbstbesinnung und Mäßigung entgegenzusetzen. Von einer einheitlichen Aufgabe der Familienerziehung aber zur Königstreue oder zu irgend einer politischen Ansicht kann darum keine Rede sein, weil eben die Familien, d. h. hier die Eltern, zu verschieden sind. Hier bleibt jedem Elternpaar das Recht, seine Kinder in die Gedankengänge zu leiten, die es für die richtigsten hält. Der Royalist mag sie zur Person des Fürsten wie zu einer besonders gottbegnadeten Persönlichkeit aufschauen lassen; der Bürger ihnen den Rechtsstaat mit dem König als Träger der weitesten Pflichten und Rechte

zeigen, der Proletarier den sozialistischen Zukunftsstaat mit der Präsidentschaft des höchsten Volksbeamten ausmalen — gleichviel, wenn sie sich nur alle der pädagogischen und patriotischen Pflicht bewußt bleiben, nicht durch Schwärzung der Andersmeinenden die engelhafte Reinheit ihrer eigenen Anschauungen heben zu wollen, wenn sie sich der Einheit des Volkes trotz der Verschiedenheit aller Regierungsformen, der Solidarität der Menschheit neben den berechtigten Nationaleigentümlichkeiten bewußt bleiben. Ungleichheit und Vielheit der Töne, nicht Gleichklang, ergibt Harmonie, und aus der natürlichen und berechtigten Ungleichheit der Familienerziehung werden Menschen hervorgehen, die die Einseitigkeiten ihrer Auffassung aneinander abschleifen, sich trotz ihrer verstehen und als Ganzes fühlen. Der wahre Patriotismus ist gewiß nicht der jubelnde, wie wir's so herrlich weit gebracht, sondern der ernste und unter Umständen auch trauernde, wie weit wir noch von wirklicher Volkseinheit, wie weit unser Volk noch von der echten Menschlichkeit entfernt ist. Es waren nicht die schlechtesten Vaterlandsfreunde, die im deutschen „Jubeljahre" 1895 in den Freudenlärm nicht einstimmen mochten, und, obwohl der erreichten äußeren Einigung froh, den Blick nicht abwenden konnten von der traurigen Zerklüftung unseres gesellschaftlichen Lebens. Die Liebe zum Vaterlande hat so tiefe natürliche Wurzeln in Heimatsgefühl, Muttersprache, Vaterhaus und Geschichtsgemeinschaft, daß sie weder von der Familie, noch von der Schule geflissentlich in die Herzen eingepflanzt zu werden braucht. Wenn dieses natürliche Gefühl wirklich im Leben ertötet wird, dann sind ganz andere Mißgriffe daran schuld, als Erziehungsmängel. —

Indessen auch die unterste soziale Schicht, die Allerärmsten, die Unglücklichen, die die Gesellschaft mit dem Namen „Bettler" ächtet, wird den Kindern selten in der richtigen Beleuchtung vorgestellt. Ebenso, wie eine übertriebene Wertschätzung der Fürsten und ihres Edelgefolges den intimen Zusammenhang des Volksganzen zerreißt, so sondert eine in ihren Motiven recht

achtbare bürgerliche Sittlichkeit oft den Bettler als Auswürfling von der „anständigen“ Gesellschaft ab und pflanzt unbewußt, aber zu ihrem sittlichen Schaden, in die Herzen der Kinder jene Überhebung, die sich oft unter der Gestalt des Mitleids, der Barmherzigkeit zu vermummen weiß.

Die soziale Stellung des Bettlers, wenn wir einmal von ihm wie von einem Stande sprechen wollen, hat sich im Laufe der Entwickelung der Gesellschaft auch sehr geändert. „Bettler und Fremdlinge allzumal kommen von Zeus“ (Hom. Od. XVI, 56), war die Anschauung nicht nur des griechischen, sondern überhaupt des Altertums; in der Zeit der Verkehrslosigkeit und Seßhaftigkeit auf eigner Scholle war auch der Mittellose, der unter der Maske des Bettlers wohl oft edle Geburt und Stand verbarg, ein willkommener Neuigkeitsbringer und Gast. Wie dann die Kyniker aus philosophischen Gründen das Betteln zu einer geduldeten Form der Lebensunterhaltung erhoben, so adelten die Bettelorden das Heischen an fremden Türen zu gottgefälligem Werk, dem ebenso das Almosengeben gegenüberstand. Das Mittelalter warf die Bettler mit den Gauklern, Musikanten, Quacksalbern, Sängern, Hausierkrämern u. a. m. in den Allgemeinbegriff: „fahrendes Volk“ zusammen, ohne ihnen damit gerade etwas Ehrenrühriges anheften zu wollen. Besonderer Achtung erfreuten sich ja auch die andern darunter mitgezählten Gesellen nicht, aber weniger weil sie eigentumslos, verwildert und verdächtig gewesen wären, als weil sie grundbesitzlos waren oder doch schienen. Der Mann ohne Ar und Halm, ohne feste Scholle war gesellschaftlich unmöglich, wenn man auch seine vielfältigen Dienste jeder Art gern in Anspruch nahm. Dazu kam, daß allmählich auch der Klerus und das Gewerbe des Reisens nicht mehr entbehren konnten und als fahrende Scholasten und fechtende Handwerksburschen sich ebenfalls unter die Landstraßentreter mengten. Noch nicht besitzen ächtete nicht, denn es war das gemeinsame Merkmal aller, die zu ihrer Ausbildung den Weg unter die Füße nahmen, und der Pfarrer so gut wie der ehr-

same Handwerksmeister spendete gern dem in seinem Hause Vorsprechenden in der Erinnerung an die eigene Vagabundenzeit. Daß die Kirche mit der Forderung der werktätigen Liebe den Bedürftigen gegenüber einen gewaltigen Anteil an dieser sozialen Hilfeleistung hatte, sei gern anerkannt, wenn auch gerade ihr Gedankenkreis den Bettler als Almosenempfänger hie und da zur Stellung des Werkzeuges herabdrückte, mit dem sich der Besitzende den Weg zur Seligkeit zu bahnen gedachte. Man versuchte sich durch Almosen eine Treppe in den Himmel zu bauen und unmerklich trat mehr das Bedürfnis des Gebers nach guten Werken als das des Empfängers nach Unterstützung in den Gesichtskreis des Volkes. Eigentlicher Verachtung verfiel der Bettler erst mit der Erstarkung der ständischen Gliederung und der Entwickelung der Städte. In der Stadt hatte jeder, auch der nur von seiner Hände Arbeit Lebende, seinen festen sozialen Platz; Innungen und Zünfte ordneten sich nach strenger Wertordnung. Bei der natürlichen Anhäufung auch der Elenden an der Stätte, wo die reichste Gelegenheit zur mühelosen Almosenernte zu sein schien, nahm die Bürgerschaft die Organisation der Armenpflege in die Hand und stellte — nunmehr wohl zum erstenmale — an den einzelnen die Frage, die sie dem Ritter, dem Kleriker, den fahrenden Leuten nicht gestellt hatte, die Frage nach seiner Leistung für das soziale Leben. Den Ortsfremden, der darauf nicht zu antworten wußte, schob sie ab, unbekümmert darum, was aus ihm werden mochte; den Ortsarmen behielt sie widerwillig, aber entzog ihm als Almosenempfänger das Bürgerrecht und drückte dem, der sich nicht aus eigener Kraft zu unterhalten vermochte, den Stempel des Schmarotzertums auf die Stirne. Nach den Gründen der wirtschaftlichen Notlage wurde kaum gefragt. Der Greis, der um seines Lebens Arbeit durch Unglück oder Trug gekommen, der Kranke, dem eine Seuche die Lebenskraft gebrochen, der Kriegsmann, der seine heilen Glieder auf dem Blachfelde gelassen, der Abgebrannte, die Witwen und Waisen — sie alle waren einfach Bettler und damit ausgeschlossen

von der tätigen Gesellschaft, ein Gegenstand des Mitleids und der Großmut der Glücklicheren. Der nicht arbeiten Wollende und der nicht arbeiten Könnende galt gleich viel, d. h. gleich wenig. Noch sind wir nicht durchweg über diese Auffassung hinausgekommen, obwohl heute wohl auch die Armenpflege einer Kleinstadt mehr individualisiert, den Arbeitsscheuen und gewerbsmäßigen Stromer von dem unverschuldet Notleidenden zu trennen sucht und obschon eine weit ausgedehnte, wenn auch wenig planmäßige Liebestätigkeit von Vereinen, Stiftungen, Privatpersonen usw. den Armen der Notwendigkeit zu entheben trachtet, sein Brot an der Straße und an den Haustüren zu erbetteln. Der Verlust der bürgerlichen Rechte ist aber auch heute noch an die Inanspruchnahme öffentlicher Mittel für persönlichen Unterhalt geknüpft. Man mag diese Maßregel für notwendig halten, ja in gewissem Sinne auch für gerecht; aber weder sie noch die bürgerliche Anschauung vom Bettler berücksichtigt genügend die unzweifelhafte Tatsache, daß die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, einmal zeitweise oder zuletzt ganz der Armenpflege anheimzufallen, durch die Entwickelung unserer Industrie und den zeitigen Zustand des Handels unendlich gesteigert worden ist. Die Arbeitslosigkeit, die Schwankungen des Weltverkehrs, Börsenkrache u. ä. werfen heute tausende von Leuten auf das Pflaster, die in früherer Zeit, solange sie nicht gänzlich arbeitsunfähig waren, immer noch einen bescheidenen Platz, eine Verwertung ihrer Arbeitskraft fanden. Die Unsicherheit des Besitzes, das Sinken des Zinsfußes, die gesteigerten Ansprüche an die Lebenshaltung, die Verteuerung der Lebensmittel und viele andere Gründe wirken dabei mit. Unsere Kinderbücher verschleiern diese Tatsache. Wohl kommen in ihren moralischen Erzählungen arme Leute vor, aber arme Leute im Sonntagsrock, die erst salonfähig gemacht worden sind: die arme Witwe, die für sich und ihr Kind mit der Nadel das Brot erwirbt, aber in deren bescheidener Wohnung alles zwar armselig, doch blitzblank und reinlich ist; das arme Kind im dünnen, aber doch sorg-

fältig geflickten Kleidchen; die Tagelöhner- oder Weberfamilie, deren schwere Sorgen, mit Gottvertrauen ertragen, schließlich durch einen reichen Verwandten oder einen als deux ex machina auftretenden Gönner zerstreut werden u. s. f. Nun soll ja gewiß nicht der innere und äußere Schmutz, die Verwahrlosung, die Greuel des Alkoholismus, der entwürdigende und entsittlichende Jammer der nackten Armut in naturalistischer Weise in die für unsere Kinder bestimmten Lesebücher einziehen, aber ebenso wenig darf durch das idealisierte Bild der geleckten Armut dem Kinde die falsche Vorstellung beigebracht werden, als sei mit ein wenig Geld oder Lebensmittelgeschenken die Not des Proletariats zu heben. Sie ist viel mehr sittlicher und geistiger, als materieller Art. Aus dieser falschen Kindererziehung stammen die merkwürdigen Vorurteile, die man bei gebildeten und von ihrem Reichtum auch willig mitteilenden Personen heute noch so häufig findet, die den Armen als einen nur um das Sattessen besorgten Materialisten auffassen, die die bildungs- und gleichberechtigungshungrige Menge mit „Brot und Schaugepränge“ (panis et circenses!) abspeisen möchte und ganz übersieht, daß in dieser Bettlergesellschaft, und zwar nicht etwa nur durch die gebildeten Elemente, die zahlreich in sie hinabgesunken sind, starke idealistische Bedürfnisse laut werden. Der Gedanke, daß mindestens zwei Drittel der Ärmsten Opfer der von uns gebilligten oder zugelassenen gesellschaftlichen Zustände sind, daß das übrige Drittel die eigene Schuld an seiner traurigen Lage doch nur zum Teil trägt, vielmehr an ihnen in der Regel frühere Gesellschaftssünden unserer und ihrer Väter heimgesucht werden, daß endlich fast niemand davor sicher ist, selbst oder in seinen Nachkommen das Proletariat vermehren zu müssen, sollte den Gesichtspunkt der Schuld möglichst zurücktreten und dafür den des Unglücks eintreten lassen. Besonders gilt das natürlich von der pädagogischen Behandlung des Kindes dem Bettler gegenüber. Es muß ihm durch das Beispiel der Eltern und entsprechende Belehrung klar gemacht werden, daß nicht das Almosen, die natürliche Unter-

stützung, die Hauptsache ist, sondern echtes soziales Mitempfinden, tätige Liebe, die sich von dem Schmutz, der Krankheit, der Verrohung und Verwilderung des einzelnen nicht zurückschrecken läßt, sondern den Trunkenbold und die Dirne gleichmäßig aus dem Straßenkot zu heben unternimmt. Daß dies vielfach natürlich nicht gerade Kinderarbeit ist, braucht nicht erst erwähnt zu werden.

Im engsten Zusammenhang damit steht die Art und Weise, wie wir dem Kind den Verbrecher, die Strafgewalt des Staates und alles, was damit zusammenhängt, vorstellen. Wenn auch schon erwähnt worden ist, daß die rohen Szenen des Gemeinschaftslebens dem Kinde ferngehalten werden müssen (noch vor hundert Jahren galt eine öffentliche Hinrichtung für ein Schauspiel, zu dem man aus pädagogischen Gründen die Jugend heranzog!*)), so macht doch das Leben sie nur allzuleicht mit ähnlichen Vorgängen bekannt. Das Eingreifen des Schutzmanns bei einer Schlägerei, ein ertappter Dieb u. dergl. regen das Kind auf und zu eifrigen Fragen an: Was macht nun der Schutzmann mit dem Jungen? Wie können Erwachsene bestraft werden? Wozu ist das Gefängnis? Warum verschließen wir nachts unsere Türen? Das sind so Proben von oft gehörten Erkundigungen. Leider ist es für den Bewohner der Großstadt sogar unumgänglich nötig, das Kind vor allzu großer Zutraulichkeit Fremden gegenüber zu warnen, ihm das Verbot einzuschärfen, Unbekannten selbst zu beanspruchten kleinen Diensten nicht zu folgen u. dergl., Weisungen, die dann regelmäßig einer Begründung bedürfen. Diese Begründung kann nun selbstverständlich keine andere sein, als daß es eben leider auch „böse Menschen" gebe, die von der Polizei unschädlich gemacht werden müßten und vor denen man auf der Hut sein müsse. Schon die pädagogische Notwendigkeit, das Verbrechen in seiner ganzen Häßlichkeit und ohne Schminke zu zeigen, zwingt dazu, das

*) Vgl. z. B. Helene Böhlau, Ratsmädelgeschichten in d. Deutschen Rundschau Bd. 49, S. 321 ff.

Ding beim rechten Namen zu nennen. Aber zwei Gefahren der Übertreibung sind dabei zu vermeiden. Einmal mag man den Verbrecher immer nur als seltenen Ausnahmefall hinstellen und sich hüten, das Kindergemüt einzuschüchtern durch allzu häufige oder gar detaillierte Ausmalung der Gefahren, die ihm von dort drohen könnten. Zwar ist in der Großstadt das Verbrechen im ganzen genommen keineswegs mehr Ausnahme, sondern bekanntlich ein regelmäßiger Prozentsatz von Handlungen, die statistisch schon vor ihrer Begehung in Rechnung gebracht werden müssen, aber für die einzelne Familie ist doch die Begegnung mit dem Verbrecher glücklicherweise noch immer die Ausnahme. In dieser Beziehung wird in Großstädten häufig zu viel getan und vor allem ist es die Presse, die durch ihre dem ganz gewöhnlichen Sensationsbedürfnis entgegenkommende Berichterstattung über jedes Vergehen und Verbrechen der Einbildungskraft erheblichen Schaden zufügt. Es ist sehr schwer, unparteiisch die Vorzüge und Nachteile dieses Zeitungsklatsches gegeneinander abzuwägen. Freilich dient die Berichterstattung vielfach zur Warnung und behütet manchen vor Schaden, leistet auch direkt der Kriminalistik wertvolle Dienste, indem sie durch die weite Verbreitung des Geschehnisses die Entdeckung des Täters erleichtert, aber wie zahlreich sind doch auch die Fälle, wo ungesunde Phantasie, ein kläglicher Ehrgeiz nach der Rolle des meistbesprochenen „Helden", und Nachahmungssucht aus derartiger Lektüre den Anreiz zu ähnlichen Verbrechen zieht! Dem Kriminalisten sind solche Fälle zur Genüge bekannt und sie sind gerichtskundig nachgewiesen. Verständige Eltern werden diese Zeitungen ihren Kindern unmerklich fern halten, um so mehr, als gerade die Jugend gern an solchen detaillierten Schilderungen Vergnügen findet. Es gibt nichts unkindlicheres, als solche Großstadtkinder, die aus ihrer Lektüre oder durch die Mitteilung Erwachsener mit allen verschlagenen Streichen der Gauner bekannt sind und mit dieser ihrer „Lebenserfahrung" dem harmloseren Landkinde oder Provinzialen gegenüber noch groß tun. Andererseits aber wird leicht in der

Ausmalung der Ruchlosigkeit des Verbrechers und in der Rechtfertigung des Strafmaßes des Guten zu viel getan. Verbrechen kann Verbrechen, böse böse und Sünde Sünde bleiben, auch wenn man versucht, dem Kinde seine Entstehung zu erklären und den Umständen, die zur Tat geführt haben, Rechnung trägt. Es handelt sich nicht darum, wie extreme Theorien wollen, den Verbrecher als schuldlosen Kranken, als Sündenbock der Gesellschaft hinzustellen, als Nachtwandler, der den Weisungen seines entarteten Hirns folgen mußte, sondern um die Gerechtigkeit, die ihm nicht mehr als was er wirklich verschuldet, aufbürdet, und um das Mitgefühl, das auch dem Verworfensten gegenüber wenigstens im Herzen unserer Kinder nicht erstickt werden soll. Der Strafrichter darf es nicht walten lassen; die Gesellschaft muß aus höheren Gründen des Gemeinwohls die Unschädlichmachung des Verbrechers gut heißen — so wollen wir ihm doch das letzte Asyl der Menschlichkeit nicht verschließen, das Kinderherz. Kinder sind von Natur harte und strenge Richter, die gern mit Feuer und Schwert das Unrecht ausrotten möchten — ein Grund mehr, um ihnen zu zeigen, daß man so schablonenmäßig zwischen Guten und Bösen nicht unterscheiden kann, daß das Böse uns allen nur allzu nahe liegt, daß vielfach Glücksumstände, für die sie nicht können, und Unglücksverhältnisse, die ihre Tat im milderen Lichte erscheinen lassen, die Menschen in gute und böse scheiden. Die Frage nach dem Maße der individuellen Schuld ist eine viel zu schwierige und zarte — macht sie doch unsern Richtern das meiste zu schaffen — als daß Kinder sie auch nur andeutungsweise beantworten könnten; ihnen bleibe daher der Verbrecher der Unglückliche — ganz wie dem russischen Bauer der nach Sibirien verschickte Sträfling nur der „Unglückliche“ heißt. Daraus folgt aber auch, daß wir sie die Strafe nicht als Vergeltung, als Rache der Gesellschaft an ihrem Schädiger, sondern als einen, wenn auch unvollkommenen Versuch zur Besserung, höchstens als ein unabwendliches Unglück ansehen lehren. Auch das Problem von der

Berechtigung der Staatsgemeinschaft, über Leben, Freiheit und Gut der Bürger zu schalten, ist für den Kinderverstand noch zu stachlig. Sicher ist nur, daß wir aus pädagogischen Gründen die Vergeltungstheorie ihnen fern halten müssen. Lehren wir ihnen doch in dem kleinen Gemeinwesen der Familie täglich, daß aus der Vergeltung von Bösem mit Bösem niemals Gutes, Friede und Eintracht hervorgehen könne, und daß jede Strafe nur in erzieherischer Absicht über sie verhängt werde — wie sollten sie glauben können, in der großen Gemeinschaft des Staates sei es anders? Wohl fordert das rohe Gerechtigkeitsgefühl, wie es auch den Völkern in ihrer Kindheit innewohnte: was dem einen recht ist, ist dem andern billig, und „Aug' um Aug', Zahn um Zahn, Blut um Blut" befriedigt scheinbar das formale Vergeltungsbedürfnis. Da ist es Aufgabe der Eltern, zu zeigen, welche Trugschlüsse sich unter diesen Sätzen verbergen. Der erste verschweigt, daß die Gewalttat dem einen ganz und gar nicht recht gewesen; ist ihm aber vielmehr Unrecht widerfahren, so widerfährt nun auch dem andern, obwohl und indem ihm „sein Recht" wird, Unrecht; der alttestamentliche Grundsatz aber läßt die Frage unbeantwortet, ob denn die Wegnahme des fremden Auges nun den Verlust des eigenen zu ersetzen im stande sei, und zeigt dadurch deutlich, daß nur blind zerstörendes Rachegefühl, aber nicht Gerechtigkeit, die jedem das Seine lassen will, auf dem Untergrunde des Satzes zu finden ist. Mag die Rechtsphilosophie die verschiedenen Straftheorien prüfen; für das Kind verständlich und heilsam ist nur die Vorstellung, daß im Interesse des Wohles aller manche Menschen unschädlich gemacht werden müssen, daß an anderen in jenem und in ihrem eigenen Interesse ein Besserungsversuch gemacht werden muß. So wird das Rechtsleben, seine Einrichtungen und Organe, unwillkürlich als soziale Notwendigkeit erfaßt. Die Polizei aber, die unverständige Kindermädchen manchmal in der Rolle des „schwarzen Mannes" vorzustellen lieben, sollte ebenfalls mehr in ihrer schützenden Obliegenheit, als in der der Handlangerin der

Rechtspflege dem Kinde sich vorstellen; der Schutzmann sei dem Kinde der freundliche Helfer, der verirrte Kinder den Eltern zurückbringt, Verunglückten die erste Hilfe leistet, den Lahmen durch das Wagengewirr steuert, die Ordnung in der Straße aufrecht erhält — also ähnlich wie der englische policeman — und der nebenbei einmal auch den Verbrecher zu fassen die Pflicht hat. Daß er nicht „Obrigkeit" ist, sondern verantwortlicher Diener des Allgemeinwillens und nur als dessen Beauftragter dem einzelnen gegenüber das Recht der Staatsgewalt geltend machen darf, ist auch ebensowenig unnütz, gelegentlich dem Kinde vorzustellen, als die in den Kreisen des Proletariats geübte Unsitte verwerflich ist, ihn als Vertreter des Klassenübermutes hinzustellen, als den Feind des Schlechtgekleideten und Diener des Mannes mit gutem Rock, so sehr auch augenblicklicher Unmut manchmal dazu aufzufordern scheint.

Große Schwierigkeiten schließen die Kinderfragen weiter in sich, die sich auf den Soldatenstand, auf den Krieg überhaupt, beziehen; Schwierigkeiten, die nur darum von den wenigsten Eltern empfunden zu werden scheinen, weil oberflächliches Denken im Bunde mit der gefälligen Katechismusmoral sie selbst über alle Bedenken hinweggetäuscht hat. Es wiederholt sich hier die allen Pädagogen wohlbekannte Erscheinung, daß wir erst, wenn wir anderen eine Sache deutlich darzulegen gezwungen sind, gründlich über ihre ganze Tragweite und innere Berechtigung nachzudenken anfangen. Es ist außerordentlich schwierig, denselben Kindern die Berechtigung des Krieges nachzuweisen, denen man kurz vorher die Raufereien um irgend einen Gegenstand, ein Schmähwort, aufs ernsteste als unsittlich und gesitteter Kinder unwürdig untersagt hat. Das gilt sogar für die Verteidiger des Krieges als eines „leider noch notwendigen Übels", einer Notwehr der Gemeinschaft gegen den äußeren Feind, wenn es auch nicht gerade unmöglich ist. In tiefer Ehrfurcht vor allem Leben erzogen, des Bewußtseins voll, daß Gewalt niemals Recht schafft, daß Streitigkeiten durch Nachgeben oder den Spruch

der Gerechtigkeit, komme er nun von den Lippen der Eltern oder sonst irgend woher, geschlichtet werden müssen, sieht uns das Mädchen an und fragt in der ganzen Fülle seiner Unbefangenheit: was ist denn das, ein Schlachtfeld? wozu sind Kanonen? warum tragen die Männer alle Gewehre und Säbel? Werden sie nicht bestraft, wenn sie jemanden tot machen? usw. Oder der Junge will hauen, stechen und schießen, als Kriegsmann ins Feld ziehen und die bösen „Franzen“ verjagen, eine plötzliche Begeisterung, in der wir nicht nur das kindliche Wohlgefallen an der bunten Uniform, am stolzen Roß, sondern auch — vielleicht nicht ohne heimlichen Stolz — die männliche Kampfslust, die Freude an der Wehrhaftigkeit, an der blanken Waffe, entdecken. Unzweifelhaft ist es diese, sittengeschichtlich nur allzu begreifliche Vorliebe für die Mannestugend der Tapferkeit, der Kühnheit bis zur Tollkühnheit, die geheime Anziehungskraft des Stahls für den Jüngling (*αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος*), die reiche Kriegspoesie und alles, was damit zusammenhängt, was der Friedensidee auch bei sonst durchaus human denkenden und gutmütigen Menschen am meisten Abbruch tut. Zwar ist es unverkennbar, daß alle diese sogenannten kriegerischen Tugenden nicht absolut an das Bestehen des Krieges gebunden sind; es ist zur Genüge darauf hingewiesen worden, wie oft sich Mannesmut auch im gewöhnlichen Leben betätigen kann — aber man wird den Lobrednern des Kriegerstandes doch zugeben müssen, daß dies mehr oder weniger Ausnahmen sein werden, daß eine so systematische und gründliche Erziehung der ganzen männlichen Jugend zur Tapferkeit mit dem Bestehen der Heere aufhören würde. Ob die Zukunft, wie es den Anschein hat, durch systematische Betreibung des Sports, der körperlichen Übungen überhaupt oder in irgend einer anderen Weise dafür einen gewissen Ersatz wird schaffen können, ist zurzeit noch kaum zu übersehen; auch wird mit Recht beachtet werden müssen, daß neben der Tapferkeit auch leicht die Rücksichtslosigkeit, die Roheit liegt, daß Mut eine mehr formale Tugend ist, die auch im Dienste

unsittlicher Zwecke gebraucht werden kann, daß endlich unsere Heere nicht nur Pflanzstätten guter Eigenschaften, sondern auch häufig solche von allerhand grober Unsittlichkeit sind — aber soviel ist einleuchtend, daß eine noch so bestrittene Frage, wie die nach der Berechtigung des Krieges und seiner Institutionen, für die Kinderstube allein nicht zu lösen ist. Wer, wie wir, den Eltern das Recht und die Pflicht zuspricht, ihre Antworten auf die Fragen ihrer Kinder nach eigenem besten Wissen und in voller Aufrichtigkeit zu erteilen, der kann bei solchen Streitfragen nicht eine einzige Antwort als die allein richtige hinstellen. Der Offizier, der seinem Beruf mit Leib und Seele ergeben ist, wird anders sprechen, als der Gelehrte, der vielleicht selbst der Armee nie angehört hat, und anders wieder der Bürger, der zwar im Schatten des Friedens sein Gewerbe betreibt, aber doch auf seine Dienstzeit mit Stolz und Befriedigung zurückblickt. Der Pädagoge kann nur darauf hinzuwirken suchen, daß die übrigen Erziehungsgrundsätze nicht zu kurz kommen, daß das Kind nicht den Eindruck einer doppelten Moral, einer für das Privatleben, der anderen für den Verkehr der Staaten untereinander und für die „Obrigkeit“, bekomme. Zurzeit geschieht das, wie bekannt, allenthalben. Ich schlage z. B. nur den Katechismus auf und finde: „Das Schwören (Anrufen Gottes zum Zeugen der Wahrheit und Rächer der Unwahrheit) ist verboten, aber, wenn es die Obrigkeit fordert, erlaubt. Zwar ist jeder Eid „vom Übel“, d. h. eine Folge der allgemeinen Sündhaftigkeit, aber „wir dürfen uns als Glieder der sündigen Menschheit dem von der Obrigkeit verlangten Eide nicht entziehen“.*) Das Verbot des Tötens ist absolut: „Der Herr allein hat das Recht über das Leben. In seiner Vollmacht übt es die Obrigkeit gegen die unwürdigen nicht mehr lebensfähigen Glieder der bürgerlichen Gesellschaft aus — die Todesstrafe die Notwehr des Staates nach innen, der Krieg die Notwehr des Staates

*) Vgl. Maxim. Richter, Leitfaden des Konfirmanden-Unterrichts. Berlin 1875. S. 9 ff.

nach außen. Auch solche Notwehr ist „vom Übel“, der einzelne darf sich ihr jedoch nicht entziehen“ usw. Der Gedanke, daß die Obrigkeit, die ja „von Gott“ ist, eine besondere Stellung zu den Moralvorschriften einnehme, zieht sich durch alle diese Belehrungen; sie ist die Stellvertreterin desselben Gottes, der jene Gebote gegeben hat, und darum hat sie nicht etwa, wie der unverständige Laie denken sollte, die Pflicht, in der strengen Beobachtung der Gebote voranzugehen, sondern sie ist — von der Rücksichtnahme darauf befreit! Daß diese Obrigkeit schließlich doch nur aus Menschen besteht, denen mit der Obrigkeitseigenschaft keine besondere Heiligkeit anfliegt, daß „Obrigkeit“ auf sehr menschlichem Wege zur Obrigkeit wird, daß ihre göttliche Einsetzung eine mühselige theologische Annahme ist, gegründet auf einige Bibelstellen und im fortwährenden Kampfe mit dem ebenso begründeten Grundsatze, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen, — das alles wird dem Kinde nicht gesagt. Kein Wunder, daß bei dieser Erziehung sich in sittlich sonst wohl ausgebildeten Charakteren die merkwürdige Doppelseele zeigt, die im Privatleben strenge Erfüllung der Moralgebote verlangt, aber mit dem Augenblick, wo sie sich auf ein Geheiß anderer berufen darf, keinen Anstand nimmt, die größten Grausamkeiten zu begehen. Wozu die angebliche von oben diktierte „Rücksicht auf die Sicherheit der Europäer“ hat führen können, haben die letzten Prozesse gegen unsere Kolonialbeamten gezeigt, und die von den besten Offizieren zugestandene Brutalisierung der Soldaten im Felde ist z. T. wohl auch darauf zurückzuführen, daß sie alle Verantwortlichkeit für die Greuel des Krieges auf andere, zunächst den Kommandanten, dann den Fürsten, endlich auf den „friedenstörenden“ Feind schieben können. Obwohl es völlig richtig ist, daß die sittlichen Anschauungen selbst vielfachem Wechsel unterliegen, so darf doch eine, einmal herrschende, Sittlichkeitsnorm nicht für verschiedene Klassen oder Stände mehr oder weniger scharf gelten; unser demokratisches Bewußtsein erträgt es einfach nicht mehr, daß es eine gesonderte Fürsten-, Diplomaten-, Kavaliers-,

Bürger-, Kaufmanns-, Soldaten- und Arbeitermoral geben dürfe. Die religiöse, überhaupt jede heteronome Ethik konnte sich diesen Luxus gestatten; der Gesetzgeber brauchte eben nur die Stände als „gottgewollte Ordnungen“ hinzustellen, um ohne logischen Fehler aus ihren besonderen Zielen auch besondere sittliche Vorschriften abzuleiten. Die humane Moral aber, die nur den Menschen, und zwar entkleidet von allen seinen Titeln und angeblichen Ämtern betrachtet, kann nicht mehr zugeben, daß der Mensch als Politiker lügen, trügen und töten dürfe, wenn dem Menschen überhaupt das untersagt ist, u. ä. m. Wir können natürlich nicht erwarten, im Rahmen dieses Büchleins zu der humanen Moral zu bekehren, aber wir dürfen aus pädagogischen Gründen fordern, daß jede Moralunterweisung einheitlich und folgerichtig sei. Mag also immerhin der oben genannte Offizier seinen Söhnen den Krieg als die „Notwehr des Staates“ begreiflich machen, die durch den Mangel einer über den Staatsgebilden thronenden schiedsrichterlichen Autorität bedingt wäre, mag er ihnen das Verständnis dafür öffnen, wie ungeheuere Kulturinteressen an der Erhaltung, bezw. Erkämpfung eines einheitlich organisierten Nationalganzen hangen, wie der einzelne Gut und Blut für das Vaterland, ja sogar für den Fürsten (wenn er Royalist ist) zu opfern sittlich verpflichtet sei. Er handelt dann nur folgerichtig, wenn er dem einzelnen in ähnlichem Falle das gleiche Recht zuspricht, also das der Notwehr, wenn der Schutz des Gesetzes versagt; er wird auch das Duell als sittliche Notwendigkeit hinstellen können, weil eben die grobe Maschinerie der Rechtspflege nach seiner Überzeugung noch unvermögend ist, die Ehre in ausreichender Weise zu verteidigen — aber er darf dann nicht das Duell z. B. als Vorrecht des Offiziers, des Adels, des „Satisfaktionsfähigen“ mit einem Worte beanspruchen, wenn er nicht den jungen Gemütern das Gift der Klassenmoral einimpfen will. Ob er diese Moral als christliche dann wird bezeichnen können, ob er an der grundsätzlichen Geltung der göttlichen Moralgebote für alles, was Mensch

heißt, festhalten kann, muß er mit seinem Gewissen abmachen. Ebenso wird ihm, wenn er Verteidiger der alten Diplomatenkunst des Täuschens ist, des Vertragsbruches, wofern er nur im Staatsinteresse liegt, nichts übrig bleiben, als der Notlüge, der reservatio mentalis bei Versprechungen, einen recht weitgehenden Spielraum auch im Privatleben zu gestatten; kurz er gerät auf den Weg der Jesuitenmoral, die sich über sittliche Bedenken mit dem Hinweis auf die „höheren" sittlichen Ziele hinwegsetzt. Die humane Moral würde noch die ernste Frage an ihn richten, was er denn persönlich für Abstellung des Mangels an friedlichen Schieds- und Ehrengerichten getan habe; sie wird das Ganze seiner Moral nicht gutheißen können, aber im einzelnen die Durchführung macchiavellistischer Grundsätze nach den gegebenen Voraussetzungen begreiflich finden. Begnügt er sich dann mit der bequemen Ausrede von der unüberwindlichen Macht der Verhältnisse, an denen der einzelne nichts ändern könne (obwohl alle „Verhältnisse" ja nichts sind, als die Summe unserer und unserer Vorfahren Taten) nun, so muß sie sich als unbequeme Mahnerin von ihm beiseite schieben lassen und er wird zur gefälligen Kirchenmoral zurückkehren. In ähnlicher Weise werden sich die Vertreter anderer Klassenmoral mit der pädagogischen Aufgabe abzufinden suchen; wir können sie nur bitten, ihre Aufgabe nicht zu leicht zu nehmen. Nur durch öftere Wiederholung und Gewohnheit wird das ursprüngliche sittliche Gefühl soweit abgestumpft, daß es sich mit Trugschlüssen zufrieden gibt, die doch im letzten Grunde nur Beschönigungen unserer eigenen moralischen Unzulänglichkeit sind. Es dürfte vielleicht doch besser sein, die ursprüngliche Kraft des sittlichen Urteils zu erhalten und lieber die Annahme von der Unfehlbarkeit der Erwachsenen aufzugeben. Dann würde der humane Ethiker mit dem Kinde etwa so argumentieren: „Ähnlich wie die erwachsenen Menschen untereinander, so können auch zwei Völker einmal in Streit geraten über das, was ihnen gehört. Jedes Volk glaubt z. B. das Recht zu haben, ein be-

stimmtes Land zu bebauen und dort zu wohnen. Während aber die zwei Menschen in solchem Falle zum Richter gehen und ihm ihre Gründe zur Entscheidung vorlegen, wer von ihnen wirklich im Rechte sei, gibt es leider für die Völker untereinander bis jetzt noch keine solchen Richter. Wenn nun keines nachgeben will und die Sache doch so wichtig erscheint, daß sie entschieden werden muß, dann kommen die Völker überein, um den Besitz des Landes zu kämpfen. Wer der Stärkere ist, der darf es behalten. Ein solcher Kampf ist natürlich sehr traurig, denn viele Tausende von Menschen, die sich sonst gar nichts böses getan haben, bringen sich gegenseitig um und die Häuser, ja ganze Dörfer und Pflanzungen werden verwüstet. Aber die einzelnen Menschen dürfen sich natürlich ihrem Volke nicht entziehen; sie müssen, weil sie doch nun einmal dem bestimmten Volke angehören, Deutsche oder Franzosen oder Russen sind, für die Sache ihres Volkes mit in den Krieg ziehen. Wenn nun entschieden ist, wer der Stärkere ist, dann wird wieder Friede geschlossen und der Sieger erhält nun das Land, um das gekämpft worden ist. Viel besser wäre es natürlich, wenn solche Kriege gar nicht mehr vorkämen; viele Männer und Frauen aus allen Völkern bemühen sich auch, sie zu verhindern, dadurch daß die Völker versuchen sollen, ein Schiedsgericht einzusetzen zur friedlichen Entscheidung aller Streitigkeiten. Aber das ist sehr schwer, weil ganze Völker und ihre Regierungen dem Richterspruche einzelner Menschen sich nicht leicht fügen wollen. Je mehr aber alle Menschen einsehen werden, daß es Unrecht ist, Tausende von Soldaten in den Tod zu schicken, auch wenn man in dem Streite im Rechte zu sein glaubt, je deutlicher es ihnen wird, daß die Entscheidung, wer stärker ist, gar nichts darüber sagt, wer eigentlich recht gehabt habe, daß endlich ein Krieg immer wieder andere in späterer Zeit nach sich zieht, weil die erst Besiegten hoffen, das Verlorene wieder zu gewinnen, desto mehr werden auch die Kriege verschwinden. Sie sind jetzt glücklicherweise schon seltener geworden, als früher. Solange nun aber

noch kein Schiedsgericht besteht*), müssen freilich alle Völker gerüstet sein zum Kriege. Darum müssen Heere vorhanden sein, wo die Männer lernen, mit den Waffen umzugehen, um ihr Vaterland verteidigen zu können. Denn jedes Volk, das ein bestimmtes Land besitzt, seine eigene Sprache, seine eigenen Rechtseinrichtungen und Sitten hat und seit Jahrhunderten immer ein Ganzes gebildet hat, muß sich wehren können, wenn es in seiner Selbständigkeit und Freiheit bedroht wird. Dann müssen alle waffenfähigen Männer, auch wenn sie das Töten anderer verabscheuen, sich gegen die Angreifer wehren, denn sie haben die Pflicht, alle Wehrlosen im Vaterlande, die Kinder, die Frauen, die Greise zu beschützen."

Die Gefahr, daß der natürliche Mut und die Freude an der Wehrhaftigkeit den Knaben bei solcher Unterweisung geschädigt werden könne, ist heute noch nicht groß. Unsere Knabenerziehung ist so reich mit Empfehlungen der Tapferkeit versehen, daß ein Weniger eher zu wünschen wäre. Auf die Reform des Geschichtsunterrichts im Sinne kulturgeschichtlicher Belehrung statt des Kriege- und Schlachtenkalenders ist von pädagogischen Kreisen bereits oft hingewiesen worden. Ob spätere Geschlechter wirklich Vorkehrungen gegen eine allzu große Weichmütigkeit und Schwächlichkeit des Empfindens der Jugend treffen müssen, mögen wir getrost ihnen überlassen. Das Kind sieht, so unterwiesen, wie oben, im Soldatenstand eine ehrenwerte Gesellschaftsklasse, während es doch von der Militärverherrlichung, die leider noch immer, ja mehr als je, im Schwange ist, frei bleibt und eine Ahnung von den sittlichen Konflikten bekommt, die keinem ernsten Kriegsmann erspart bleiben; endlich wird es in seiner Moral nicht durch offenbare Widersprüche verwirrt. Den Kultus des Reserveleutnants wird es in dieser Erziehung freilich nicht lernen, ein Verlust, der sich tragen läßt, selbst wenn man Reserveleutnant ist.

Über den Gesichtswinkel und die Beleuchtung, unter welchem

*) Natürlich wird der Erzieher von heute auch auf das Haager Schiedsgericht hinweisen.

und in welcher der Erzieher dem Kinde die anderen Stände zu zeigen hat, erübrigt es sich, näheres zu sagen. Der Standeshochmut in bürgerlichen Kreisen ist glücklicherweise, wie schon angedeutet, im Verschwinden; er kann im Jahrhundert der Gewerbe- und Verkehrsfreiheit nicht mehr gedeihen. Der Familienstolz des Adels, die Genugtuung, mit der der Bürger auf den geachteten Namen seiner Familie oder Firma blickt, die Befriedigung des Gelehrten, der unter seinen Vorfahren Richter, Prediger, Ärzte, Lehrer sieht und die Familienüberlieferung auch von seinen Kindern hochgehalten sehen möchte, selbst die Zufriedenheit des Mannes, der es durch seiner Hände Arbeit „zu etwas gebracht hat", die Anhänglichkeit des Landmanns an die Scholle, die bereits seinen Vorvoreltern das tägliche Brod gegeben — alles dies ist an sich von hohem ethischen Wert und völlig berechtigt. Die sittliche Gefahr beginnt überall erst mit dem Augenblick, wo das Wort des Dichters nicht mehr beherzigt wird:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

und wenn die Nachkommen dieser ehrenwerten Männer das ihnen zugefallene Gut nicht als ein anvertrautes Pfand, als Übertragung erhöhter **Pflichten** gegen die Gemeinschaft betrachten, sondern daraus **Vorrechte** abzuleiten suchen. Theoretisch ist die Erziehungskunst über ihr Verhalten demgegenüber nie zweifelhaft gewesen; daß die Praxis stets hinterher hinkt, ist nichts neues. Übrigens darf man bei der stark demokratischen Richtung unserer Zeit eher vor Unterschätzung solches Erbes warnen, als daß die Überschätzung besonders bekämpft werden müßte. — Ein ähnlicher Zug liegt in der ja durchaus verständlichen, aber darum doch nicht ganz gerechtfertigten Verherrlichung der schweren körperlichen (Hände-) Arbeit im Gegensatz zu der geistigen (Kopf-) Arbeit. Die Lage unserer Handarbeiter ist in der Tat so bedauernswert geworden, daß die zeitweilige Bevorzugung der auf Besserung ihrer Lebenslage gerichteten Bemühungen zu billigen ist, wenn dabei nur nicht ganz ver-

gessen wird, wie unendlich viel auch für das „gelehrte“ Proletariat zu tun übrig bleibt. Der kleine Beamte, der Volksschullehrer und ähnliche Gesellschaftsklassen sind häufig in keiner besseren Lage, als der Tagelöhner oder auch der gelernte Handwerker. Während der geschickte Handarbeiter von seinem 17. Lebensjahre an den bescheidenen, aber solange er ledig bleibt, doch auskömmlichen Wochenlohn von ca. 25—30 Mark bezieht (im Jahr bei durchschnittlich 40 Arbeitswochen 1000—1200 Mark), beginnt der kleine Beamte etwa erst im 24. Jahre mit dem Grundgehalt von ca. 900 Mark. Sind sie beide 45 Jahre alt geworden, so scheint das Verhältnis allerdings durch den Pensionsanspruch und die Alterszulagen etwas zugunsten des Beamten verschoben; aber beide stehen doch mit einem Einkommen von etwa 1200 bis 1500 Mark der Not des Lebens bedenklich nahe, wenn die Familie auf die Durchschnittszahl von fünf Köpfen gewachsen ist. Arbeitsunfähigkeit (von der gräßlichen Gefahr der Arbeitslosigkeit ganz abgesehen) des einen und Pensionierung des anderen drücken beide in das unterste Proletariat zurück. Dazu kommt, daß wohl der Handarbeiter, der Landwirt, der Händler usw. in seiner Frau eine Miterwerberin besitzt und auch seine Kinder eher am Erwerb teilnehmen läßt, während der Beamte und Lehrer meistens darauf verzichtet und verzichten muß, auch seine Kinder gern länger in der Schule festhält, in der Hoffnung, wenigstens eins seiner Kinder in höhere Gesellschaftsschichten emporsteigen zu sehen. Zieht man noch in Rechnung, daß vielfach dem letzteren hergebrachte Rücksichten eine wenigstens scheinbar höhere Lebenshaltung aufnötigen, daß er andererseits gerade infolge seiner Bildung den ökonomischen Druck aufs härteste empfinden muß, so wird man sich der tiefsten Sympathie für dieses meist klaglose Märtyrertum eines langen Lebens voller Entbehrungen nicht enthalten können. Die Mahnung, insbesondere die Kinder nicht zur Mißachtung dieser Berufe zu veranlassen, richtet sich natürlich hauptsächlich an die Familien der Handarbeiter. Einerseits bleibt die traurige Lage jener

ihnen nicht verborgen und die Mutter schilt wohl auf die Hungerleider, die gleichwohl etwas „Apartes“ sein wollen, andererseits erweckt der Umstand, daß der Beamte von allen Schwankungen des Arbeitsmarktes unberührt am 1. des Quartals sein Gehalt abzuheben imstande ist, den Groll des Vaters, der über Nichtstuer, die sich von den Steuern der Bürger ernähren lassen u. ä. schilt — Kurzsichtigkeiten, die vielleicht nicht einmal ernst gemeint, doch auf das Kindergemüt nicht ohne unheilvollen Eindruck bleiben. Es muß schließlich gesagt werden, daß es dem schlichten Arbeiter nicht einmal sonderlich übelzunehmen ist, wenn er die verhältnismäßig reichliche Entlohnung der (wenigstens unmittelbar) unproduktiven Arbeit unserer Professoren und Künstler als ungerechte Bevorzugung von verhätschelten Lieblingskindern der Bourgeoisgesellschaft grollend ansieht, da er in der Tat weder zum Genuß noch zum bloßen Verständnis ihrer Werke zugelassen, geschweige denn erzogen wird. Es ist leicht, über die kulturfeindlichen Bilderstürmer zu klagen, die barbarische Roheit des Pöbels zu schelten; aber die so klagen, sind meistens dieselben, die über Popularisierung der Wissenschaft in der Maske ihrer Hohenpriester höhnisch die Nase rümpfen und die Kunst als das Vorrecht einer begnadeten Minderheit vor der Berührung mit dem ungebildeten Publikum ängstlich hüten möchten. Jeder, der ohne künstliche Leutseligkeit und Volksfreundlichkeit (die erbitternd wirken) unter das arbeitende Volk getreten ist, sich die Mühe nicht hat verdrießen lassen, das Vertrauen der schwer gebeugten und oft getäuschten Menge zu erwerben, weiß auch, daß nirgends williger Belehrung, und zwar nicht nur in unmittelbar praktisch zu verwertender Erkenntnis, entgegengenommen wird. Zunächst strebt ja der Arbeiter nach Bildung, weil „Bildung Macht ist“, aber man muß schlecht von wahrer Bildung denken, wenn man ihr nicht zutrauen wollte, daß sie selbst, erst einmal in diese Kreise eingeführt, auch ohne ihre gesellschaftlichen Folgen die Herzen des arbeitenden Volks gewinnen könnte.

Viele Fragen des Kindes werden sich ferner auf das Geld beziehen, jene wunderbaren Metallstückchen, deren Besitz oder Mangel von so weitreichendem Einfluß auf das ganze Leben der Familie ist. Seine Unterschätzung findet sich in der Regel bei den Reichen, die Überschätzung bei den Armen. Es bedarf keiner Worte, daß ebenso Protzentum, Verschwendung und Leichtsinn auf der einen Seite, als der Geldkultus, Neid und die ängstliche Sammelsucht des Armen den Kindern möglichst fernbleiben sollten. Im übrigen verweise ich auf das über „Mein und Dein“ Gesagte.

Endlich haben wir noch zu bedenken, daß neben der staatlichen Gesellschaftsordnung noch eine zweite Macht dem Kinde gegenübertritt: die Kirche. Hier muß natürlich von vornherein unterschieden werden zwischen Familien, die der Herzensstellung der Eltern nach oder auch bloß aus Gewohnheit und Gleichgültigkeit irgend einer Kirche oder Religionsgemeinschaft faktisch angehören und solchen, die das nicht tun. Nur von den letzteren darf hier gesprochen werden. Denn jede Religionsgemeinschaft hat das Recht, die Beziehungen ihrer Angehörigen zu ihr, ihre Pflichten und Rechte, die Freiheit, die sie ihnen lassen will, die Forderungen, die sie an sie zu stellen gedenkt, selbständig zu regeln. Auch der Staat hat sie gewähren zu lassen, nachdem er die Freiheit des Staatsbürgers, sich einem Bekenntnis anzuschließen oder wiederum aus der Kirche auszuscheiden, vor seinem eigenen Tribunal sichergestellt hat*). Religiöse Vereinigungen sind eben Vereine und sollten für den Staat nichts anderes sein; hat er die vereinsrechtlichen Gesetzbestimmungen getroffen, so mag er den Lutheranern ihre Kirchenzucht, den Katholiken die Jesuitenkollegien, den Juden das Schächten usw. ruhig überlassen. Hält er sich dabei völlig frei von jeder Bevorzugung einer Konfession und behält er die Jugenderziehung ganz und gar in seiner Hand derart,

*) Vgl. dazu des Verfassers: „Zum Kulturkampf um die Schule.“ Berlin, Verlag Leonhard Simion Nachf., 1904.

daß der Besuch der öffentlichen Schule, die wohl Moralunterricht, aber keinerlei Religionsunterricht erteilt, obligatorisch ist — unbeschadet des Rechtes der Eltern, das ihnen Fehlende durch ihre Kirchenbeamten erteilen zu lassen — so darf er hoffen, daß die Übelstände der konfessionellen Sondererziehung sich gegenseitig ausgleichen werden. Nach berühmtem Muster könnte man sagen: „Christlicher Staat ist ein Unding. Die Herren Staatsbeamten sollten sich um die rechtlichen Beziehungen der Bürger kümmern, aber die Frage nach der Konfession der Staatsbürger unterlassen, dieweil sie das gar nichts angeht.“ Doch das führt uns hier zu weit ab.

Religiöse Eltern also, die gleichzeitig irgendwie kirchlich organisiert sind, brauchen glücklicherweise unseren Rat nicht. Die Stellung zur eigenen Kirche ist ihnen bekenntnismäßig vorgeschrieben, ebenso in der Regel auch die Stellung zu anderen religiösen Gemeinschaften. Ob diese mehr oder weniger Toleranz einschließt, wird von der Stärke des noch lebendigen Glaubens abhängen. Toleranz ist Schwäche, wohlgemerkt nicht etwa des sittlichen Bewußtseins, sondern des konfessionellen Gemeinschaftslebens. Je toleranter die Religionen, desto weiter sind sie auf dem Wege der Umwandlung aus religiösen in metaphysische oder ethische Gesellschaften vorgeschritten. Daraus folgt unmittelbar, daß für denjenigen, der ganz auf Konfession verzichtet hat, die weitestgehende Toleranz charakteristisch sein muß. Das geben die Religiösen auch gern zu, nur daß sie die „schwächliche Allerweltsduldsamkeit“ gern als Merkmal der Gesinnungslosigkeit brandmarken. Nun ist das Wort Toleranz historisch und sachlich durchaus religiösen Gepräges. Der ganze Anspruch des päpstlichen Stuhles auf Erschließung der Geheimnisse des Himmels und der Erde, der unfehlbaren Schlichtung aller Streitigkeiten liegt in dem tolerari posse genau so gut, wie im Gegenteil. Wer fremde Meinungen duldet, erklärt sich, wie der, der sie verflucht, zum Schiedsrichter über sie. Vom rein menschlichen Standpunkte aber sind fremde Meinungen

einem solchen Richter keineswegs unterworfen: sie sollen weder unterdrückt, noch geduldet, sondern herzlich willkommen geheißen und vor allen Dingen verstanden werden. In diesem Sinne verschiebt sich der Sinn des Wortes Toleranz bei dem Nichtgläubigen; es bezeichnet den Nullpunkt einer unfehlbaren vorgefaßten Meinung, daneben aber den Maximalpunkt des sittlichen Bewußtseins; besser bleibt das fremde Wort denn auch ganz fort. Wir sehen in keiner kirchlichen oder sektiererischen, religiösen oder sittlichen, individualistischen oder sozialistischen Meinung einen Feind, der bekämpft werden muß, oder eine Verirrung, die geduldet werden kann, sondern in allen gleicherweise Dinge, die verstanden werden wollen. Wir stehen der Kirche pietätvoll als der langjährigen Bewahrerin und Hüterin des Idealismus gegenüber, wir achten die Menschheit, indem wir alles achten, was ihr teuer gewesen ist. Dadurch ist auch die Stellung gegeben, die wir Konfessionslosen unsern Kindern der Kirche gegenüber anweisen wollen. Sie sollen nicht aufwachsen als Barbaren innerhalb einer gesitteten Welt, nicht als Heiden in einer christlichen Welt. Sie sollen, was jede Kirche von ihren Gläubigen verlangt, verstehen und achten lernen, mindestens ebensogut, wie die Kinder der Gläubigen selbst, ich meine sogar besser. Dazu ist zweierlei nötig. Erstens darf der Fanatismus der Religionsfeindschaft, wenn ich so sagen darf, sie nirgends berühren. Mögen die Eltern ihre triftigen Gründe haben, warum sie der Religionsgemeinschaft ferne bleiben, mögen sie der Kirche keinerlei Einfluß auf das Leben und die Erziehung ihrer Kinder gestatten — aber hüten sie sich auch, die Religion und ihre Bekenner den Kindern, jene als eitel Torheit, und noch schlimmer, diese als Heuchler oder Einfältige hinzustellen. Zweifellos wollen auch Ungläubige, daß ihre Kinder ihrer eigenen schwer errungenen Überzeugung mit Achtung entgegenkommen und so werden sie sich vor dem pädagogischen Mißgriff hüten, die Überzeugung anderer, die ja wohl auch die ihrer Vorfahren gewesen ist, zu verunglimpfen. Überdies würden die Kinder,

wenn sie später doch ehrliche Frömmigkeit und aufrichtiges Wahrheitsforschen unter den Bekennern des Kirchenglaubens fänden — und sie sind nicht so selten, wie der Fanatismus will, — entweder an dem Urteil oder am guten Willen der Eltern zweifelhaft werden müssen. Zweitens aber dürfen diese Kinder, wenn anders sie wirklich die Kirchenlehre und die Religion gründlich und ohne Voreingenommenheit kennen lernen sollen, auch nicht äußerlich der Kirche zugeführt werden. Also weder Taufe*) noch Konfirmation**) noch Teilnahme am Religionsunterricht der Schule. Bei den beiden erstgenannten Handlungen müßte schon ihr sakramentaler Charakter, der doch den ernsten Willen wenigstens der Taufpaten voraussetzt, das Kind zum wirklichen Christen zu machen und andererseits die Würdigkeit für den ersten Abendmahlsgenuß aufs strengste fordert, vor leichtsinnigem Auchchristentum abhalten. Leider hat die Schwächung echt christlicher Überzeugungstreue bei vielen der Geistlichen und der damit im Zusammenhang stehende Verfall der Kirchenzucht eine Laxheit in der Aufnahme und Behandlung junger Christen befördert, die mehr als alle kirchenfeindlichen Tendenzen eine Organisation in Mißachtung bringt, die so wenig skrupulös in Propaganda-Angelegenheiten ist. Gerade die Herzensjungfräulichkeit, der wahre Kindersinn, der für den Eintritt in das Gottesreich erforderlich ist, wird ja durch eine am urteilslosen Kind, wenn auch aus bestem Willen, vollzogene unfreiwillige Einreihung in eine Gemeinschaft, die auf freiwilligem Glaubensentschluß beruht, unheilbar zerstört. Oder ist nicht der erwachsene Katechumene, der aus innerem Herzensdrang zum Taufaltar oder zum Tisch des Herrn tritt, ein wertvollerer Christ, als der Säugling und der halbwüchsige autoritätsgläubige „Konfirmand"? — Andererseits setzt das Kennenlernen der christlichen Lehre, aus dem viel-

*) Vgl. a. meinen Artikel „Kindertaufe" in der Sonntagsbeilage des Berner „Bund" 1892, Nr. 24.

**) Vgl. mein „Zum Kulturkampf um die Schule", Berlin, Leonh. Simion, letztes Kapitel.

leicht ein sie lieben lernen hervorgehen wird, Freiheit voraus, nicht Gebundenheit. Vorurteilslos prüfen kann nur, wer nicht nur keine Vorurteile gegen, sondern auch keine für eine Lehre hat. Kennen und prüfen aber lernt kein Kind im Religionsunterricht. Das erscheint verwunderlich; denn wer könnte, denkt mancher, besser befähigt sein, das Verständnis der Religionslehre den Kindern zu vermitteln, als eben ihre berufenen Lehrer? Ein kurzes Nachdenken wird die Fehlerhaftigkeit dieser Annahme zum Bewußtsein bringen. Wohl verfügt die Mehrzahl der Kirchenlehrer über die nötige Kenntnis der eigenen Konfession, ja auch der meisten anderen Religionslehren — aber keiner steht dieser Lehre völlig frei mit wissenschaftlicher Objektivität gegenüber. Lassen wir selbst die Beschränkungen, die von der kirchlichen Behörde der Lehrfreiheit gezogen werden, einmal ganz aus der Rechnung, so bleibt doch das, was der Religiöse gerade als wesentlich vom Lehrer verlangt, die innere Gebundenheit an den Lehrstoff, übrig. Nicht Religionsgeschichte, sondern Heilslehre hat der Religionslehrer vorzutragen; er will nicht Bekanntschaft mit den erhabenen Erzeugnissen religiöser Phantasie vermitteln, sondern die Wahrheit der von ihm vertretenen christlichen Lehre erweisen; wenn er ist, wie er sein soll, so trägt er überhaupt nicht trockene Lehre vor, sondern lebt mit den ihm anvertrauten Kindern ein Leben der Gemeinschaft mit Gott und weist ihnen durch sein Beispiel den Weg zu Christo. Er muß mit einem Worte im besten Sinne: Partei sein — das erstreckt sich selbst auf den Unterricht in den Unterscheidungslehren der Konfessionen — und so sehr ihn dies befähigt, die Kinder, deren Eltern das Glaubensbekenntnis mit ihm teilen, in die innere Gewißheit seines Glaubens hineinzuführen, Gläubige, nicht nur äußerliche Anhänger (Proselyten) zu machen, um ebensoviel weniger wird er geeignet sein, rein objektiv die eigene Lehre neben den übrigen vorzutragen; er wird immer mehr überreden, als überzeugen; er kann begeisterte Jünger, selbst Schwärmer schaffen, aber keine Selbstprüfer. Nun verachten wir die innere

Wärme der Glaubensüberzeugung ganz und gar nicht; wer in späteren Jahren ein richtiges Urteil über den Wert festen religiösen Glaubens bekommen will, wird sich wohl oder übel in diese Schule begeben müssen — aber für Kinder, die erst zu eigener Prüfungsfähigkeit erzogen werden, die nicht Vorurteile, wenn auch liebenswürdige, sondern Urteile kennen lernen sollen, ist diese Schule verfrüht. Man könnte ebensogut, um nur ja die Zugehörigkeit der Kinder zu einer politischen Partei zu sichern, die Forderung erheben, Demokratenkinder dürften nur von demokratischen Lehrern, konservative von Konservativen u. s. f. erzogen werden — oder ist die spätere Wahl des Anschlusses an eine religiöse Gemeinschaft schwerer als die an eine politische Partei? Beide setzen ja wohl eigene, selbsterworbene Überzeugung voraus; die „blinde urteilslose Masse“, die hammelgleich den Führern folgt, ist theoretisch bei allen Parteien, religiösen oder politischen, in Mißachtung — solange sie wenigstens der Gegenpartei anhängt.

Solange wir nicht in unseren Schulen neben einem obligatorischen Moralunterricht, der mit der Religionslehre gar nichts zu tun hat, religionsgeschichtlichen Unterricht ähnlich wie kunstgeschichtlichen, fakultativ für Interessenten, haben, werden die Eltern selbst die Einführung in das Verständnis des religiösen und kirchlichen Lebens der anderen vermitteln müssen. Warum sollten sie auch nicht eine richtige und von Leidenschaft ungetrübte Antwort auf Fragen geben können, wie die: was machen denn die Menschen in der Kirche? Was bedeutet das Läuten der Glocken? Was heißt „getauft“ werden? Wozu beten die Menschen? u. ä., wie ich sie oft genug gehört habe. Das Kind will gar nicht unser Urteil über diese Gebräuche, sondern es will die Wirklichkeit verstehen, in der diese Erscheinungen ihm auffallen. In Gegenden, die verschiedene Konfessionen nebeneinander lebend haben, treten ähnliche Fragen ja auch an den Gläubigen. Der Protestant muß seinen Kindern die Marienverehrung und Fronleichnamsprozession, der Katholik den Zeremonienmangel der Protestanten, beide die Sabbatfeier des Juden und dieser wieder

jener Gebräuche erklären — wohl den Kindern, wenn es nicht unter dem Gesichtspunkt der Ketzerei, sondern einfach der Anders-Gläubigkeit geschieht. Wohl werden die Religiösen einwenden, daß ein religionsgeschichtlicher Unterricht den Religionsunterricht nicht ersetzen könne — und damit haben sie ganz recht. Das soll er auch gar nicht und kann es nicht. Ihnen ist Religion ja nicht in den wenigen dogmatischen Sätzen der Kirche eingeschlossen, sondern Inbegriff der Lebens- und Weltanschauung. Wollten wir in der Tat unsere Kinder so fern stehen lassen von einer bestimmten Weltanschauung, daß sie nur durch Erzählung Kenntnis davon bekämen, was früher andere Menschen und Völker geglaubt haben, niemals aber erführen, was wir denn nun selbst glauben, so wäre der Vorwurf völlig berechtigt. Daß wir das aber nicht wollen, dafür mag dies Büchlein sprechen; es will ja nichts anderes, als die positive Weltanschauung, die Tausende jetzt im Herzen tragen, nach ihrer pädagogischen Verwertungsmöglichkeit beleuchten. Daß diese Weltanschauung dem Gläubigen dürftig erscheint, müssen wir zu tragen wissen; scheint doch auch dem Protestanten die Weltanschauung des Katholiken Aberglaube, dem Heiden das Christentum unlogisch; der Buddhist versteht nicht die Torheit der anglikanischen Kirche, der Missionär nicht, wie afrikanische Negervölker im Fetischismus Befriedigung finden können. Und doch bleiben wir alle Menschen, die das Gute wollen, die ihre Kinder in die eigene Lebensauffassung hinein zu leiten trachten, die das Welträtsel auf ihre Weise zu lösen streben. Ob wir unsere Weltanschauung nun Religion nennen wollen, oder nicht, ob wir sie mit dem Namen eines —ismus bezeichnen, ob sie neu oder alt ist, ob dieser oder jener Philosoph daran den Hauptanteil hat, ob sie mehr ein Wissen, als ein Glauben, oder umgekehrt bedeutet — das alles sind nebensächliche Fragen. Die einzige Frage, die der Religiöse oder Andersgläubige an uns stellen darf, ist die: befriedigt dich diese Weltanschauung so, daß du sie deinen Kindern als kostbares Erbe mitgeben willst? Und darauf antworte ich: ja. —

Achtes Kapitel.

Das Kind und die Gottheit.

Wer ist das: „der liebe Gott"?

Da ist sie, auf den Lippen deines Kindes, die ungeheure Frage, die tiefste, die sich Menschenwitz bis jetzt hat ausdenken können, die Frage, auf die jahrtausendelang Millionen über Millionen Menschen am Fuße des Himalaya, im Nildelta, im afrikanischen Urwalddickicht, in den Säulenhallen griechischer und römischer Tempel, in den Wäldern Germaniens, am nordlichtbestrahlten Strande Skandinaviens — keine Antwort gefunden haben. Oder doch — haben sie nicht Antwort gegeben? Haben sie nicht den lichten Himmel, die strahlende Sonne, die geheimnisvoll auftauchende und verschwindende Morgenröte, den Mond, die Gestirne, den brausenden Sturm, den Urheber des majestätischen Blitzgewitters, das sanfte Säuseln des befruchtenden Frühlingswindes, das über allem Lebenden ewig schwebende Schicksal, die segnende Macht des guten Geistes, die zerstörende des bösen Geistes, das Unendliche — von jeher mit dem Namen „Gott" geschmückt? Wissen die Millionen, die heute noch allmorgendlich beten: „Vater unser, der du bist im Himmel", so gut wie ihre arischen Vorfahren vor zehn Jahrtausenden im Gangestal ihren Dyaus-pitar anriefen, wissen sie wirklich keine Antwort zu geben auf diese einfache Frage?!

O ja, sie wissen es, sie glauben es wenigstens zu wissen, wenn auch die Ernstesten unter ihnen seufzen mögen: ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben! Sie leben der tröstlichen Zu-

versicht, daß ein allmächtiger, gütiger persönlicher Wille über ihnen waltet, von dem sie ausgegangen, zu dem sie hingehören; sie erkennen im Endlichen nur die Brücke zum Unendlichen; sie nennen ihn Vater, und ihr bestes Wollen, das Edelste in ihrem ganzen Sein und Wesen, drängt sich nach Vereinigung mit ihm, nach Abstreifung all des Endlichen, Sündhaften, Störenden, in ihrer zeitlichen Erscheinung. Sie wissen es, daß auch der höchste Name, den Menschenzunge ihm erteilen kann, nur ein unbeholfenes Stammeln bleibt, daß sein eigentliches Wesen hier stets unbegreiflich, unerforscht bleiben muß: „Wer darf ihn nennen, und wer bekennen: ich glaub' ihn?" Aber doch nahen sie sich ihm mit ihren Lippen und mit ihren Herzen — es macht nichts, daß ihre Zungen stammeln, daß ihr endlicher Geist das Unendliche nur verworren, nur stückweise zu erfassen vermag: Gott wird sie schon verstehen. Wo ist der Vater, der nicht für die stammelnden Laute seines Kindes, mit denen es unvollkommen und oft falsch, den Vater herbeizurufen versucht, ein gütiges Lächeln, ein nachsichtiges Verstehen übrig hätte? Und wenn sie nun ihren Kindern in derselben unbeholfenen Sprache das Geheimnis ihrer Beseligung mitteilen, wenn sie den aufhorchenden Kleinen erzählen von dem alliebenden Vater, der Sonne, Mond, Sterne und die ganze Welt erschaffen, auf dessen Geheiß die Ströme rauschen, die Winde blasen, die Gestirne sich drehen, der Tier- und Pflanzenwelt erschaffen hat und noch erhält, ohne dessen Wissen kein Haar von ihrem Haupte fällt — wollen wir es wagen, können wir sie der Unwahrheit zeihen?

Das Daseinsrätsel steht vor uns ebenso dunkel, unergründet und antwortlos, wie vor ihnen; wir wissen es nicht, von wannen die Welt kommt und wohin sie fährt; es ist uns unbekannt, ob ein in seinem Dasein unbedingter Demiurg oder Weltenwerkmeister einem ebenso unbegreiflich vorhandenen Chaos von Stoffen und Kräften einen ersten Anstoß erteilte, ob ein Allseiendes sich zu einem Unendlichwerdenden differenzierte, ob

ein Schöpferwille aus Nichts ein All ins Leben rief, ob eine bewußte oder unbewußte Vernunft in erfreulichem oder beklagenswertem Werdegang sich selbst wiederzufinden strebt — und doch sollen und wollen wir auf die Frage unseres Kindes eine Antwort geben. Werft mir keinen Stein auf die „Gläubigen", die ihren Kindern das furchtbare Rätselwort mit anmutiger Hülle umkleiden, die ihnen einen persönlichen Gott, den greisen, gütigen, allmächtigen Vater über den Wolken, über dem Himmel, über all unserer Sinnenwelt zu zeigen suchen, die ihn im Gebet, in dem freundlichen Hauskleide eines Gottmenschen zu uns hernieder zu ziehen streben, die den Menschen vergotten, um Gott ganz in ihr Menschentum aufzunehmen — ihr Gott ist liebenswürdig, er ist wirklich: „der liebe Gott." Sie wissen von ihm zu erzählen — um so besser für sie; ob auch für ihre Kinder so besser, wer mag es entscheiden?! Eins nur ist zu sagen und festzuhalten: das Gottesbild, wie es unsere heutigen Väter und Mütter ihren Kindern einzuprägen suchen, es ist nicht ein Phantasiebild der kurzlebigen Weisheit einer oder zweier Generationen, sondern es ist das Endergebnis einer vieltausendjährigen Entwickelung der Menschheit, das beste, was der Menschengeist bis jetzt zu bieten hat — daß es noch unvollkommen, wissen die Gläubigen am besten!

Zu diesen Gläubigen zähle ich mich mit, obwohl oder weil ich den Gottesnamen, sagen wir immerhin „aus religiöser Scheu", oder aus „Frömmigkeit" so wenig unnützlich brauchen möchte, daß ich dazu gekommen bin, ihn lieber gar nicht mehr anzuwenden. „Abusus non tollit usum" — der Mißbrauch darf den richtigen Gebrauch nicht aufheben — sagt man; aber welches ist der richtige Gebrauch? Wenn man zu der Erkenntnis gelangt ist, daß sich der endliche Geist, der das Unendliche zu umfassen strebt, notwendig an seinen Schranken wundstoßen muß, daß jeder Versuch, das Unbegreifliche zu begreifen, in Träumereien und Phantastik hineingeführt hat und hineinführen mußte, dann versteht man, daß es auch einen frommen Atheismus

gibt, einen Atheismus, wie ihn die Buddhisten seit Jahrhunderten predigen, natürlich in dem Gewande ihrer Nationalität, ihrer örtlichen und zeitlichen Eigenheiten, ein von Gott-los-sein, das sich nicht viel von dem mystischen Rein-in-Gott-Sein unterscheidet.

Aber der Atheist kann doch auf die Frage: Wer ist das, der liebe Gott? keine Antwort geben?!

Gewiß kann er nicht mit der satten Herzensruhe des Gläubigen, der von dem spricht, was er geschaut, was er erlebt zu haben sicher ist, dem fragenden Kinde eine Antwort geben, die unter allen Umständen über das, was wir wirklich wissen, hinausschießt. Er schaut nicht in halbbewußten Augenblicken der Ekstase das gütige Greisenantlitz hinter dem Wolkenschleier; er hat nicht gefühlt, wie in ernsten Lebensführungen Gottes Finger an sein Herz gepocht hat: er erkennt in dem liebevollen Jesus der Kunst und Geschichte nicht den Gottmenschen; er fühlt sich in Augenblicken der Reue, der Ohnmacht, der Unzufriedenheit mit sich selbst nicht einer überweltlichen Macht gegenüber schuldig; es genügt ihm, daß sein eigenes Besserwissen über das, was er soll, sein Gewissen, ihn verurteilt; er hofft nicht von einem Mysterium, sondern von der eigenen vernünftigen Kraft Erlösung, Erlösung nicht in dem Taumel eines ekstatischen Moments, sondern von der geschichtlichen Entwickelung der Menschenwelt — er kann also den Gott, den die Gläubigen ihren Kindern bieten, seinem Kinde wirklich nicht als seinen Herrn, seinen Vater und seine Hoffnung vorstellen. Aber eines kann er. Er kann den geschichtlichen Gott, den Gott, wie er in Jahrtausenden in den Gemütern der Menschheit geworden ist, er kann den geläuterten Gottesbegriff seinen Kindern mitteilen, rein historisch, erzählend — und er kann es ruhig ihnen überlassen, ob sie diesen Gottesbegriff in ihr innerstes Leben und Denken aufnehmen wollen. Es bedarf auch hier keines anderen Mittels, als der lauteren und reinen Wahrheit, um das Kinderherz zu befriedigen. „Wer ist das, der liebe Gott?" Mein liebes Kind, du hast gewiß schon von anderen

diesen Namen gehört, wenn nicht anders, bringt dir dein erstes Lesebuch gewiß den Namen Gottes vor Augen. Viele, sehr viele, ja fast die meisten Menschen deiner Bekanntschaft glauben, daß ein gütiges, großes, allmächtiges Wesen die ganze Erde und alles, was du siehst, geschaffen hat; es war da, ehe die Welt war und alles, was existiert, lebt durch seinen Willen. Gott sieht auch heute, so glauben diese Menschen, alles, was da geschieht; ohne seinen Willen könntest du nicht atmen, nicht springen, nicht spielen; sie wissen von ihm viel zu erzählen, wie gütig er ist, mit welcher Liebe er alle Menschen, auch dich, umfaßt. Man glaubte ihn erst zu erkennen in der Sonne, die täglich Wärme und Leben spendet allem, was da existiert, die mit ihrem hellen Auge in die dunkelsten Verstecke der Erde scheint; man hat ihn noch in vielen anderen Naturdingen gesucht; endlich hat man zu erkennen geglaubt, daß Gott überhaupt nicht sichtbar, nicht begreifbar, daß er, ein reiner Geist, über allem Irdischen schwebt. So kann man von Gott natürlich nichts wissen, ebendarum aber glauben gerade viele Menschen an ihn, daß er da sei und sie behüte. Andere freilich wieder glauben, daß die Erde und alles, was uns umgibt, nicht von irgend jemand, und sei er auch noch so allmächtig, wie Gott vorgestellt wird, gemacht ist. Sie glauben, daß alles von jeher so dagewesen ist, wie wir es heute sehen, wenn wir auch nicht da waren, wenn auch die Form der Dinge vielfach gewechselt hat. Nicht immer gab es eine Erde, Sonne, Mond und Sterne, aber immer gab es das, woraus Erde, Sonne, Mond und Sterne im Laufe der jahrtausendelangen Entwickelung geworden sind. Diese ewige Kraftmasse, so meinen sie, habe sich natürlich und vermöge ihrer inneren Bewegung zu alle dem entwickelt, was wir jetzt die Welt nennen, ganz so wie aus einem Samenkorn vermöge seiner Natur ein starker mächtiger Baum mit Tausenden von Blättern, Blüten und Früchten werde. Auch dabei, bei der Entwickelung des kleinen Körnchens zum kräftigen Stamme mit schattender Laubkrone hat man früher geglaubt, ein Gott habe

geholfen, eine Baumfee sei eingeschlossen im Keime und wachse allmählich heran — oder Engel behüteten und pflegten das Keimchen, damit es groß werde. Das glaubt man jetzt nicht mehr, obwohl man immer noch nicht weiß, wie es das zarte Keimspitzchen anfängt, eine so mächtige Pflanze zu werden. Aber darauf kommt es auch ganz und gar nicht an, wie wir uns vorstellen oder begreiflich zu machen suchen, wie alles entstanden sei, solange wir noch nichts darüber wissen. Solange es überhaupt Menschen gibt, haben sie darüber gegrübelt und nachgedacht und immer haben sie das, wovon sie nichts wußten, lieber geglaubt, als daß sie gar nichts davon hätten aussagen wollen. Das ist ein schöner, herzlicher und freundlicher Zug in allen Menschen; darum ist auch einem jeden sein Glauben heilig und es schmerzt ihn, wenn andere ihn durch Nichtglauben, oder gar durch Verspottung und Mißachtung kränken. Die Menschen wollen alle heimisch werden in der Welt, sich dort ganz zu Haus fühlen; nun sehen sie so vieles, was sie nicht begreifen können, was sie auch mit ihren armen Kräften nicht machen können, was sie, wenn es über sie kommt, nicht verhindern können. Sie sehen den Wechsel der Jahreszeiten, Auf- und Niedergang der Sonne und Gestirne; rings um sie her sprießt tausendfältiges Leben, von dem sie nicht wissen, von wannen es kommt; sie bemerken das ewige Werden und Vergehen; sie hören den Sturmwind rauschen, die Meeresflut branden, den Fluß in ewig erneutem Wechsel unendlich dahinfließen; ihr Auge schaut und kann kein Ende erschauen; ihr Ohr hört und doch ist nicht alles hörbar, dessen Wirkung sie erkennen; ihr Finger tastet und kann nirgends in das Innere der Natur dringen — über ihnen das unendliche Luftmeer des Himmels und der unermeßliche Einblick in andere Sonnensysteme, in ihnen der unersättliche Geist, der alles begreifen, alles verstehen möchte und ein fühlendes Herz, das in Mitfreude und Mitleid alles Seiende zu umfassen sucht — was ist es für ein Wunder, daß ihr Meinen und Fühlen über die Grenze

dessen, was sie verstehen und wissen, hinausfliegt, daß sie im Glauben die Wahrheit zu schauen suchen, die für den langsam schreitenden Verstand nur in weitester Ferne winkt. So schaut der Wanderer mit begeistertem Blick längst von weitem die sonnenumglänzten Firnen der Bergriesen; er ist schon dort — im Geiste; er badet die Brust in der reinsten Höhenluft und läßt sein Auge ins Unermeßliche schweifen, lange schon, ehe der müde Fuß die ersten mühseligen Schritte auf dem steinigen Bergpfade stolpert. — Sollte der Menschengeist das nicht dürfen? Will man die Seele an den Schneckengang des Wissens festbannen und ihr verwehren, leichte Schmetterlingsflügel ins Jenseits der Grenze unseres augenblicklichen Wissens zu rühren? Wahrlich nein! Daß der Mensch wissen kann, das bildet den Adel seines heutigen Menschentums; daß er aber auch glauben kann, wo sein Wissen aufhört, das weist ihn hinaus über sein augenblickliches Menschentum in ein höheres Sein, nicht im Sinne der Kirche freilich, aber im Sinne der Entwickelungskraft, die aus der Urzelle ein differenziertes organisches Wesen, aus dem Tier den Menschen werden ließ und die wahrhaftig heute nicht schwächer ist, als vor Millionen von Jahren. Laßt ihn nur glauben, wo er noch nicht wissen kann — aber laßt ihn da nicht mehr glauben, wo das Wissen begann.

Indessen es ist nicht die Frage nach der Entstehung der Welten, die unsere Kinder zuerst beschäftigt, wenn ihnen der „liebe Gott“ im Munde ihrer Mitmenschen entgegentritt. Nicht den Weltenschöpfer, der vor Aeonen sein Werde rief, suchen sie, könnte man uns einwenden, sondern den Allerbarmer, den Allerhalter, den liebenden Vater, der auf sie speziell sorgend herabblickt, der seine Engel sendet zu Häupten und zu Füßen ihres Bettchens und die Haare auf ihrem Haupte gezählt hat. Gewiß ist es freilich, daß das kindliche Herz liebebedürftig ist, wie kaum sonst ein Wesen, und daß eine wundersame Ruhe, ein seliger Frieden in dem Kinderglauben an „meinen“ „deinen“ Gott verborgen liegt. Wir wollen die Augen nicht dagegen

schließen, daß die sieghafte Vorstellung einer das All umfassenden Liebe, einer zeitlos vorschauenden Sorge und Güte, mit dieser unvergleichlichen Macht nur hier in der Vorstellung vom „lieben Gott“ in das Kinderherz hineingetragen wird. Aber doch „hineingetragen“ wird! Das fertige Resultat unserer ganzen Menschheitsgeschichte wird dem Kinde ohne jede eigene Mühe präsentiert; es braucht nur zuzulangen; seine Begriffe von Liebe und Güte sind vielleicht noch ganz ungeklärt, aber andächtig plappert es mit ungelenker Zunge den Spruch nach: „Gott ist die Liebe“. In der Wissenschaft ist nichts dagegen einzuwenden, daß das Resultat der Gedankenarbeit von Generationen über Generationen von Forschern dem Kinde sofort geboten werde. Wohl dir, daß du ein Enkel bist! heißt es hier, — in der Wissenschaft aber ist auch jeder scheinbare Abschluß nur der Ausgangspunkt weiterer Denkarbeit, und Wissen ist eine Quantitätsgröße, bei der man nach mehr oder weniger fragt und addiert. Glauben aber ist eben nicht Wissen; er ist stark oder schwach, innig oder leichtsinnig, also eine Qualitätsgröße. Darum hilft es niemandem etwas, das Glaubensbekenntnis eines anderen nachzusagen; er muß die psychologischen Tatsachen, die dahin führen, an sich selbst erleben. Glaube ist Willenstat*), und kein Fremder kann für mich wollen! Darin stimmt die ernste Frömmigkeit mit der orthodoxen Kirchenlehre zusammen. Das Kind muß — es ist keine Rettung davor — den ganzen Prozeß der Religionsbildung in der Menschheit im eigenen Gemüt in abgekürzter Form wiederholen, ganz so wie es im Mutterleibe die Entwickelung seiner Ahnen aus der Zelle zum Menschen in seinem Keimleben durchlaufen hat. Es muß selbst zu Gott kommen — wenn immer es dahinkommen soll —, aber Gott darf ihm nicht als vorzeitiges Spielzeug in die Hand gegeben werden, sonst wirft es das Spielzeug weg, ehe es noch richtigen Gebrauch davon hat machen können. Die unerträglich banale Abschleifung des innigen Ausdrucks

*) Vgl. des Verf. Ein Wort vom Glauben an seine Verfechter und Verächter, Leipzig, A. Wehner, 1884, X u. 320 S.

„der liebe Gott“ und die sprichwörtliche Hinfälligkeit des frommen Kinderglaubens hätten doch längst auch selbst die Kirche auf ihr falsches System aufmerksam machen und es ihr nahelegen müssen, daß die frühzeitige Überladung der Kinder mit religiösem Stoff mehr Schuld an der notorischen „Gottlosigkeit“ trägt, als der überschätzte Einfluß der „Welt und des Fürsten dieser Welt“. Religion ist ihrem besten Wesen nach überhaupt nicht lehrbar. Als höchstes und reifstes Produkt einer ureigenen Lebenserfahrung in einer jeden, nach Willen, Verstand und Phantasie verschieden gearteten Persönlichkeit bildet sie deren Heiligtum, in das kein Fremder einen Blick werfen darf. Fromm sein heißt auch keusch seine eigenste Religion verhüllen. Und jeder reife Mensch hat nur seine eigene. Darum steht der wahrhaft Fromme auch der Konfession, jenem dürftigen Gestammel von Allgemeinheiten für viele, entweder ablehnend oder doch umbildend, immer als Meister gegenüber. Konfessionen geben der urteilslosen Masse den Schein einer sie vereinigenden Überzeugung — nicht ohne gerade dadurch sofort wiederum gegen die Anhänger eines anderen Bekenntnisses trennend zu wirken, — aber Religion schlägt, mit ihrem Glaubensinhalt wenigstens, keine Brücke von Menschenherz zu Menschenherz, wenn sie auch als Religiosität, gerade weil sie ein eigenes Kleinod zu verwahren hat, weitherzig und tolerant gegen andre Innenanschauungen macht. Wie die auf Bekenntnis gegründete Kirche unduldsam sein muß, so ist der Fromme wie der Sittliche von weitestgehender Duldsamkeit. Aber darum müssen auch beide auf eine direkte Übertragung ihrer Lehre — es sei denn durch Beispiel — verzichten. Sittlichkeit und Frömmigkeit beruhen auf freiem Willensentschluß, und wenn Tugend allerdings noch eher lehrbar ist, als Religion, ein Moralunterricht also sehr viel mehr Aussicht auf Erfolg hat, als Religionsunterricht, so liegt das daran, daß wir wohl eine Moralwissenschaft haben, deren Resultate sich übertragen lassen, aber nicht in demselben Sinne eine Religionswissenschaft, abgesehen von geschicht-

licher und vergleichender Betrachtung. So verlangt also die Aufgabe, sich eine eigenste Herzensreligion zu bilden, vom Kinde eine längere persönliche Lebenserfahrung, bei der ihm Lehre wenig helfen kann. Der Weg freilich, auf dem das Kind zu Gott kommen kann, ist ihm längst vorgezeichnet; es ist derselbe, den die Menschheit gegangen, und er führt über die Natur und die menschliche Gemeinschaft. Die Natur mit dem eigenen Hauch zu beseelen, in ihr den eigenen Geist wiederzufinden, ist die vornehmste Schöpfertat des kleinen Kindes; es ist der geborene Pantheist und ein Phantasiekünstler, der in einem Häufchen Sand eine wimmelnde Stadt mit Palästen und Hütten und in einem Stück Holz ein mutiges Kriegsroß erblickt. Bringen wir ihm die Natur näher — oder, was braucht es das, lassen wir ihm nur seinen Willen, und es bevölkert das Innere der Erde mit geheimnisvollen Zwergen und Heinzelmännchen; es sieht die Elfen auf der Wiese und über dem Wasser tanzen, hört den wilden Jäger durch die rauschenden Baumwipfel ziehen, sieht in der Knospe die Blumenfee liegen und ahnt in jedem Frosch einen verzauberten Prinzen. Die Wolken sind ihm Schiffe der himmlischen Heerscharen; auf den Sonnen- und Mondesstrahlen gleiten segenspendende Geister zur Erde hinab und die Tierwelt bietet ihm vertraute Gefährten, von deren lustigen und törichten Streichen ihm das Märchen genaue Kunde verschafft.*) Nehmt doch die christliche Mythologie hinzu zu der heidnischen; laßt Engel des Lichts über die strahlende Erde dahinschweben und

*) Nicht einverstanden kann ich mich daher erklären mit der übertriebenen Besorgnis Preyers (a. a. O. S. 452): „Die Märchen, Gespenstergeschichten u. dergl. machen leicht die ohnehin sehr rege Kinderphantasie hypertrophisch und trüben das Urteil über wirkliche Geschehnisse. Die Sittenlehre und die Natur bieten eine solche Fülle von Tatsachen, an welche das Sprechenlernen anknüpfen kann, daß die Märchen besser fortbleiben.“ Das Spiel, auch das der Phantasie, ist so sehr das Lebenselement des Kindes, daß es kaum ein Zuviel davon geben kann, wenn es bewußtes Spiel ist. Die Wirklichkeit braucht keinen Anwalt und setzt sich schon von selbst durch. Unsere Kinder sollen doch alle auch ein wenig Dichter bleiben!

den Todesengel, den Sandmann, die Engel des Schlafes in der Nacht ihres Amtes walten; erzählt Euren Kleinen von Jesus, dem Kinderfreund und laßt auch das gütige Greisenantlitz Gottes durch den Wolkenschleier schimmern — aber fallt nicht aus dem Tone der künstlerischen freien Dichtung, verlangt nicht plötzlich an dieser oder jener Stelle, daß hier die Dichtung ein Ende habe und geschichtliche Wirklichkeit an ihre Stelle trete! Ist Dichtung nicht wahr, nicht manchmal wahrer als die nackte Wirklichkeit? Begnügt euch mit dieser Wahrheit, der Wahrheit des Ideals und mengt nicht die harte stoßende Wahrheit der Sinnenwelt unter die zarten Kinder der Phantasie. So wird das Kind ganz von selbst Polytheist, und vielleicht auch einmal Theist. Es ahnt in jedem Naturwesen, im rohen Stein und Felsblock, in der Pflanze, im kleinsten wie im größten Tier, in den funkelnden Sternen die Nähe des erhabenen, alles beseelenden und erhaltenden Geistes, den es im eigenen Sein fühlt. Es möge den Schritt nur selber machen, der aus der Vielheit zur Einheit, aus dem unendlichen Werden in das unveränderliche ewige Sein, aus der Welt zu Gott führt. Dann wird sein Gott anders von inhaltsvollem Leben durchtränkt sein, als der angelernte, gedankenlos nachgeplapperte, unnützlich geführte und bald in die Rumpelkammer des Gedächtnisses geworfene Name.

Und der Gott der Liebe? Will es unter dem Namen Liebe etwas begreifen, so kann es auch hier nur in die nächste Umgebung greifen, zu den Eltern, Geschwistern, zur Familie. Da lernt es Liebe kennen, es empfängt sie täglich und stündlich von der Mutter; Liebe hat ihm das Dasein gegeben, Liebe erhält es und beschirmt es in der ganzen ersten Lebenszeit — wie sollte soviel Liebe nicht auch im Kindesherzen Liebe entfachen — und erst dann begreift das Kind, was Liebe ist. Freilich lernt es nicht nur Liebe kennen; es erfährt nicht unmittelbar eine „allumfassende, unergründliche“ Liebe, die nimmer aufhört; die Eltern, die Geschwister, die Personen seiner Umgebung sind nur fehlbare Menschen, und so stark auch Mutterliebe sein mag, an die

Gottesliebe, die keine Unterschiede zwischen den Schutzbefohlenen kennt, die von Ewigkeit her war und in Ewigkeit dauern soll, mag sie immerhin nicht hinanreichen: aber sie ist ein wirklich Erfahrenes, nicht ein von Außen in das Kindergehirn hineingetragener Name; sie ist wirklich Liebe von Person zu Person, die sich unmittelbar äußern kann; sie ist das Element, aus dem sich erst Höheres und Größeres entwickeln kann. Der elektrische Funke der Liebe springt nur von Person zu Person über, und in dem Maße, als das zu Liebende unpersönlicher wird, schon im Sammelnamen Familie, weiter in den Ausdrücken Volk oder gar Menschheit, wird aus dem kraftvollen Schlag ein schwacher Flächenblitz, ein Wetterleuchten, ein matter Abglanz der ursprünglich so lebendigen Liebeskraft des Herzens. Mit vollem Rechte und feinster psychologischer Kenntnis des Menschenherzens muß darum die Kirche an der Persönlichkeit ihres Gottes festhalten gegenüber allen pantheistischen und deistischen Versuchen, die Gottesidee mit dem Weltwissen in Harmonie zu bringen; nur der persönliche Gott kann geliebt werden mit der echt religiösen Herzenswärme, die sich an den Erlöser drängt und mit ihm ringt, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! Ja, selbst dieser persönliche Gott ist dem liebehungrigen Herzen noch zu weit, zu überweltlich; er muß vermenschlicht werden; er muß uns nähertreten; ich muß und will ein ganz persönliches Verhältnis zwischen ihm und mir, diesem Einzel-ich haben; Jesus, der Gottmensch oder Maria, die reine Magd und Himmelskönigin, oder mein Namensheiliger treten mir näher und lieben mich, mich, den einzigartigen, einziggewordenen, einzigdenkenden und fühlenden Individualmenschen gerade dieses Namens und dieser Zeit — und dann erst kann ich sie wiederlieben mit unendlicher Kraft, mit Aufopferung meines ganzen Seins. Aber auch sie müssen noch ihre menschliche Vertretung haben, auch sie sind in das Dunkel des geschichtlichen Gewesenseins gerückt, wenn auch ihr unzeitliches Dasein von der Kirche behauptet wird; es ist der Priester, der an ihre Stelle tritt, wenn auch nur vertretungsweise, wenn

auch nur im Feierkleide des göttlichen Amtes, aber doch immer Person, mit der ich reden kann, die mir mit der Stimme des Höchsten antwortet. Er ist der Vermittler der Gottheit mit dem Einzel-ich, gleichviel, ob er nun die Schlüssel Petri zum Himmelreich zu verwalten vorgibt, oder als einfacher „Diener am Wort", Helferdienste leistet für diejenigen, die sich Gott nahen wollen.

Wie? aber haben wir nicht seit der Reformation das Bewußtsein des allgemeinen Priestertums? Ist nicht jeder Mensch für sich und für andere der geborene Priester, der natürliche Vermittler der Gottesliebe? Haben wir vergessen, daß Jesus gesagt hat: Was ihr einem dieser Geringsten tut, das habt ihr mir getan? Kann ich denn anders, als jeden Menschen, der sich mir naht, ja mehr, jede Kreatur, die mir nahe kommt, mit der vollen herzlichen Liebe betrachten, die ich meinen Eltern gegenüber zum erstenmal empfand? Er ist auch seiner Eltern Kind; Liebe hat ihn und mich umfangen bei unserem Eintritt ins Dasein; er fühlt und denkt wie ich, oder er würde so fühlen und denken, wenn nicht widrige Umstände, Lieblosigkeit von allen Seiten, Grausamkeit, Ungerechtigkeit usw. sein innerstes Fühlen und Denken gleichsam mit einer Schlacke überzogen hätten. Die Menschheit kann ich nicht lieben, sie ist mir zu abstrakt, — wo ist sie?, aber diesen Menschen kann ich und muß ich lieben, er ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein. Und warum bei der Menschheit Grenzen machen? Die ganze Welt, die mich umgibt ist ja doch getragen von demselben Lebensgeiste, der mich selbst durchweht; die Kraft, die Welten ihre festbeschriebenen Bahnen gehen läßt, die dem Stein seinen festen Platz anweist, die Flechten und Moose auf dem verwitternden Gestein ins Leben ruft, die Wälder schafft, die die Tiefe des Meeres, die Erde, die Luft mit fühlenden Tieren bevölkert, dieselbe Kraft lebt in mir, läßt mich denken, läßt mich fühlen und — lieben. Da habt ihr die allumfassende, unergründliche, gewaltige Liebe, in einem Menschenherzen hat sie Platz; sie strömt von ihm aus in das große All und von dort wieder zurück in jedes einzelne Herz, wie die

Wasserfluten in ewigem Kreislauf vom Himmel zum Meer. Zeigt euren Kindern den lieben Gott, aber zeigt ihn unter dem Bilde des hungernden, frierenden, unglücklichen Mitmenschen, des zertretenen Wurms, der in wüstem Zerstörungsdrange geköpften Blüte! Nicht bloße Barmherzigkeit, nicht abgeschwächtes Mitleid, nicht strenge Gerechtigkeit allein lehrt sie gegen ihre Mitgeschöpfe, sondern erfüllt sie mit warmer Liebe, die sich eins weiß, wesentlich verwandt fühlt mit dem Geringsten unter allen fühlenden Wesen! Und wenn dann euer Kind kommt und wieder fragt: Wer ist das, der liebe Gott? dann antwortet ihm, jetzt ohne Furcht, mißverstanden zu werden:

Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. —

Abendgebet.

Die kleine Gesellschaft hat sich müde getummelt; der Tag mit seinen vielfältigen Aufregungen, ernster Lernarbeit und frohem Spiel, Freud und Leid, sinkt langsam hinab in den friedlichen Schoß der Nacht. Klein Brüderchen schläft schon längst den Schlaf der Sättigung Leibes und der Seele; jetzt fallen auch der vierjährigen Irma und der dreijährigen Else die verblaßten Äuglein zu und fast willenlos lassen sie sich von Mama entkleiden. Die Frische des Betts weckt noch einmal die müden Lebensgeister — die älteste ruft nach ihrer Puppe und folglich will Else mit „ich auch Puppe“ nicht zurückbleiben. — Nun sind alle irdischen Wünsche erfüllt, beide Blondköpfchen schauen träumerisch aus den weichen Kissen auf die geschäftige Mama, die noch hier mit weicher Hand eine Falte aus dem Kissen streicht, dort ein Endchen Decke fester stopft. Der blasse Schimmer der Nachtlampe malt gigantische Schatten an die helle Tapete. Aber noch schließen sich die blauen Äuglein nicht,

wissen doch beide Kinderchen sehr wohl, was noch zum eigentlichen Abschluß des Tages fehlt. Und jetzt ist Mama fertig und tritt mit freundlich-ernstem Blick zwischen die Betten der beiden Herzblättchen: „Nun wollen wir beten.“ „Beten“ echo’t die Kleine aus ihrem weichen Versteck und vier kleine runde Hände falten sich ungeschickt:

„Ich bin klein, mein Herz ist rein — soll niemand drin wohnen, als Jesus allein. Jesus im Herzen, Jesus allein, in Gottes Namen schlaf ich ein!“

So tönt es, getragen und gehalten von der leitenden Stimme, in etwas unbehilflichem Gezwitscher der lallenden Stimmchen. Die kleinen Mündchen recken sich noch, das Amen auf den Lippen, Mama zum Kusse entgegen und mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung drehen sich die Köpfchen zur Wand, um nach wenigen Sekunden durch ihr gleichmäßiges Atmen zu verraten, daß der Friede voll in die kleinen Seelen eingekehrt ist.

Nicht wahr, ein schönes und ergreifendes Bild, das niemand gern in der Kinderstube missen möchte? Die Tageszerstreuung macht noch vor dem völligen Versinken ins Unbewußte einem Augenblick ernster Sammlung Platz; eine unbestimmte, aber beruhigende Ahnung von etwas, was über alle kleinen Tagesschmerzen und Freuden hinaushebt, senkt sich in das kleine Herz und die Mama ist die Hohepriesterin, die den Verkehr mit dem unbekannten, großen Geheimnisvollen vermittelt. Hat es nun gar am Tage eine kleinere oder größere Sünde gegeben, so beugt sich die Mutter wohl liebevoll zu der kleinen Schuldigen nieder und lehrt sie den lieben Gott um Verzeihung zu bitten für die heutige Unart. Das Kinderherz, bei hellem Tageslicht noch ein trotzig und verzagt Ding, schmilzt in der traulichen Dämmerung bei leiser Aussprache und gibt sich willig jedem erzieherischen Einfluß hin. — Auf all dies müssen wir nun verzichten?

Ein schweres Opfer, wenn es ohne dies nicht geht; denn es steckt ein gut Teil ethischen Gehalts in der religiösen lieb-

gewordenen Zeremonie. Wir wollen versuchen, uns das ganz klar zu machen. Zunächst ist es wohl das Gefühl freiwilliger, demütiger Unterordnung unter eine unbekannte, selbst höher als die Eltern stehende Macht, die Allmacht des übernatürlichen Wesens, dessen Auge auch das Dunkel der Nacht durchdringt und in dessen starker Hand alles Existierende beschlossen scheint, was von sittlichem Werte ist. Unterordnung des Eigenwillens unter einen mächtigen Gesamtwillen, wie dieser auch gedacht sein möge, ist ja das Wesen aller Sittlichkeit, und sie zeigt sich keineswegs nur im Handeln selbst, wo ein sittlicher Konflikt uns vor die Wahl stellt, dem Augenblicksantrieb oder der im Gewissen an den Allwillen mahnenden Stimme zu folgen, sondern gewissermaßen auch vor der Schwelle der aktiven Reizwirkung, im Bewußtsein der Ehrfurcht vor jenem unbekannten Untergrund alles Lebens, im Bewußtwerden der individuellen Ohnmacht, Winzigkeit und verhältnismäßigen Wertlosigkeit gegenüber dem Weltganzen.

Aber ist wirklich das Gefühl der Ehrfurcht etwas so Köstliches? Ist denn „Furcht" auch in der abgeklärteren, durch das sittliche Bewußtsein zur Ehrfurcht geläuterten Form etwas für die Erziehung Erstrebenswertes? Die Empfindung der Machtlosigkeit, der Abhängigkeit von dem Naturganzen und der in ihm wirkenden Kraft soll ja gerade durch den Kulturprozeß, der den Menschen zum Herrn der äußeren, wie seiner inneren sinnlichen Natur macht, beseitigt werden! Erhebt sich nicht am Ende der Kulturentwickelung das Riesenbild des trotzigen Prometheus, der nichts ärmeres kennt unter der Sonne, als die Götter, die kümmerlich von Opfersteuern und Gebetshauch ihre Majestät nähren, und der ihrer nicht achtet? Liegt nicht kindliche Ergebung in den Vaterwillen Gottes hart neben fatalistischer Untätigkeit dem Schicksal gegenüber? Die Frage ist hier ähnlich wie die nach dem sittlichen Werte der Bescheidenheit. Wie diese die richtige Mitte (im aristotelischen Sinne) zwischen den beiden Polen der Unterwürfigkeit und des Stolzes darstellt, sodaß man sagen darf: nur wer sich selbst zu bescheiden gelernt

habe, könne das richtige Maß von Selbstbewußtsein an den Tag legen, so ist jenes in weihevollen Augenblicken uns überkommende und von der Erziehung sogar zu pflegende Gefühl der Ohnmacht gegenüber der Allmacht, der Ehrfurcht vor dem Unendlichen, Unbegreiflichen ein notwendiger Akt der Selbstbesinnung des Menschen, der ihm die trotz aller Kulturarbeit noch unendlich große Kluft zeigt, die den Menschenwillen von dem Allwillen trennt, nicht um ihn zu entmutigen, sondern damit er die Grenzen seines Könnens nicht optimistisch überschätze. Was uns bei großen Katastrophen, wo die Elemente mit rasender Urkraft das liliputanische Menschenwerk vernichten, fast religiös erschüttert, der Gedanke an die Grenzen unserer Macht, das soll in der Form ruhiger Selbstbesinnung den Menschen auch im gewöhnlichen Leben nicht verlassen. Welcher Augenblick ist nun dafür besser geeignet, als der, in dem das Kind (und der Erwachsene) die Augen, die am Tage für uns wachten, schließt, in dem das Bewußtsein uns verläßt und wir zurückbleiben als willenlose Beute jedes nächtlichen Zufalls. Nur die tägliche Gewohnheit stumpft uns allmählich gegen das ängstigende Gefühl der Wehr- und Hilflosigkeit im Dunkel der Nacht ab, aber die Kinder empfinden es alle mehr oder weniger deutlich. Eine Allmacht aber, von deren Güte wir nicht überzeugt wären, könnte nichts Beruhigendes für uns haben. So gewöhnen religiöse Eltern das Kind gleichzeitig zu liebendem Vertrauen auf die persönlich vorgestellte Allmacht, die ihre schützende Hand auch über den seiner selbst nicht mehr Bewußten halte, und lehren sie, Gott die Sorge für ihr Wohl und das ihrer Lieben, ja aller Menschen, im Gebet zuversichtlich ans Herz zu legen. Auch dieser fromme Optimismus, der zweite Bestandteil des Gebetes, ist zweifellos sittlich wertvoll. Er kann freilich auch übertrieben werden. Der hoffnungsvolle, von der Wirklichkeit nicht immer unterstützte Glaube, daß dem Frommen kein Unglück widerfahren solle, schlägt um in die Vorstellung, daß zwischen dem Eintreten eines Unglücks und der Gesinnung der davon Betroffenen ein ursäch-

licher Zusammenhang bestehe. Die lieblose Suche nach der Sünde, die von der strafenden Gotteshand gezüchtigt werde, beginnt. So wenn, wie es wohl vorkommt, den Kindern, die von einer nächtlichen Feuersbrunst gehört haben, geantwortet wird: „wahrscheinlich hätten jene Unglücklichen ihr Abendgebet unterlassen" — das führt direkt zu Aberglauben und Unwahrhaftigkeit, ja selbst Lieblosigkeit. Das Gebet des Gerechten vermag nach der religiösen Überlieferung wohl viel, wenn es ernstlich ist, aber doch keineswegs alles, und die feste Überzeugung von der Gebetserhörung hat vielleicht einen religiösen, aber kaum einen sittlichen Wert. Für den Religiösen ist sie das Wunderzeichen, das die Offenbarung des lebendigen Gottes verbürgt, steht also im Dienste der „inneren Erfahrung"; für den Ethiker ist sie fast bedenklicher noch, als für den Naturforscher; denn sie greift nicht nur in die lückenlose Kette von Ursache und Wirkung störend ein, sondern auch in den geistigen Zusammenhang von Grund und Folge. Wenn Böses durch überweltliche Vergebung aus der Tafel des Geschehens einfach ausgelöscht werden könnte, so wird auch die Überzeugung, daß aus gutem Grunde wieder gute Folgen hervorgehen müssen, mit erschüttert. Wie leicht ferner die durch Priestermund erteilte oder im stillen Kämmerlein selbst erfahrene göttliche Vergebung der Sünden zu leichtfertigem Spiel mit dem Bösen führt, das ja nur bereut und vor Gott bekannt zu werden braucht, um schließlich Gnade zu finden, das möge man den katholischen Beichtvater — und das eigene Herz fragen. Endlich leistet das „Werfen aller Sorge auf Ihn" in bedenklicher Weise der eigenen Untätigkeit Vorschub, und ich halte die gern in christlichen Jugendbüchern wiedergegebene Lebensgeschichte Jung-Stillings oder auch die von der Gründung des Hallischen Waisenhauses durch A. H. Francke für nicht unbedenklich genug, um sie Kindern zur Nachahmung bei ihrem Werk zu empfehlen. Ist doch vor kurzem eine Fundunterschlagung von bekannter geistlicher Stelle als ein Beispiel der Gebetserhörung hingestellt worden! Jenes Gottvertrauen, das christliche Liebeswerke aus

den Börsen anderer erbaut, wohnt zu nahe bei dem Leichtsinn, der sich auf die Gutmütigkeit der anderen verläßt, als daß es sittlich zu hegen wäre. Indessen dies sind immerhin nur Übertreibungen des religiösen Gefühls, daß Gott alles wohl machen werde, daß unser ganzes Wollen und Tun ohnmächtig bliebe, wenn nicht eine höhere Leitung darüber wachte, die alles herrlich hinausführt, auch wo wir selbst nicht mehr imstande sind, tätig einzugreifen. Ein ähnliches Gefühl wird auch der Ethiker nicht missen wollen. Stellt sich der Gläubige die Regel, die alles Weltgeschehen beherrscht, gern in der Gestalt des fürsorgenden und auch für den einzelnen teilnahmevollen Vaterwillens vor, so wird der Nichtreligiöse doch den Glauben an ein Mehr als Zufall, an ein Gesetz, nach dem alles Geschehen sich richtet, an eine feste Regel alles Werdens und Vergehens nicht wohl entbehren wollen. Die erste Bedingung alles Handelns, also auch des sittlichen, ist ja, daß es überhaupt zum Ziele führen könne, oder zum mindesten, daß der Handelnde die Hoffnung darauf habe, sein Tun, wie alles Geschehen, sich einfügen zu sehen in eine bestimmte Weltordnung, aus der der für die Menschenvernunft unerträgliche „Zufall“ ausgeschieden ist. Die Güte des himmlischen Vaters verhindert, auch wenn er ernstlich gebeten ist, nicht immer den Eintritt nächtlicher Katastrophen; ebensowenig läßt sich aus der Einsicht, daß eine Feuersbrunst etwa nur in enger ursächlicher Bedingtheit mit äußeren Umständen eintreten könne, ein völlig beruhigender Trost gegenüber dem Dunkel der Nacht entnehmen. Optimismus ist eben ein Glaube und als solcher nicht beweisbar. Der Gläubige muß sich wohl oder übel damit trösten: Alles, was Gott auch schicken möge, ist gut — wenn meine Einsicht auch seinen dunklen Wegen nicht zu folgen vermag; der Nichtgläubige findet seinen zunächst auch nur kümmerlichen Trost in der Anschauung der Erhabenheit eines rein kausalen Zusammenhanges alles Geschehens. Jener leugnet, daß irgend etwas Ziel- und Zweckloses geschehen könnte, dieser das Ursachlose. Nur für den ersten kann daher auch

das Gebet als Anliegen an eine zweckvoll handelnde Persönlichkeit einen eigentlichen Sinn haben, für den zweiten wird es vollkommen überflüssig. Das Weltall hat keine Ohren und das Kausalgesetz spottet aller Beeinflussungsversuche. Aber deswegen sieht sich der Mensch doch nicht hilflos zwischen die Räder, Walzen und Zähne einer ihm völlig unbekannten und unbegreiflichen Naturmaschinerie geworfen, die nicht nur erbarmungs-, sondern auch völlig zwecklos alles, was in sie gerät, zermalmte. Wenn der Zerquetschte nichts weiter wüßte, als daß alle die Räder und Scheiben mit Naturnotwendigkeit ihre zerstörende Arbeit üben — dann wäre freilich kaum ein Trost daraus zu holen. Aber er weiß mehr, er glaubt wenigstens mehr zu wissen, um mich ganz vorsichtig auszudrücken. Die Mühle mahlt nicht nur, sie gibt auch Mehl! Der rückschauende Blick auf die Naturentwickelung zeigt, daß aus dem scheinbaren Chaos doch Besseres hervorgegangen ist; die verbrauchten Kräfte sind nicht nur nicht untergegangen, in Nichts geschwunden, sie sind nicht nur in anderer Form erhalten, sondern auch in besserer Form. Mit diesem Urteil — ob es begründet ist, oder nur ein holder Wahn, das brauchen wir hier nicht mehr zu untersuchen — gleitet in das Kausalgetriebe der Gedanke einer immanenten Zweckmäßigkeit hinein. Das Werden und Vergehen der Naturdinge ist nicht nur der zwecklose Wellenschlag des ewigen, ruhelosen und doch in seiner Fülle veränderungslosen Meeres, sondern es sind die hüpfenden Wellen eines Stromes, der einem Ziele zueilt. Der Strom wird breiter, die Wellen höher, die Kraft des Wasserschwalls steigert sich, reichere Wirkung geht von ihm aus. Freilich, er mündet schließlich in jenes Meer — nach all dem Entwickelungsgetriebe der anorganischen und organischen Kräfte auf der Mutter Erde kommt wohl wieder ein Rücksturz in den feurigen Sonnenball, und das Spiel beginnt von neuem. Die Meeresfluten wandern wiederum als Wolken zurück, um Bächlein und Ströme zu speisen — aus dem neuen Chaos sondern sich wiederum Feuerbälle ab, um langsam erkaltend von

neuem den Spielplatz anorganischer und organischer Naturkräfte abzugeben. Für das Auge einer weltfernen, dem ganzen Kraftbetriebe entrückten, fremden Gottheit hat vielleicht dieser durch Jahresmillionen fortgesetzte Wechsel von Welten-Entstehen und -Vergehen keinen rechten Sinn — vielleicht! Denn wer von den erdgeborenen Menschen möchte sich vermessen, sich an die Stelle jener Gottheit zu setzen und zu behaupten, daß nicht auch im Werden und Vergehen von Welten so gut wie in dem Werden und Vergehen von Zellen ein Fortschritt vom Niederen zum Höheren, vom minder Passenden zum Vollkommneren stattfinden könnte? Aber bliebe selbst dem Menschen die ahnungsvolle Aussicht auf die letzten Ziele aller kosmischen Entwickelung ewig dunkel — er braucht sie auch nicht; sind ihm doch die nächsten und selbst fernere Zwecke deutlich, und ist doch der ganze Lebensprozeß an sich selbst, auch ohne die Antwort auf die in die fernsten Fernen greifende Wozufrage, eine freuden- und befriedigungsreiche Kraftbetätigung. Der Gedanke, daß das Leben Selbstzweck sei, daß das Existierende keiner progammatischen Beglaubigung durch eine Macht, in deren Diensten es stände, bedürfe, ist so eminent einfach, daß er bisher nur von der Pflanze und vom Tier verwirklicht worden ist. Der Mensch hat viele Jahrhunderte lang immer nach einer Patentierung für einen bestimmten, diesseitigen oder jenseitigen Zweck gesucht, und darüber das ganz vergessen, was jedes Veilchen, jeder Käfer empfindet, daß das einfache Dasein seine Befriedigung in sich selbst trägt. Lebenserhaltung und Lebenszerstörung durch die Fortpflanzung, die das Individuum vernichtet, um es in den Nachkommen voller, differenzierter, weiterleben zu lassen — das sind auch seine Zwecke. Und ich meine, sie könnten genügen. Jetzt steckt der Mensch zwar noch immer in dem gigantischen Naturmechanismus, aber nicht mehr als Fremdkörper, der zerrieben werden müßte, sondern als Schräubchen, Rädchen, als unlöslicher Teil des Ganzen. In diesem Sinne weckt auch schon die bloße Anschauung des Kausal-

gefüges, das den inneren Zweck der Lebensmöglichkeit für das Ganze und alle seine Teile in sich trägt, die trostvolle Empfindung, daß einem „nichts geschehen könne", wie Anzengruber seinen Steinklopferhans einmal sagen läßt. Ich bin und ich bleibe in der Welt, mag kommen, was da wolle; mein Dasein ist aufs engste verknüpft durch unzerreißbare Bande der Naturnotwendigkeit mit dem All, das mich umgibt. Ob nun morgen die aufgehende Sonne noch in meinem Auge sich spiegeln wird, oder ob dieses dem Lichte verschlossen sein wird — gleichviel! Heraus kann ich nicht aus der Welt und diese Welt ist im ewigen Werden: wie möchte ich mich aus der Kette der Naturwesen herausheben wollen? Getrost; solange ich in dieser Form mitarbeiten kann am Weltprozeß, solange geschieht mir nichts. Späteres Dasein — spätere Sorgen!

Die ehrfürchtige Unterordnung des einzelnen unter den Weltwillen, das gläubige Vertrauen zu der Güte, d. h. Zweckmäßigkeit alles Geschehens, waren die ersten beiden Bestandteile, die wir aus dem Gebetsbedürfnis des Gläubigen aussonderten. Als drittes kommt nun noch hinzu das Verantwortlichkeitsbewußtsein. Es ist nichts, als der Reflex jener beiden Gedanken auf den Individualwillen. Das Kind fragt sich: habe ich mich gegen den Allmächtigen nicht aufgelehnt? habe ich dem Allgütigen seine Liebe nicht mit Undank vergolten? Seine Ohnmacht diktiert ihm die Gehorsamspflicht; sein auf das Gute gerichteter Wille drängt es, den Quell alles Guten wieder zu lieben. Die feste Überzeugung, daß es selbst ein vollberechtigtes, aber darum auch Pflichten unterworfenes Kind Gottes, ein Glied in der Familie der Lebenden sei, erweckt das Bewußtsein der Verantwortlichkeit in ihm. Wie es seinen Eltern antworten muß auf die Fragen: Was hast du getan? Wozu hast du das, was wir dir gegeben, gebraucht? so lauscht es jetzt auf die innere fragende Stimme, in der Gott selbst, wie man ihm gelehrt, zu ihm spricht, und in ernster Selbstprüfung, wenn auch zunächst unter Anleitung der Eltern, versucht es sich Rechenschaft darüber zu geben, ob

es in dem kleinen Pflichtenkreis, der es einschließt, seine richtige Stellung eingenommen habe. Die sich dabei immer wieder aufzwingende Überzeugung, daß es vielfach gefehlt, daß also sein Wille immer noch ohnmächtig und schwach sei, andererseits die gerade in dieser Selbstprüfung ihm bewußt werdende Unbesieglichkeit des Willens zum Guten drängen ihm nun die Bitte um Verzeihung des Bösen, das es getan, die Bitte um Kräftigung und Stärkung seines guten Willens auf die Lippen; es schafft sich, indem es allein oder vor der Mutter in feierlicher Weise seine ernstliche Absicht, ein guter Mensch zu werden, ausspricht, gleichsam ein neues, wenn auch nur formales, Motiv zum Guthandeln durch erneute Verpfändung seines Wortes — kein Wunder, daß dabei ein innerer Friede, ein Sicheinswissen mit dem Willen aller Guten, in sein Herz einkehrt. Die Gebetserhörung ist kein leerer Wahn; aber nicht der Mensch spricht und der außerweltliche Gott hört, sondern Gott in uns spricht und der Mensch hört.

Sollte der Nichtreligiöse diese Selbstbesinnung auf das Göttliche in ihm, diese ernste Prüfung seiner Handlungen an seinem eigensten tiefsten Wollen weniger brauchen, als der Religiöse? Wer möchte das behaupten? Im Gegenteil: je mehr der Mensch Ernst macht mit einem Sittengesetz, das nicht aus den Wolken des heiligen Berges ihm offenbart wurde, sondern das aus seinem eigenen tiefsten Willen hervorbrach, um so hellhöriger muß er werden gegen die innere Stimme, um so aufmerksamer wird er prüfen wollen, wie weit sein Handeln nach niederen Augenblicksmotiven noch von dem in ihm lebenden Ideal eines Handelns ausschließlich nach der höchsten Wertschätzung abweicht. Auch er fühlt das Bedürfnis, sich zu verantworten; er selbst der fragende und unbestechliche Richter, er selbst wiederum der vom eigenen Idealwillen schwer Verklagte. Auch diese Selbstbesinnung, das Vorrecht der freien sittlichen Persönlichkeit, kann und soll durch die Erziehung vorbereitet werden. Welche Handreichung dazu können wir nun unseren Kindern geben?

Der unwillkürliche, aus ästhetischen und ethischen Gesichtspunkten erwachsende Beifall, den jenes Bild der Mutter als Hohepriesterin des Göttlichen am Kinderbette in uns weckte, zeigt uns den Weg. Nicht nur der überweltliche Gott, nicht nur der übernatürliche Geist der Unendlichkeit braucht ein menschliches Sprachrohr, sinnlich greifbare Dolmetscher seiner Offenbarungen — sondern auch die schwache Stimme des Guten in der Brust des Kindes will ein Echo finden, das ihre Worte deutlicher und lauter zurückwirft. Die Eltern müssen selbst, trotz ihrer Fehlbarkeit, trotz ihrer eigenen Schwäche, das Ideal dem Kinde auf Augenblicke wenigstens zu verkörpern suchen. Das ist schwer; viel leichter ist es, die Gebetsmühle zu drehen, und sich an bestimmte, durch Gewohnheit geheiligte Worte und hergebrachte Gedanken zu halten. Aber wie um das Haupt der ernstlich mit ihren Kindern betenden Mutter sich für die Augen des Kindes der Himmelsglanz überirdischer Herrlichkeit legt, wie sie dasteht nicht als die Mama, die mit uns scherzte, spielte und wohl auch schalt, sondern als Vertreterin der Gottheit selbst, so kann der Wiederschein des heiligen Feuers für das Gute, das in uns glimmt, selbst schwache Eltern durchleuchten und verklären, daß sie anders, besser, zu sein scheinen, als sie sind. Sie müssen nur ihr Bestes den Kindern auch zu geben versuchen, hinter sich lassen die kleinlichen Tagessorgen und selbst gesammelt und in frommer Andacht an das Bett der Kinder, die Wiege der kommenden Menschheit, treten. Sollte es so schwer sein, diese Andachtsstimmung zu finden? Es braucht ja nichts, als ein Sich-selbst-Besinnen von dem scheinbaren und relativen Wert unseres ganzen Seins und Handelns auf seinen wirklichen und absoluten Wert im Weltengetriebe. Ein Blick auf den gestirnten Himmel, ein Fingerzeig, der das Auge des Kindes vor dem Einschlafen in die dunkle Unermeßlichkeit jener strahlenden Welten weist, genügt, um das Menschenherz klein werden zu lassen, ganz klein, um ein leichtes Lächeln auf die Lippen zu rufen über die geschäftige Wichtigtuerei unserer

großen und kleinen Sorgen, mögen sie am Tage uns auch völlig ausgefüllt haben, gegenüber dem stillen ewigen Gang der Monde, Planeten und Sonnen, die da wandelten Jahrtausende, ehe ein Menschenauge zu ihnen emporblickte, und wandeln werden gleichmäßig, unverändert, wenn sich über unseren Urenkeln das Grab geschlossen haben wird. Und doch wiederum, auch groß wird uns das Herz, geweitet und geschwellt von freudigem Stolz, daß ein Menschenhirn diese unendliche Welt in ihrem Gewordensein, Sein und Werden umfaßt, daß auch unser kleines Dasein ein Kraftzentrum in dem gewaltigen Weltorganismus darstellt, daß es nicht verloren gehen kann aus der Kette des Werdens und Vergehens, die in sich geschlossen das All zusammenhält. Wollen wir diesen Blick mit unseren Kindern nicht tun? Ihnen nicht erläutern, vielleicht selbst indem wir die Phantasie zu Hilfe rufen, was sie von diesen Gedanken noch nicht verstehen können? „Seht, Kinder, wie dort Welten, größer und reicher als unsere Erde, im dunkeln Himmelsraum schweben! Keine fällt herab, denn so schimmern die Sterne schon seit urdenklichen Zeiten — und nicht die Hälfte von allen können wir sehen. Vielleicht, daß auch auf diesem oder jenem fernen Stern sich ebenfalls ein paar Köpfchen vom Kissen heben und hinausschauen in den Weltenraum, in dem auch unsere Erde als glänzender Lichtpunkt hängt. Die sehen zu euch hin — ihr seht zu ihnen hin und wißt nichts voneinander, denn wie weit, wie weit ist die Ferne, die zwischen euch liegt! Aber so sicher, wie jene auf ihrem Stern durch die Nacht zum Licht dahinfahren, so geborgen und heimlich seid auch ihr hier in eurem Bettchen und könnt ruhig schlafen, bis euch die Sonne wieder weckt.“ Oder die Mutter ahmt das Beispiel all der unzähligen Schlummer- und Wiegenlieder nach und erzählt mit leiser Stimme von all den anderen Naturwesen, die sich nun um uns herum auch zum erquickenden Schlaf anschicken, von den Blüten, die sich nun schließen, bis zum Vögelchen im dichten Blätterdach — wie sie alle in der Hut der Natur ohne Furcht und Grauen die Nacht benutzen zur Erneuerung ihrer

Kräfte. Ein anderes Mal erfindet sie ein kleines Märchen, über den Bettpfosten etwa, wie er grünend im Walde aufgewachsen und Luft, Sonne und Regen getrunken, um seine Fasern fest werden zu lassen; wie dann das Beil des Holzfällers ihn gezeichnet und Tischler und Drechsler ihn in ihre Arbeit genommen usw., oder sie knüpft an Anderes, Naheliegendes an; meinetwegen spricht sie über das Rüböl in der Nachtlampe und läßt vor den Augen der Kinder das goldene duftende Rapsfeld entstehen mit all seinem Leben, oder — aber wer will die Phantasie einer Mutter erschöpfen? Wer ihr auch nur vorschreiben? Warum soll sie nicht auch einmal erzählen von all den guten Menschen, die vor uns gelebt haben, von Mose, der den Israeliten Gebote gab, deren Erfüllung ihnen Glück und innere Zufriedenheit gebracht hätte, von Johannes, dem Bußprediger in der Wüste, von Jesu, dem Kinderfreund und gewaltigen Lehrer der Sittlichkeit, dem Sakya-Muni, den der Anblick von Alter, Krankheit und Tod zur inneren Selbstbesinnung führte usw. usw.? Die Güte in der Menschheit, die Ruhe und Sicherheit des Naturlebens, die Erhabenheit des Weltganzen — sie alle verfehlen niemals ihren Eindruck auf das kindliche Gemüt. Nur daß der kleine Erdenbürger für einen Augenblick hinaustrete aus seinem winzigen Anschauungskreise, dessen Pole noch Spiel und Essen und Trinken sind, und unter der Leitung der Eltern sich versenke in ein Größeres, Schöneres und Erhabeneres, als es die Tagesbeschäftigung bietet. Durchaus natürlich und einfach geht diesem Schlußakkord des Tages noch vorher eine kleine Besprechung der Tagesereignisse; das Verhalten des Kindes zu seinen Pflichten, der Gebrauch oder Mißbrauch, den es von seinen Rechten gemacht hat, unterliegt der leisen Beurteilung der Eltern. Eine ruhige Ermahnung, Belobung oder Tadel, fällt jetzt auf guten Boden. Das geheimnisvolle Dunkel der Umgebung, die Abwesenheit alles Zerstreuenden, das Nahen der Nacht machen das Kinderherz weich und bildsam, auch ohne Drohung mit himmlischem oder elterlichem Zorn. Dem milden

fragenden Wort öffnet sich der Mund zu kleiner Beichte und der verzeihende Gute-Nacht-Kuß der Eltern drückt das Siegel der Vergebung auf die Stirn des kleinen Sünders. Sind ernstere Verfehlungen begangen, so besprechen wir, immer ohne Zorn, aber mit leiser Trauer, wie schwach doch der gute Wille des Kindes noch ist; wie leicht es sich doch wieder zu Handlungen hinreißen lasse, die es selbst nicht billigen könne, und suchen, ohne durch ausdrückliche Versprechungen das Gewissen zu binden, den ernsten Vorsatz zu morgigem Besserwerden zu erwecken. Ein paar feierliche Akkorde auf dem Klavier, ein leichtes Schlummerliedchen, leiten dann, nachdem alles Bedrückende weggesprochen, die Kinder leise über die Brücke vom Wachen zum Träumen hinüber. Kein Lippendienst wird hier gefordert; der Abendsegen kann nicht zu mechanischer Gewöhnung werden oder gar zum Werkdienst. Er ist immer anders — und doch immer derselbe.

So mag auch Form und Inhalt der Erziehung wechseln mit den Jahrhunderten, je nach der wachsenden Einsicht der Eltern in das Walten des Weltengeistes. In dieses Vaters Hause sind wahrlich viele Wohnungen, und unendlich mannigfaltig, in ewig wechselnden Gestalten, mit immer neuen, immer besseren Ausdrucksmitteln drängt die geistgeborene Menschheit zu ihrem Urquell und Endziel hin. — Das tiefste Geheimnis, das wir Menschlein bisher dem Allgeist für die Erziehung unserer Kinder ablauschen konnten, heißt: unerschöpfliche Mutter- und Vaterliebe.

Leipzig,

Druck von Ramm & Seemann.



Kapitol in Washington a



Lindenberg, Um die Erde".

Digitized by Google

Druck von G. Bernstein in Berlin.


89094655545
B89094655545A

